



# Wohnbauforschung im Versuchsbau

50 Jahre «Flexibles Wohnen» in Linz

**ETH** zürich

**gta**

Institut für Geschichte und Theorie der Architektur

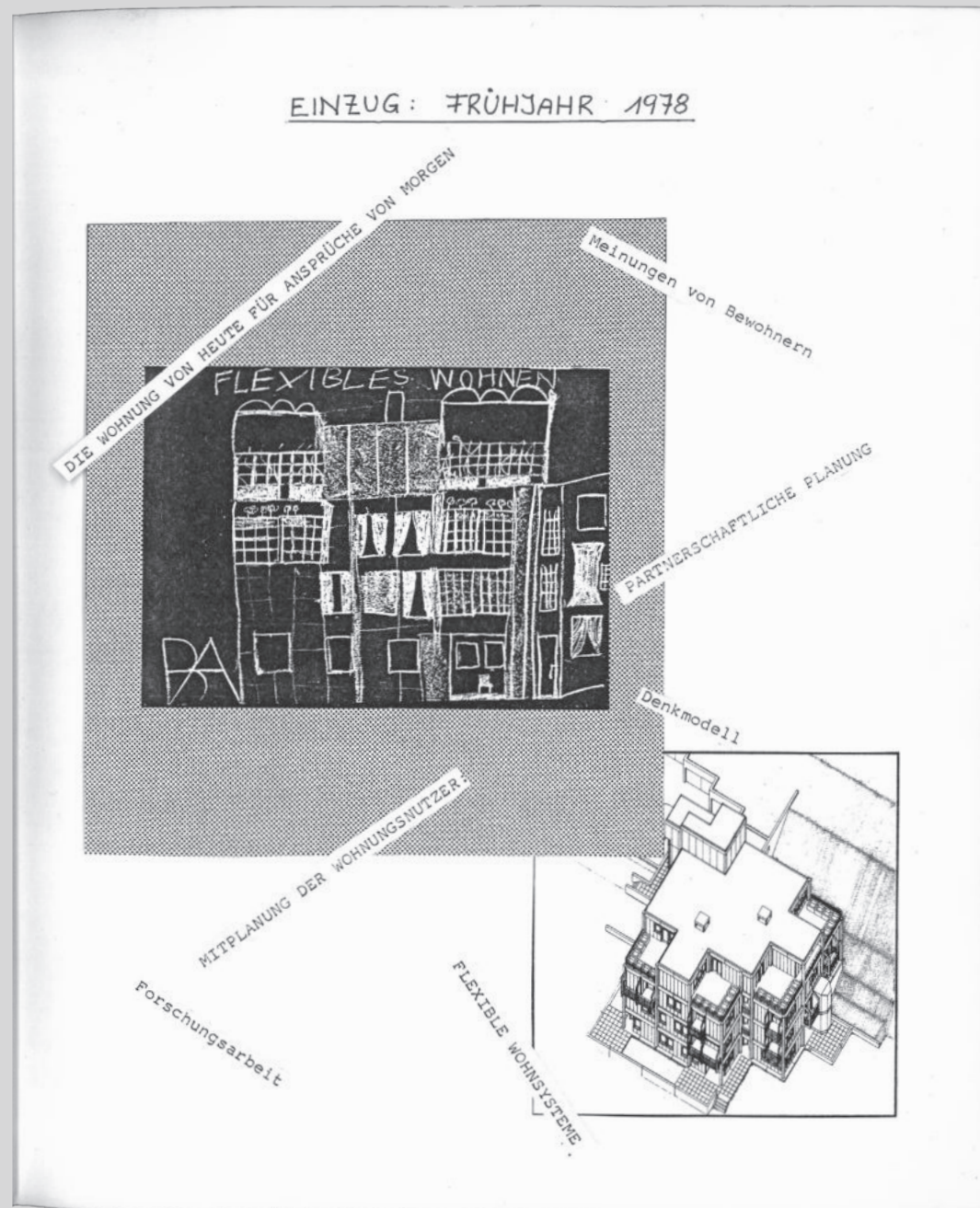
MAS-Thesis im Rahmen des MAS Programms in  
Geschichte und Theorie der Architektur

vorgelegt von  
Rebekka Sophie Hirschberg  
im Januar 2021

Gutachten:  
Dr. Susanne Schindler  
Dr. Andreas Rumpfhuber  
Dr. Maarten Delbeke

# Wohnbauforschung im Versuchsbau

50 Jahre «Flexibles Wohnen» in Linz



Seit dem Bezug des Versuchsbaus 1978, hat Frau Wasmeyer-Nagl die Hauschronik geführt, in der alle Ereignisse und gemeinsamen Aktivitäten festgehalten sind. Die erste Seite ist mit ausgewählten Textschnipseln aus dem dritten Wohnbauforschungsbericht verziert.

Margit Mayr: *«Es war von Anfang an so, dass alle Türen offen waren! Wir haben zwar jetzt einen Knauf an der Tür, aber es waren immer Klinken. Die Kinder im Haus haben ein offenes Haus gehabt, die waren überall zu Hause. Es hat nirgendwo Eintrittsverbot gegeben.»*

Wolfgang Mayr: *«21 Kinder!»*

Christl Wasmeyer-Nagl: *«Also gefeiert ist in diesem Haus sehr viel worden! Der Herr Mayr ist ja musikalisch sehr begabt, der hat Konzerte gegeben hier im Keller, da waren wir 40, 50 Leut'. Der ist ein guter Gitar-rist, Ziehharmonika, alles spielt der. Und das hat natürlich auch bei den Hausfesten viel dazu beigetragen!»*

Helmut Werthgarner: *«Alles, was am Haus irgendwie verändert wird, mach ma alle miteinander. Das steht dann am schwarzen Brett'l.»*

Renée Werthgarner: *«Dann kommen alle im Hobbyraum zusammen, im Partykeller.»*

Ingrid Plohberger: *«Wir haben da wirklich Fachkräfte im Haus. Also der Wasmeyer zum Beispiel, und der Lutz. Der richtet alles her. Der macht auch die Heizung. Und der Wasmeyer ist Elektriker – da sind wir sehr verwöhnt.»*

|                                                              |     |
|--------------------------------------------------------------|-----|
| Einleitung                                                   | 4   |
| Die Eschenliebhaber                                          | 10  |
| Die Veränderer                                               | 18  |
| Entstehungskontext. 1968 und ein Jahrzehnt der Veränderungen | 26  |
| 1.1 Wohnbaupolitik in der Stahlstadt Linz                    | 28  |
| 1.2 Stadtvisionen – utopisch radikal rational                | 32  |
| 1.3 Wohnbauforschung in Österreich                           | 36  |
| 1.4 Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz                      | 40  |
| Die Hauschronistin                                           | 44  |
| Die Tapetenwechsler                                          | 52  |
| Entwurfsgeschichte. 10 Jahre Ideen zum «Flexiblen Wohnen»    | 60  |
| 2.1 Die Idee (1968)                                          | 64  |
| 2.2 Das Bauystem (1969–1972)                                 | 66  |
| 2.3 Die Baureife (1972–1975)                                 | 70  |
| 2.4 Der Versuchsbau (1975–1978)                              | 74  |
| Die Hausleute                                                | 80  |
| Erkenntnisse. Ein Zwischenbericht nach 42 Jahren             | 92  |
| 3.1 Flexibilität und «Einzelentscheidungen»                  | 94  |
| 3.2 Partizipation und «Einweisungspolitik»                   | 97  |
| 3.3 Gemeinnützigkeit und «ideelle Vorteile»                  | 100 |
| 3.4 Forschung und Experiment                                 | 103 |
| Rückblick und Ausblick                                       | 106 |
| Literatur und Quellen                                        | 108 |
| Anhang                                                       | 112 |
| Danke                                                        | 116 |

# Einleitung

## Motivation

Seit drei Jahren befasse ich mich gemeinsam mit der fünfköpfigen Arbeitsgemeinschaft wohnlabor intensiv mit der Frage, wie wir in Zukunft wohnen werden – wie sich unser Wohnraum unseren Bedürfnissen anpassen kann, wie eine weitgehende Selbstorganisation innerhalb der Hausgemeinschaft funktioniert, wie der Wohnraum inmitten der Finanzialisierung des Wohnungsmarktes bezahlbar bleibt, und wie man als Architekt\*in dazu beitragen kann, dass Menschen die Gestaltung selbst in die Hand nehmen.

Viele der Fragen, mit denen wir uns heute beschäftigen, sind nicht neu. In den 1960er und 1970er Jahren wurden sie intensiv diskutiert und konzipiert, ja zum Teil sogar gebaut. Wieso wurden diese Ideen nicht mehr weiter verfolgt? Und wieso ist die Wohnbauproduktion, mit wenigen Ausnahmen, wieder in die monotone Konvention zurückverfallen? Das Ziel dieser Arbeit ist es, die experimentellen Ideen nach 50 Jahren noch einmal zu betrachten. Was wurde während der Bewohnung aus ihnen gemacht? Und was können wir aus ihnen für die Zukunft lernen?

In der Schweizer Zeitschrift *Bauen+ Wohnen* stieß ich auf das Heft *Junge Architekten in Österreich* (04/1976). Inmitten der heute bekannten Protagonisten Hans Hollein, Günther Domenig und Eilfried Huth, Coop Himmelblau und einem Vorwort von Dietmar Steiner, ist eine Doppelseite dem Projekt *Flexibles Wohnen* gewidmet, geplant von der mir bis dahin unbekannten Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz. Genau so ein Gebäude hatte ich gesucht.

Ab 1968 entwickelte die Werkgruppe Linz fast zehn Jahre lang ein flexibles Bausystem. Das System sollte den Rahmen für die Mitgestaltung in der Planung und laufende Veränderungen während der Bewohnung schaffen. *Flexibles Wohnen* sollte ein «Generationenhaus»<sup>1</sup> sein, in dem Familien in unterschiedlichen Phasen des Familienzyklus zusammenlebten, und die Flächen der Wohnungen verkleinern und vergrößern könnten. Mit dem anpassbaren und selbstbestimmten Bausystem wollten die Architekten zur Verbesserung des sozialen Wohnungsbaus beitragen.

Die zehnjährige Planungsphase wurde durch Fördermittel der bundesweiten Wohnbauforschung ermöglicht. Die Werkgruppe Linz führte insgesamt drei Forschungsprojekte für *Flexibles Wohnen* durch. In der letzten Phase wurde der «Versuchsbau» geplant, um das System als Prototyp in der Realität zu erproben. Die Bauträgerschaft übernahm die VÖEST-zugehörige Genossenschaft Eigenheim. Der Versuchsbau mit elf Wohnungen wurde im Frühjahr 1978 bezogen.

Im Jahr 2020 habe ich den Versuchsbau mehrfach besucht, um herauszufinden, was aus den experimentellen Ideen geworden bist. Ich habe vier Familien kennengelernt, die seit 42 Jahren dort leben und mir von ihren Wohnerfahrungen erzählt haben. So viel lässt sich vorab sagen: die Hausleute haben den Versuchsbau zum Gemeinschaftshaus gemacht.

## Forschungsstand

Das Forschungsprojekt *Flexibles Wohnen* ist sehr umfassend dokumentiert. Die drei Forschungsberichte (1972; 1975; 1978) geben einen umfassenden Einblick in die Entwicklung des Bausystems, von der städtebaulichen Ebene bis zum technischen Detail. In den Berichten finden sich unter anderem Texte, Pläne, Details, Modellfotos, Kostenaufstellungen, eine soziologische Studie und statische Gutachten. Die Forschungsberichte wurden von der Werkgruppe Linz im Eigenverlag in kleiner Auflage gedruckt.

Erst während der Recherche für diese Masterarbeit habe ich herausgefunden, dass zahlreiche Projekte, die ich seit dem Studium und vor allem seit meiner tieferen Beschäftigung mit Wohnungsbau gut kenne – wie die *Eschensiedlung* von Eilfried Huth oder die *Terrassenhaussiedlung* der Werkgruppe Graz, maßgeblich durch das Instrument der Wohnbauforschung ermöglicht wurden. Die Wohnbauforschung war eine bundesweite Fördermaßnahme des Bauenministeriums, die zwischen 1968 und 1988 dazu beitragen sollte, die Qualität des sozialen Wohnungsbaus zu verbessern. In diesen zwanzig Jahren wurden 742 Forschungsprojekte durchgeführt und 37 Demonstrativbauten wie der Versuchsbau in Linz errichtet. 1987 wurden die Kompetenzen für die Wohnbauförderung den Bundesländern zugeteilt. Diese sogenannte «Verländerung» bedeutete das Ende der bundesweiten Wohnbauforschung.

Das Wissen über die Wohnbauforschung ist heute nicht sehr groß. Über die Ergebnisse der Wohnbauforschung und deren Auswirkungen für den Wohnbau bis heute, ist bisher kaum publiziert worden.<sup>2</sup> Einzig für das Forschungsprojekt *Wohnbauforschung in Österreich. Zusammenfassender Projektbericht und Hauptergebnisse* (1988; 1993) arbeitete ein interdisziplinäres Team des Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften die Forschungsergebnisse zwischen 1968 und 1988 auf.

In der Entstehungszeit wurde das Bausystem und der Versuchsbau *Flexibles Wohnen* in einigen Fachzeitschriften im deutschsprachigen Raum publiziert, unter anderem in *Bauen+ Wohnen* (1973; 1976), *werk-archithese* (1977) und *Bauwelt* (1978). Die meisten dieser Artikel wurden von den Architekten selbst verfasst und sind mit Planmaterial aus den Forschungsberichten bebildert. Alle publizierten Texte über *Flexibles Wohnen* beschreiben das Bausystem und die Rahmenbedingungen für die individuelle Gestaltung. Die einzigen Ausnahmen bieten die Aufsätze im Lesebuch zum Werkbund Kongress *Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung* (1981) und im *Handbuch für Mitbestimmung* (1987); in beiden wird ein kurzer Einblick in das Zusammenleben im Versuchsbau gegeben. Der Architekturkritiker Friedrich Achleitner widmet dem Haus in seinem Standardwerk *Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert* im Band zu Oberösterreich (1982) eine Doppelseite. Achleitner nahm das Haus auch in seine Linzer Vorlesungen an der Kunstuniversität (2010–2012) auf, die unter dem Titel *Friedrich Achleitners Blick auf Österreichs Architektur nach 1945* (2015) von Roland Gnaiger herausgegeben wurden. Dort nennt er das Haus «einen viel zu wenig beachteten Beitrag zum ‚Flexiblen Wohnen‘»<sup>3</sup>.

Ende der 1980er Jahre ist es still um den Versuchsbau geworden. Auch geplante Folgeprojekte in größerem Maßstab sind ausgeblieben. In den letzten Jahren hat *Flexibles Wohnen* wieder mehr Aufmerksamkeit bekommen und wurde in einigen Ausstellungen gezeigt – darunter *Linz Texas* im Architekturzentrum Wien (2009) aus Anlass des Linzer Kulturhauptstadtjahrs, außerdem in *Wer war 1968?* – einer übergreifenden Ausstellung der Linzer Museen (2018) und in *ausgezeichnet* über die Preisträger des Landesarchitekturpreises im *afo* Architekturforum Oberösterreich (2013).

Die Werkgruppe Linz waren 1978 die ersten Preisträger des Oberösterreichischen Landespreises, verliehen für das Projekt *Flexibles Wohnen*. Der Ausstellungskatalog von *ausgezeichnet* ist die einzige Publikation, welche die Werkgruppe Linz – das waren Helmut Frohnwieser, Heinz Pammer, Edgar Telesko und Helmut Werthgarner – porträtiert. Obwohl die vierköpfige Gruppe einige größere öffentliche Bauten realisiert hat, sind sie hauptsächlich im Raum Oberösterreich bekannt. Außer einer im Eigenverlag publizierten Monografie (2012) gibt es keine Werkaufarbeitung der Arbeitsgemeinschaft.

Die Entstehung des Projekts *Flexibles Wohnen* wurde durch das Programm der Wohnbauforschung mit großzügigen Forschungsmitteln ermöglicht. Die drei Forschungsprojekte betrafen hauptsächlich die technische Konzeption, eine soziologische Marktanalyse, sowie die Mitbestimmung der Bewohner\*innen während der Planung. Das «Wohnen» selbst wurde seit dem letzten Forschungsprojekt und Bezug des Versuchsbaus nicht mehr kritisch betrachtet. Das bringt mich zu meiner Behauptung, dass das groß angelegte Wohnbauforschungsprojekt noch nicht abgeschlossen ist. Mit dieser Arbeit nehme ich es wieder auf um herauszufinden, was aus dem Versuch geworden ist.<sup>4</sup>

These und Forschungsfragen

50 Jahre nach der Entstehung der experimentellen Wohnbauten aus den 1970er Jahren ist ein guter Zeitpunkt, um die Entwurfsgedanken zur Flexibilität, Anpassung und Aneignung in der Bewohnung zu betrachten.

*Wie flexibel und selbstbestimmt wohnen die Bewohner\*innen am Ödmühlweg 16? Wie haben sich die Bewohner\*innen die architektonischen Ideen angeeignet?*  
*Wie hat sich der Versuchsbau während der letzten 42 Jahre verändert? Wie hat die Struktur des Versuchsbaus das Zusammenleben beeinflusst?*  
Und: *Was kann man aus den Ideen und Erfahrungen im Versuchsbau für zukünftige Projekte lernen?*

Aufbau

Kapitel 1 skizziert den Entstehungskontext um 1968 und das folgende Jahrzehnt, in welchem die Ideen des Flexiblen Wohnens entwickelt wurden. Dabei gibt es vier Schwerpunkte: Es beginnt in der **Stahlstadt Linz** und gibt einen Einblick in die Entwicklung des gemeinnützigen Wohnungsbaus, von der Zwischenkriegszeit bis zum Wiederaufbau. Dabei hat mich vor allem interessiert, die Wurzeln des gemeinnützigen Wohnungsbaus in Österreich und somit auch die heutige Situation besser zu verstehen.

Es handelt weiters von der österreichischen **Architekturavantgarde** seit Ende der 1950er Jahre und ihrem Widerstand gegen den monotonen Städtebau der Nachkriegszeit. Als Momentaufnahme und Einblick in diese Szene werden zwei sehr unterschiedliche Ausstellungen in Wien 1967 vorgestellt.

Das Kapitel leitet weiter zum 1966 gegründeten «Bautenministerium» und dem neuen Wohnbauförderungsgesetz 1968, das den Weg für die **Wohnbauforschung** bereitete. Es gibt einen Einblick in das Forschungsvorhaben und die Forschungsergebnisse zwischen 1968 und 1988. Im letzten Punkt handelt es von der Arbeitsgemeinschaft **Werkgruppe Linz**, zunächst deren Ausbildungszeit in Wien und ihr gemeinsames Wirken 1968–1984 im Raum Oberösterreich.

Kapitel 2 zeichnet die Entwurfsgeschichte in vier Zeitabschnitten nach; zehn Jahre lang entwickelten die Architekten der Werkgruppe Linz ihr System für *Flexibles Wohnen*. Die Gedanken und deren Entwicklung werden von der ersten Idee bis zum Versuchsbau nachverfolgt.

Anhand von Geschichten, Zeichnungen, Fotos und Zitaten erzähle ich zwischen den Kapiteln, wie sich die Bewohner\*innen in den letzten 42 Jahren die Ideen der Architekten angeeignet haben und welche Entscheidungen sie für ihren persönlichen Wohnraum und in der Hausgemeinschaft getroffen haben.

Kapitel 3 diskutiert vier zentrale Aspekte, die im Versuchsbau stecken und die bis heute für den Wohnbau von Bedeutung sind. Die vier Aspekte sind – erstens die **Flexibilität**, mit einer Begriffsgeschichte und einer Evaluation, wie sie im Versuchsbau während 42 Jahren genutzt wurde und wie sie heute konzipiert wird. Zweitens, die **Partizipation** und wie das Bausystem zur Bildung und Organisation der Hausgemeinschaft beigetragen hat. Drittens, die **Gemeinnützigkeit** des Versuchsbaus und wie diese institutionell und politisch ermöglicht wurde, im Vergleich zu den heutigen Rahmenbedingungen. Und viertens, die **Forschung** über die Wichtigkeit von Wohnexperimenten und ein Plädoyer für eine erneute Wohnbauforschung.

Methode

Für die verschiedenen Teile der Arbeit habe ich sehr unterschiedliche Quellen (Forschungsberichte, Ausstellungskataloge, Jubiläumsschriften der Bauvereinigungen, Primär- und Sekundärliteratur) herangezogen und darüber hinaus selbst empirisches Material (Gespräche, Beobachtungen, Fotografien, Zeichnungen) erhoben.

In Kapitel 1 habe ich hauptsächlich mit bestehender Literatur und Ausstellungskatalogen gearbeitet. Ergänzend habe ich leitfadengestützte Gespräche mit Architekten (Eilfried Huth, Fritz Matzinger) und Funktionären des Bautenministeriums (Franz Koziol, Robert Koch) geführt, die in dem betrachteten Zeitraum tätig waren. Die zentrale Quelle für Kapitel 2 sind die drei ausführlichen Forschungsberichte samt Planmaterial der Architekten. Außerdem habe ich mit den beiden noch lebenden Architekten der Werkgruppe Linz – Helmut Werthgarner und Edgar Telesko – Interviews geführt. Da die beiden Ende 80 sind und die Entstehung des Projektes schon sehr lange zurückliegt, konnten sie sich an einige Details nicht mehr klar erinnern. Sie verwiesen oft auf die Forschungsberichte mit den Worten «Da steht alles drin!» In Kapitel 3 habe ich meine Forschungsergebnisse in Bezug auf die zuvor genannten vier Aspekte – Flexibilität, Partizipation, Gemeinnützigkeit und Forschung – und deren Bedeutung heute reflektiert. Für die Diskussion ziehe ich teils Vergleiche mit anderen Projekten und Theorien, teils die Wohn Erfahrungen der Bewohner\*innen der letzten 42 Jahre als Grundlage heran.

Für meine empirische Erhebung am Ödmühlweg habe ich die explorative Methode der Architekturethnografie angewandt. Dieser qualitative Zugang an der Schnittstelle von Architektur und Ethnografie, ist ein Ansatz, um den Lebensraum der Menschen in seiner Gesamtheit zu erfassen. Meiner Meinung nach ist die Methode der Architekturethnografie für die Beschreibung des Versuchsbaus passend, da auch die Ideen und Diskurse der 1960er und 1970er Jahre das Alltägliche und die gesamte Umwelt des Menschen thematisiert und in den Vordergrund gestellt haben.

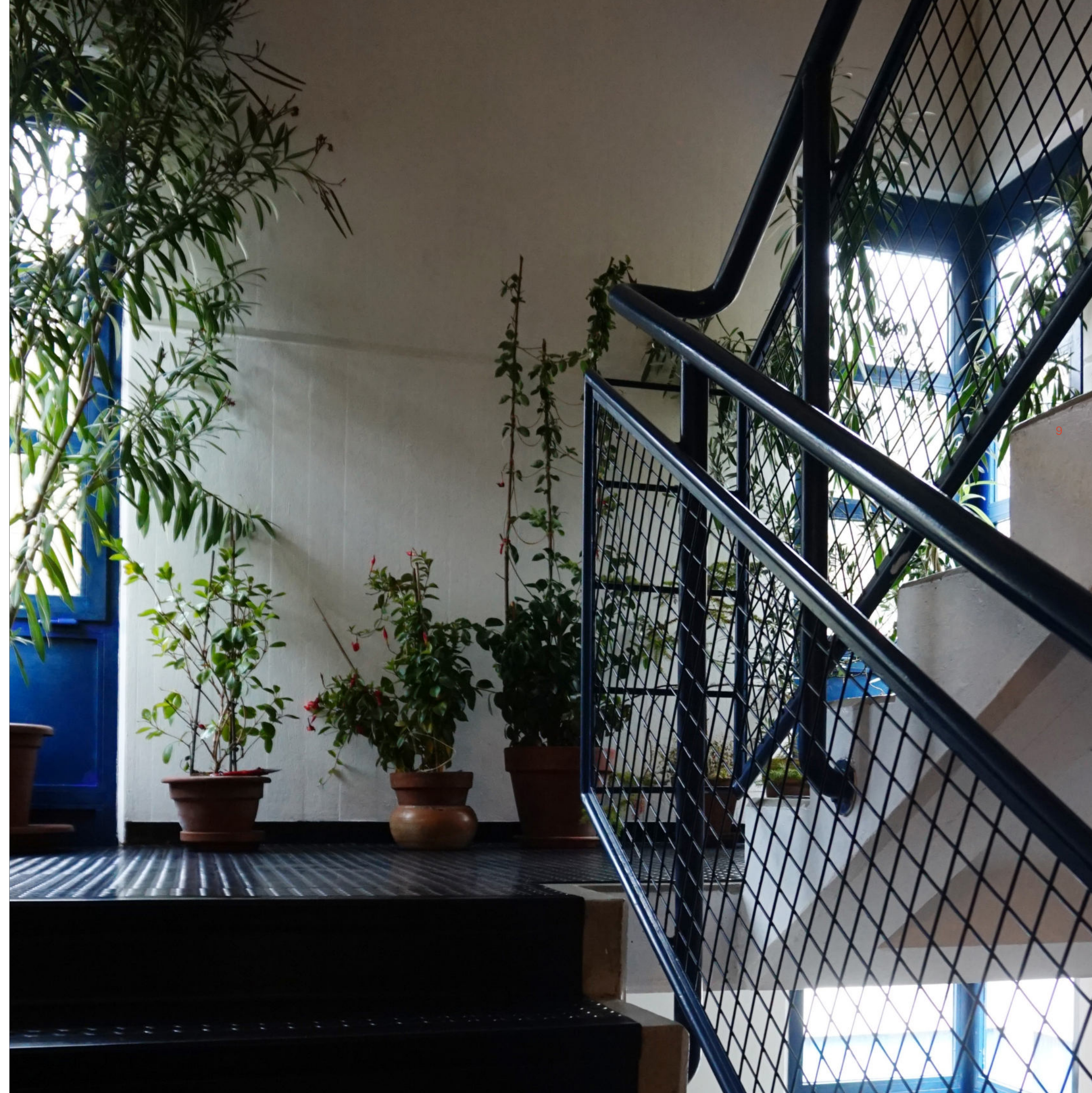
Beobachten, zuhören und dokumentieren im Feld sind die wichtigsten Methoden der Architekturethnografie. Aus dieser Feldforschung bei vier Besuchen in Linz sind Geschichten, Zeichnungen, Fotos und Zitate entstanden. Zusammen erzählen sie die Wohn Geschichten von vier Familien und geben einen Einblick, wie sie leben, wie sie ihren Wohnraum wahrnehmen und welche bewussten Entscheidungen sie für die Gestaltung getroffen haben.

Hauptsächlich inspiriert wurde ich dabei von den Beobachtungen des Atelier Bow-Wow in Tokyo (2001; 2016) und von Philippe Boudon (1969), der 40 Jahre nach der Errichtung das Leben und die Veränderungen in der Siedlung Pessac von Le Corbusier untersuchte. Auch die Forschungsarbeit für das Buch *As Found Houses*, an der ich 2019 mit John Lin, Sony Devabhktuni und Eva Herunter an der University of Hong Kong beteiligt war, hat die Methode für diesen Teil der Arbeit beeinflusst.

Die Entwurfsphase ist – selbst wenn sie zehn Jahre dauert – um einiges kürzer als die Bewohnungs- oder Nutzungsphase eines Gebäudes. Die Bewohnung sollte mehr Beachtung bekommen. Der Wahl der Methode der Architekturethnografie liegt die Überzeugung zugrunde, dass Architektur erst durch die Wahrnehmungen der Menschen, ihre Bedeutung erhält. Wie sich Menschen in Häusern verhalten und sich diese für ihre Bedürfnisse aneignen, kann inspirierend für neue Entwürfe sein.

1 vgl. Interview mit Edgar Telesko, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27.1.2020.  
2 Aktuell forscht Maja Lorbek an der TU Wien zur Wohnbauforschung in Österreich.  
3 Achleitner 2015, S. 250.  
4 In der Fortführung der Forschungstätigkeit der Werkgruppe Linz, habe ich für diese Arbeit dasselbe Format wie die Architekten gewählt: 30 x 30 cm, ein Viertel eines Rasterfelds von «Flexibles Wohnen».

Im Stiegenhaus mit der  
Ordnungsfarbe Blau  
überwintern einige Pflanzen.



## Die Eschenliebhaber

Renée Werthgarner wurde 1935 in Pressburg in der heutigen Slowakei geboren. Kurz nach dem Krieg floh sie mit ihrer Familie nach Österreich. Das erste Jahr verbrachte die Familie in Kremsmünster, danach übersiedelten sie nach Kirchdorf an der Krems, eine Gemeinde im Traunviertel mit 4000 Einwohnern am nördlichen Fuß der Kalkalpen. In Kirchdorf konnte ihr Vater eine Tauschzentrale übernehmen. In der Hauptschule lernte sie den Kirchdorfer Helmut Werthgarner kennen.

Nach dem Schulabschluss ging Helmut 1950 an die Bundesgewerbeschule Abteilung Hochbau in Linz (heute die Höhere Technische Lehranstalt), Renée besuchte die Handelsschule in Wels. Nach der Ausbildung kam sie nach Linz und begann in einer Baufirma zu arbeiten. Helmut ging für das Architekturstudium an die Akademie der Bildenden Künste in Wien in die Meisterklasse von Professor Clemens Holzmeister. Renée und Helmut blieben in Kontakt.

Nach dem Studienabschluss kehrte Helmut Werthgarner 1958 nach Linz zurück und absolvierte seine Praxisjahre in mehreren Architekturbüros in Linz. Nach der Ziviltechnikerprüfung schloss er sich mit Edgar Telesko, einem Studienkollegen von der Akademie, zusammen und die beiden machten sich selbstständig. Mit weiteren Kollegen arbeiteten sie gemeinsam an Wettbewerbsbeiträgen. 1968 gründeten sie zu viert – gemeinsam mit Helmut Frohnwieser, Heinz Pammer und Edgar Telesko – die Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz.

Helmut und Renée heirateten im Sommer 1959. Das erste Jahr lebten sie noch bei den Eltern. Dann zogen sie in eine neu errichtete Wohnung der Genossenschaft Baureform am Auberg. Die erste Tochter Ina wurde 1961 geboren und eineinhalb Jahre später zogen sie in eine größere Neubauwohnung der gleichen Genossenschaft in der Aubergstraße. Dort kam dann 1964 auch die jüngere Tochter Beate zur Welt. Mit dem Wohnungsangebot und den immer gleichen Wohnungen zu der Zeit waren sie sehr unzufrieden.

1968 begann die Werkgruppe Linz Ideen für *Flexibles Wohnen* zu entwickeln. Nach zwei dreijährigen Forschungsprojekten kam das Projekt in Kooperation mit der VÖEST zur Ausführung. Schon früh war sich Ehepaar Werthgarner einig, dass sie gerne eine Wohnung im Versuchsbau *Flexibles Wohnen* beziehen würden. Neben Werthgarners interessierten sich auch die Familien von Helmut Frohnwieser, Heinz Pammer und der Werkgruppe-Sekretärin Azucena Guggenberger für eine Wohnung.

Die Architekten, die beiden «Helis», Helmut Frohnwieser und Helmut Werthgarner, durften in Absprache mit der Genossenschaft die Wohnungen als erste auswählen. Werthgarners entschieden sich für die Maisonette W1 im Sockelgeschoß mit Garten, Frohnwiesers für eine Wohnung mit Terrassenflächen im Dachgeschoß. Heinz Pammer hätte ebenfalls eine Wohnung bekommen sollen, vergränte die VÖEST allerdings mit der Flächenwidmungsplanung Linz-Enns-Perg, die ein geplantes Bauvorhaben verhindert hatte, erinnert sich Frau Werthgarner heute. Familie Guggenberger bekam eine Wohnung, durfte allerdings erst bei der offiziellen Wohnungsvergabe mit allen Interessent\*innen eine Wohnung auswählen und lebt heute gegenüber von Werthgarners im Sockelgeschoß.

Helmut Werthgarner entwarf die Wohnung W1 bereits im Vorhinein für seine vierköpfige Familie. Die Wohnung hat eine Wohnzone im Sockelgeschoß und eine Schlafzone im Obergeschoß. In der Wohnzone gehen Sitzecke, Essbereich und Leseecke fließend ineinander über. Sofaecke und Essbereich lassen sich mit einer Schiebetüre aus Holz abtrennen. Alle Räume orientieren sich in den südseitigen Garten, der zur Wohnung gehört.

Schon vor dem Einzug entwarf Helmut Werthgarner in Absprache mit seiner Frau sämtliche Einbaumöbel. Im unteren Stockwerk wurden der Spiegel im Vorzimmer, Garderobe, Regale unterhalb des Eckfensters, Küchentheke und eine Schiebetür zwischen Wohn- und Essbereich aus Eschenholz maßangefertigt. Im oberen Stockwerk gibt es im Vorraum und den Schlafzimmern Einbauschränke aus Eschenholz. In allen Zimmern wurden Vorhang- und Heizkörperverblendungen aus Eschenholz angebracht.

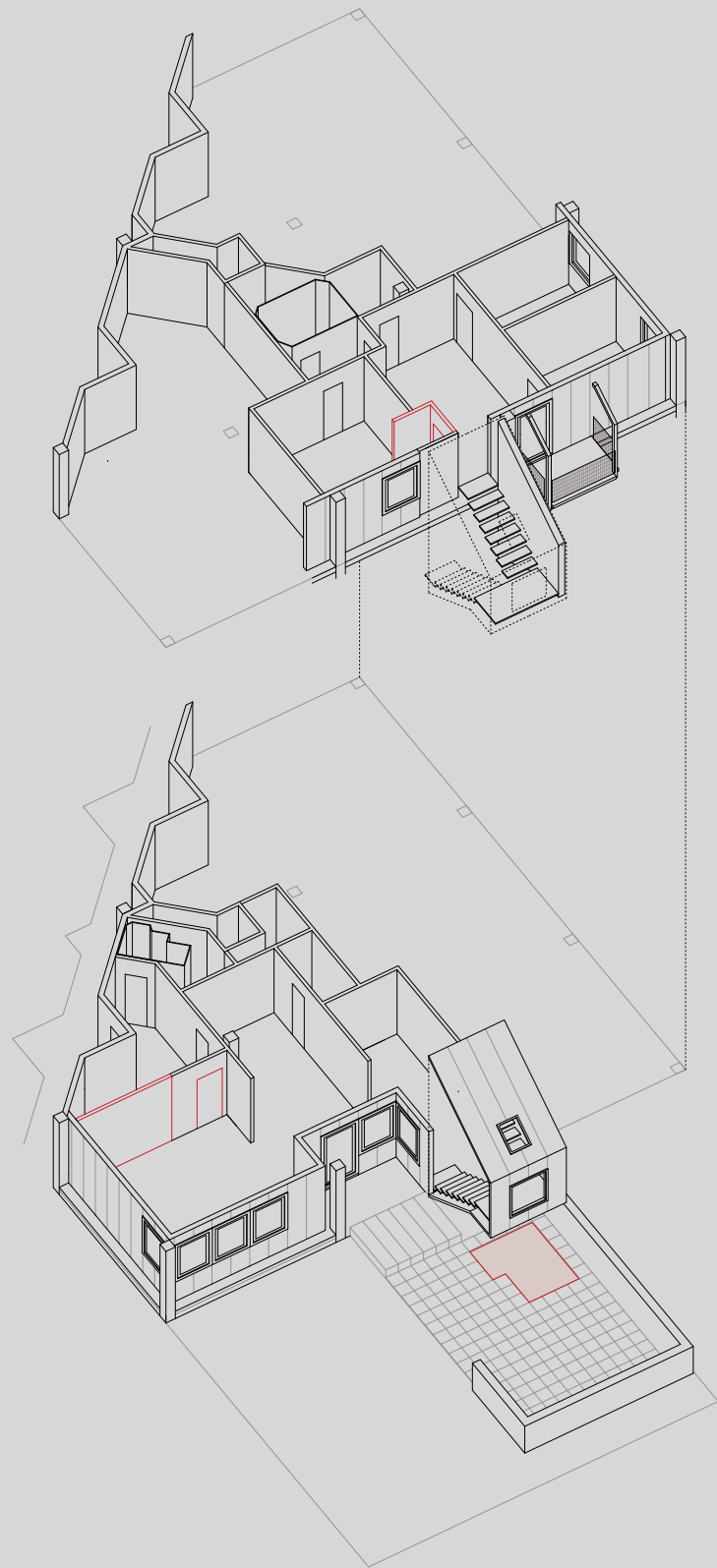
Renée Werthgarner ist eine begeisterte Gärtnerin. Ein Teil des Gartens ist mit Waschbetonplatten ausgelegt, der andere Teil ist eine Wiese, die mit Hecken begrenzt wird und in deren Mitte ein Apfelbaum steht. Unter der Verbindungstreppe haben sie einen kleinen Teich angelegt. So kann das Treppendach entwässert werden, das Wasser rinnt über den Speier in den Teich. Im Teich wächst Schilf und es schwimmen Goldfische, früher lebte hier auch eine Wasserschildkröte. Bei der Stützmauer errichteten sie ein paar Jahre nach dem Einzug eine Laube, die mit Wein überwachsen ist.

Beim Einzug waren die beiden Töchter Ina und Beate bereits 17 und 14 Jahre alt und zählten zu den älteren Kindern im Haus. Sie wohnten bis sie Anfang 20 waren bei ihren Eltern und zogen dann nach Innsbruck und Wien. Ina lebt mit ihrer Familie heute noch in Innsbruck und arbeitet in einem Reisebüro. Beate und ihr Mann Paul, ebenfalls ein gebürtiger Linzer, wanderten nach Amerika aus. Sie wohnen heute in Los Angeles, wo er als Filmmusikkomponist für Hollywood-Produktionen arbeitet.

Nachdem beide Töchter geheiratet hatten, ließen Werthgarners Anfang der 1990er Jahre die Wand zwischen den beiden Kinderzimmern entfernen und haben dort nun ihr Schlafzimmer. Das bisherige Schlafzimmer ist das Gästezimmer. Helmut macht dort aber auch täglich seinen Mittagsschlaf oder sie weichen in den Raum aus, wenn einer von beiden krank ist. Der ehemalige Spielbereich vor den Kinderzimmern ist zu Renées Nähatelier geworden. Helmut und Renée Werthgarner haben Bad und WC bis heute nicht renoviert, die vorgerfertigten Sanitärzellen sind immer noch in einem guten Zustand.

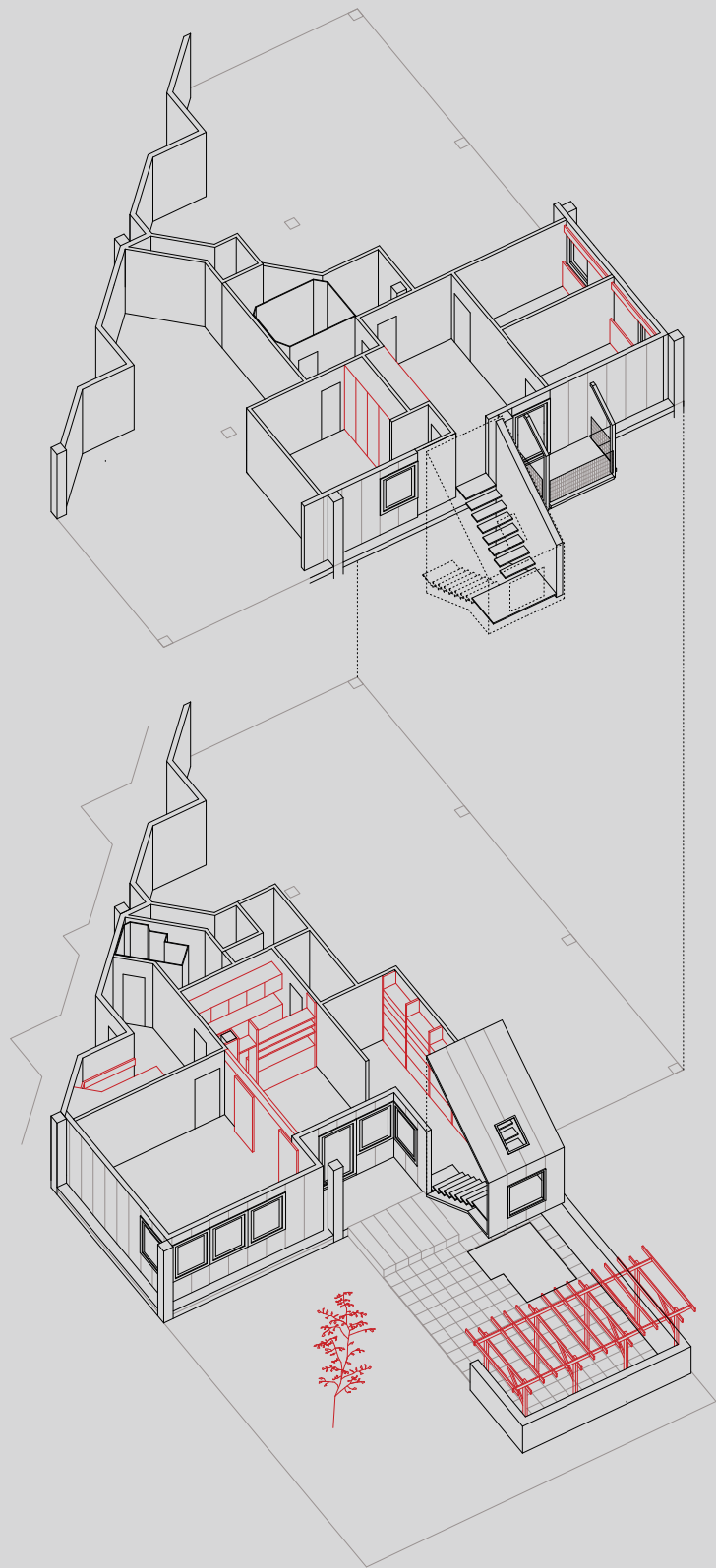
Der gesamte Wohnbereich ist noch genau gleich möbliert wie zu Beginn. Die Eschenholzmöbel haben sich gut gehalten. Auch das Ledersofa und die meisten Bilder stehen und hängen seit Beginn an der gleichen Position. Ein paar Bilder an den Wänden kamen mit den Jahren noch dazu. Viele der Bilder stammen von Helmut's Vater oder dessen Malerfreunden. Den dunkelbraunen Teppichboden ließen sie nach circa 25 Jahren auswechseln und ersetzten ihn mit einem helleren.

Helmut und Renée Werthgarner reisten häufig in die USA, um ihre Tochter und Enkelkinder zu besuchen. Außerdem waren sie viele Jahre lang begeisterte Segler. Im Gang vor der Wohnung hängen viele Bilder aus einem Segelkalender. Die Familie hatte eine Wohnung und ein Segelboot am Attersee, wo sie viele Sommer verbrachten. Letztes Jahr haben sie Wohnung plus Boot den Töchtern vermacht. Helmut und Renée sind heute Ende 80 und fühlen sich in der Wohnung und im eigenen Garten am Ödmühlweg am wohlsten.



### 1977

Herr Werthgarner entwirft die Maisonette mit zugehörigem Garten für die eigene vierköpfige Familie. Unter dem Speier, zur Entwässerung des Dachs der Außentreppe, wird ein kleiner Teich angelegt.

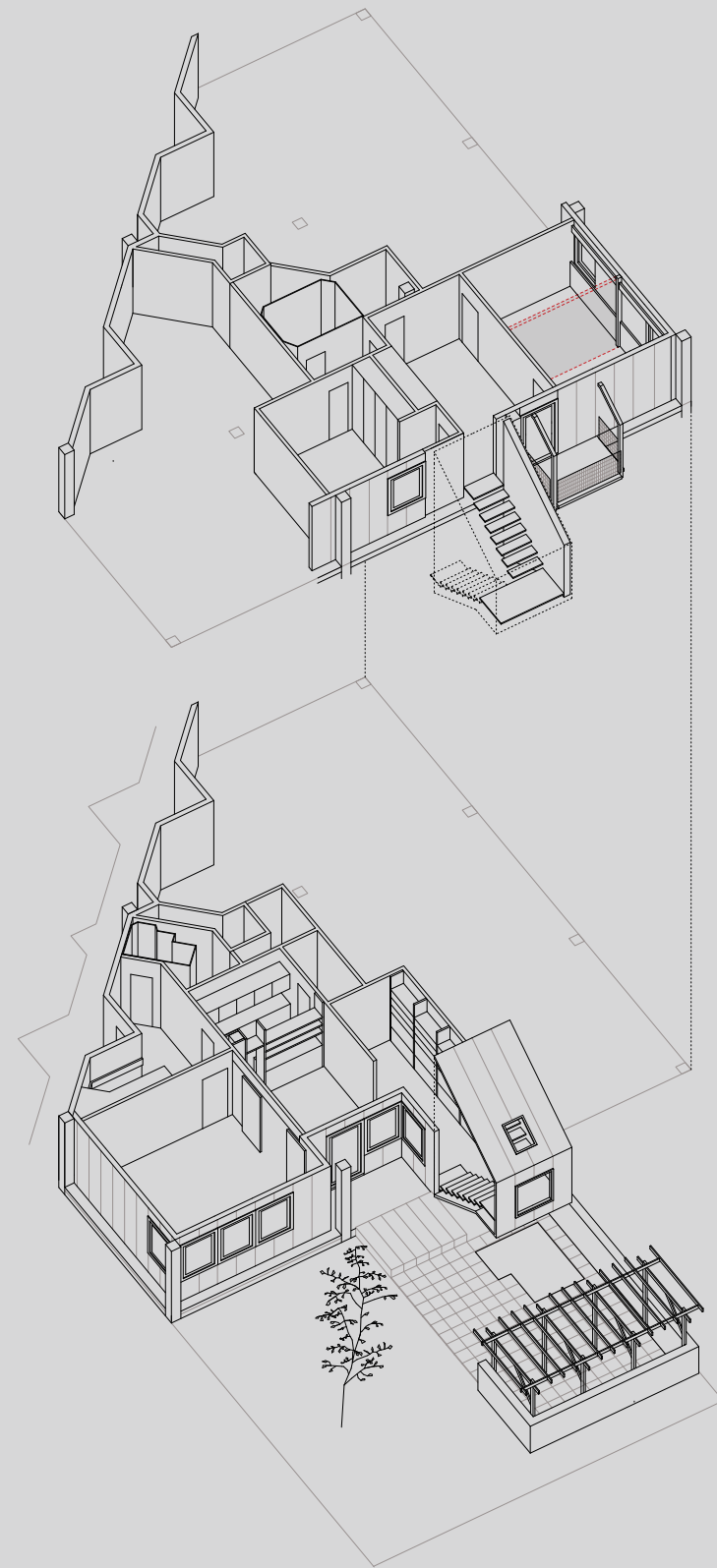


### 1978

Ehepaar Werthgarner überlegt sich eine Reihe von Einbaumöbeln, die von einem Tischler in Eschenholz noch vor dem Einzug gefertigt werden.

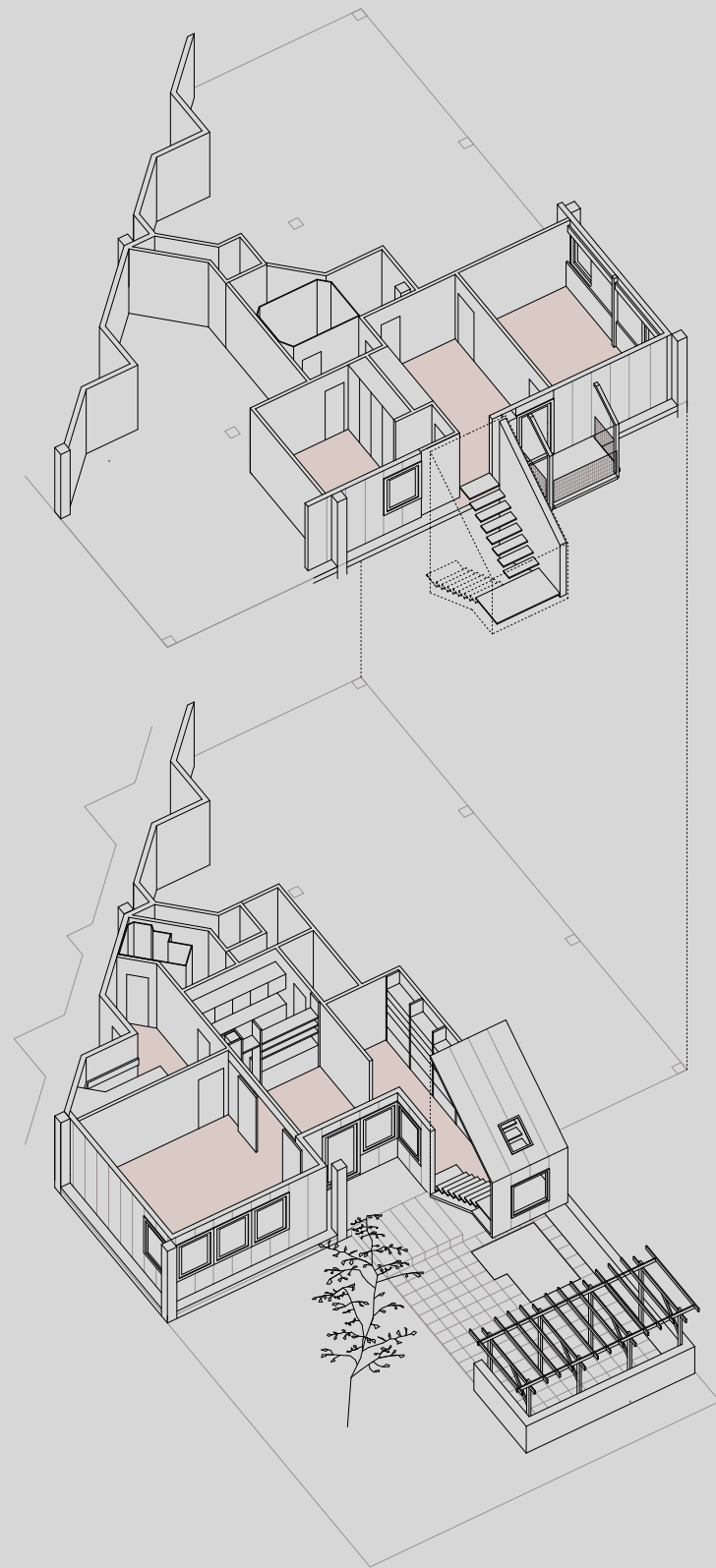
### 1978–1982

Der Garten wird gestaltet. Auf der Betonstützmauer errichten sie eine Laube mit Markise und wildem Wein. In der Wiese setzen sie einen Apfelbaum.



### 1992\*

Helmut und Renée Werthgarner lassen die Wand zwischen den beiden Kinderzimmern entfernen und verlegen ihr Schlafzimmer dorthin.



### 2002\*

Ehepaar Werthgarner lässt in beiden Geschossen den Fußbodenbelag austauschen. Sie entscheiden sich wieder für Teppichboden, allerdings wählen sie ein helleres Modell.

Helmut: *«Mein Vater war Aquarellist. Diese Bilder sind fast alle von meinem Vater. Er hatte natürlich seine Malerfreunde, von denen hängen auch ein paar Bilder da. Da waren auch bekannte Maler dabei. Der Fritz Lach zum Beispiel, das war ein Wiener. Den kannte mein Vater aus Grein an der Donau, da war mein Vater Lehrer.»*



Renée: *«Alle Möbel sind Tischleranfertigungen.»*

Helmut: *«Wir waren Eschenliebhaber.»*

Renée: *«Alles, auch oben die Kästen, da haben wir so Einbauschränke. Und das ist auch alles vom Tischler in einem Zug gemacht worden, noch bevor wir eingezogen sind.»*

Helmut: *«Das hat er nach Plan von mir gebaut. Wir haben einen ausgesprochen guten Tischler gehabt, der mit uns mitgezogen ist. Der hat genau verstanden, was wir wollten. Und nachdem das Haus ein System hat, habe ich immer das Gefühl gehabt, es müssen auch unsere Möbel ein System haben.»*



Renée: *«Das nützen wir sehr aus. Heute haben wir auch schon herausen gegessen. Und so viele Apferln haben wir heuer gehabt – der ist übergequollen.»*

Helmut: *«Also die Gestaltung dieses Gartens steht da bei mir.»*  
[Er zeigt auf seine Frau.]

Renée: *«Wir haben über der Laube wilden Wein gehabt, aber den haben wir weggetan, weil wir gesagt haben, wir wollen echte Trauben. Und die sind uns heuer eingegangen, die haben eine Krankheit gekriegt. Es hängen noch Trauben dran, aber das ganze Laub ist braun geworden. Jetzt haben wir unseren Weinbauern gefragt und der hat gesagt, es gehört gespritzt. Der war da, der bringt uns immer den Wein ins Haus. Er hat gesagt im Frühling bringt er uns ein Spritzmittel, weil das bekommen wir selber nicht.»*



Renée: *«Wir haben ja hier einen Wasserspeier gebraucht, um das Dach zu entwässern. Und wir haben eine Wasserschildkröte gehabt und für die haben wir den Teich gemacht. Die ist uns aber abtschappiert.»*

Helmut: *«Die haben wir mitgebracht aus Kroatien.»*



Helmut: *«Das sind die Sanitärzellen aus Italien. Also die meisten, die eine Wohnung gesucht haben, haben gesagt: ‚Für uns nicht!‘»* [Er lacht.]

Renée: *«Ja, wir sind Segler, und haben auf unserem Segelboot auch eine ähnliche Badezelle!»*

Helmut: *«Also wir fühlen uns wohl da drinnen.»*

Renée: *«Ja und die ist vierzig Jahr’ alt! Das müssen Sie sich anschauen!»*



Renée: *«Der originale Boden war ein Wollteppich, aber braun. Und wir haben gesagt, wir möchten jetzt einen helleren.»*

Helmut: *«Und der war uns zu wollig. Das ist jetzt eine Schlingenware, der ist kürzer, wirklich hohe Qualität, der wird auch für Büroräume verwendet.»*

Renée: *«Wir haben ja überlegt, ob wir unten einen Holzboden reinlegen. Aber da hätten wir alles umbauen müssen, die Schiebetüre und so weiter, und das wäre alles zu kompliziert gewesen. Und es hat sich ja eh bewährt gehabt.»*

Helmut: *«Ruhig ist es auch. Und weich zu gehen.»*



Renée: *«Wie die Kinder noch im Haus waren, haben wir da zwei Kinderzimmer gehabt. Und dann haben wir da die Wand rausgenommen und haben jetzt ein großes Schlafzimmer. Wir haben noch immer zwei Türen. [...] Und den Teppich haben wir einmal ausgewechselt. Unten haben wir sonst gar nichts gemacht. Auch bei den Möbeln nicht. Die anderen im Haus haben ja schon x-mal umgestellt und neue Möbel gekauft – wir haben eigentlich alles noch so wie am Anfang.»*

Helmut: *«Das Tischlerzeug hält noch!»*

## Die Verändere

Margit und Wolfgang waren Mitte der 1970er Jahre ein junges Paar – 23 und 25 Jahre alt – unverheiratet und auf Wohnungssuche. Margit arbeitete als Sekretärin, Wolfgang als Ingenieur in der VÖEST. Als unverheiratetes Paar eine Mietwohnung zu finden war damals schwierig. Deswegen sahen sie sich, mit finanzieller Unterstützung der Eltern, auch nach Eigentumswohnungen um. Das Wohnungsangebot entsprach nicht ihren Wünschen. Besonders für Margit, die selber gerne plant und genaue Vorstellungen von ihrem Wohnraum hat, kamen die meisten Wohnungen überhaupt nicht in Frage. Über ihre Arbeitskollegin, deren Partner Baudirektor in der VÖEST war, erfuhr Margit von dem außergewöhnlichen Projekt *Flexibles Wohnen*. Die Ideen der flexiblen Grundrissgestaltung nach eigenen Bedürfnissen sprachen sie sofort an und die beiden bewarben sich für eine Wohnung.

Wolfgangs Vater war schon lange Mitglied der Genossenschaft Eigenheim, ohne je eine Genossenschaftswohnung bezogen zu haben. So konnte die Mitgliedsnummer der Genossenschaft des Vaters auf den Sohn übertragen werden. Durch die tiefe Nummer kam es, dass das junge Paar unter den Interessent\*innen ausgewählt wurde. Bei der Wohnungszuteilung durften sie sogar als erste unter allen Wohnungen aussuchen – nur die Wohnungen für die Architekten waren vorreserviert. Da sie noch keine Kinder hatten und ihre Zukunftspläne noch sehr offen waren, entschieden sie sich für eine 95 m<sup>2</sup> große Wohnung, nicht zu groß und nicht zu klein, ausgerichtet nach Nordwesten.

Während der Planungsbesprechungen lebten Margit und Wolfgang für drei Jahre in Algerien. Wolfgang arbeitete dort als Monteur an einer Düngemittelanlage der VÖEST. Während dieser Zeit wurden sie bei den Planungsbesprechungen von Wolfgangs Bruder vertreten. Andere Entscheidungen wurden per Telefon oder Post übermittelt, was sehr lange dauerte. Ein Brief brauchte manchmal einen Monat und Telefonverbindung hatte man nur im Postamt und auch dort nicht immer. Einmal im Jahr kam Margit persönlich nach Österreich. Den vorge schlagenen Wohnungsentwurf der Architekten drehte sie komplett um. Der Ursprungsentwurf sah eine Wohnzone nahe dem Eingangsbereich

und die Schlafzone mit drei kleinen Zimmern im hinteren Teil der Wohnung, nach Westen ausgerichtet, vor. Ihr war wichtig, dass der Wohnraum die Westsonne bekommt.

Zu Silvester 1980 kam das junge Paar aus Algerien zurück und zog am Ödmühlweg ein. Silvester wurde mit einer gemeinsamen Feier im Partykeller gefeiert. In der Hausgemeinschaft fühlten sie sich sofort wohl. Doch nach dem Leben in dem sonnigen Land, war ihnen die nach Nordwesten ausgerichtete Wohnung zu wenig sonnig. Der gegenüberliegende Berg verschluckte die meiste Abendsonne.

1983 zogen die beiden ein zweites Mal ins Ausland, diesmal nach Paris, wo Wolfgang Abnahmen von VÖEST-Baustellen in ganz Frankreich durchführte. In Paris wurde ihr erstes Kind, Tochter Sibylle, geboren. Als dreiköpfige Familie kamen sie Ende des Jahres zurück nach Linz.

Kurz nach ihrer Rückkehr aus Paris trennte sich Familie Nagl in der Erdgeschoßwohnung W6. Herr Nagl zog zu seiner neuen Freundin nach Deutschland. Für Frau Nagl stellten die Rückzahlungen für die 130 m<sup>2</sup> große Wohnung eine finanzielle Belastung dar und sie wollte gerne in eine kleinere Wohnung umziehen, aber Teil der Hausgemeinschaft bleiben. Zur gleichen Zeit wurde eine Wohnung im Haus frei, da Familie Bouchal in der W5+9 das dritte Kind erwartete und in ein Einfamilienhaus umzog. Familie Mayr zog in die frei werdende W5+9 und Frau Nagl übernahm die Mayr'sche W8. Die Familie Halada in der Garconniere neben Frau Nagl erwartete ein Kind und zog in die frei werdende W6.

Die neue Wohnung der Mayrs war eine zweigeschoßige Wohnung, die ursprünglich als separate Garconniere und 75 m<sup>2</sup>-Wohnung geplant war. Da sich viele Jungfamilien für eine Wohnung bei der Genossenschaft beworben hatten, legte man die beiden übereinanderliegenden Wohnungen vor Baubeginn zusammen. So kommt es, dass die zweigeschoßige 115 m<sup>2</sup> große Wohnung nun die Nummer 5+9 trägt. Die Vorgängerfamilie Bouchal hatte in der W5+9 kaum Türen einge-

baut. Es gab nur ein Kinderzimmer und ein Schlafzimmer, sonst war alles offen. Zuerst veränderten sie den Eingangsbereich, indem sie eine raumhohe Glastür einbauen ließen. Die größte Herausforderung beim Umzug war es, die vorhandenen Möbel in den neuen Wohnraum einzupassen. Die rustikale Essgruppe der Bouchals kam zu Margits Eltern, die Bar aus Massivholz verkaufte Wolfgang an die Hausgemeinschaft für den Partykeller, wo sie heute noch steht. Die vorhandene hochwertige Küche behielten sie vorerst. Es handelte sich um das Modell ewe SOFTMOBIL, ein Design von Coop Himmelblau.

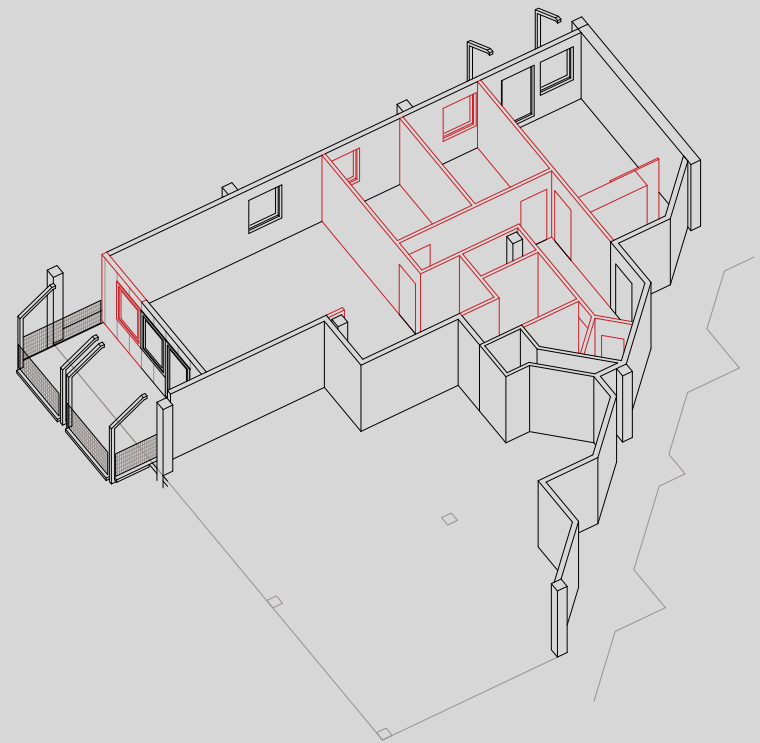
Bald nach dem Umzug kam Sohn Axel zur Welt. So lange die Kinder klein waren, genügte das eine Kinderzimmer. Der nächste größere Umbau folgte erst ein paar Jahre später, als die beiden Kinder im Volksschulalter waren. Es wurde im oberen Stockwerk eine Wand eingezogen. So entstand ein weiterer Raum als Schlafzimmer und die Kinder hatten beide ihr eigenes Zimmer. Das Badezimmer wurde renoviert, man entschied sich für neue Fliesen, zwei Waschbecken und eine Glastüre in der Dusche. Im Obergeschoß wurde außerdem, beim zweiten ungenutzten Wohnungseingang, ein Schrankraum eingebaut.

Nach dem Auszug der Kinder ließ Ehepaar Mayr die Wand im Obergeschoß wieder entfernen. Der obere Bereich ist nun wieder sehr offen. Für sie gibt es zwei Wohnzimmer – ein «Wohnesszimmer» für Besuch und Familie unten, sowie ein intimeres «Wohnfernsehlesezimmer» oben. Das eine Kinderzimmer ist nun ihr Schlafzimmer. Im anderen ehemaligen Kinderzimmer hat sich Wolfgang, der leidenschaftlicher Musiker ist, sein Musikzimmer eingerichtet. Das Badezimmer wurde ein zweites Mal renoviert. Es gibt inzwischen wieder nur ein Waschbecken und eine Infrarotsaunakabine.

Der letzte Umbau fand 2007 statt. Im gesamten Wohnraum wurde statt des ursprünglichen Teppichs und einer provisorischen Laminatschicht Parkettboden, kanadischer Ahorn, verlegt. Anstatt der alten Türen mit Metallzargen wurden Holztüren eingebaut. Das Wohnesszimmer und die Küche wurden komplett umgestaltet. Statt dem Sofa

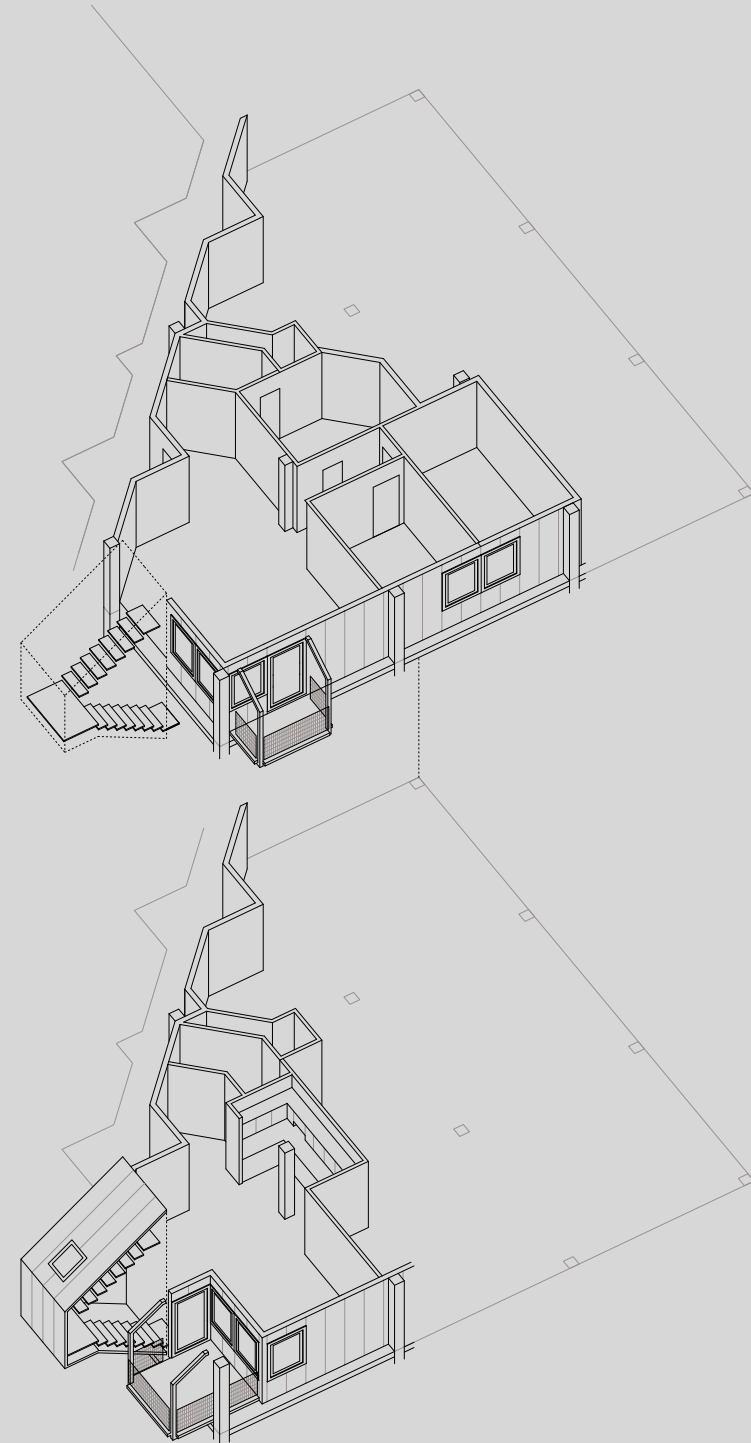
steht in der Sofaecke nun ein großer Esstisch mit im gleichen Stoff gepolsterter Sitzbank und Stühlen. Den Rest des Raumes ließen sie frei. Die Wände wurden mit Holz und Naturstein verkleidet. Auch die Küche wurde umgedreht. Bisher hatten sie immer mit dem Rücken zum Licht gekocht, das wollten sie nun ändern. Die Stütze, die mitten in der Küche steht, bereitete bei der Planung einige Probleme. Letztendlich wurde sie wie die Wände mit Naturstein verkleidet.

Ehepaar Mayr hat jeweils eine Lösung gefunden, ihr Zuhause an ihre Lebenssituation anzupassen. Und auch jetzt haben sie noch viele Pläne. Sie überlegen gerade, wie man die Wohnung wieder in zwei teilen könnte, wie sie ursprünglich geplant war – unten eine Garconniere und oben eine 75 m<sup>2</sup>-Wohnung. So könnte im Alter einer von ihnen auf einer Ebene wohnen und die andere Wohnung an die Kinder weitergegeben werden.



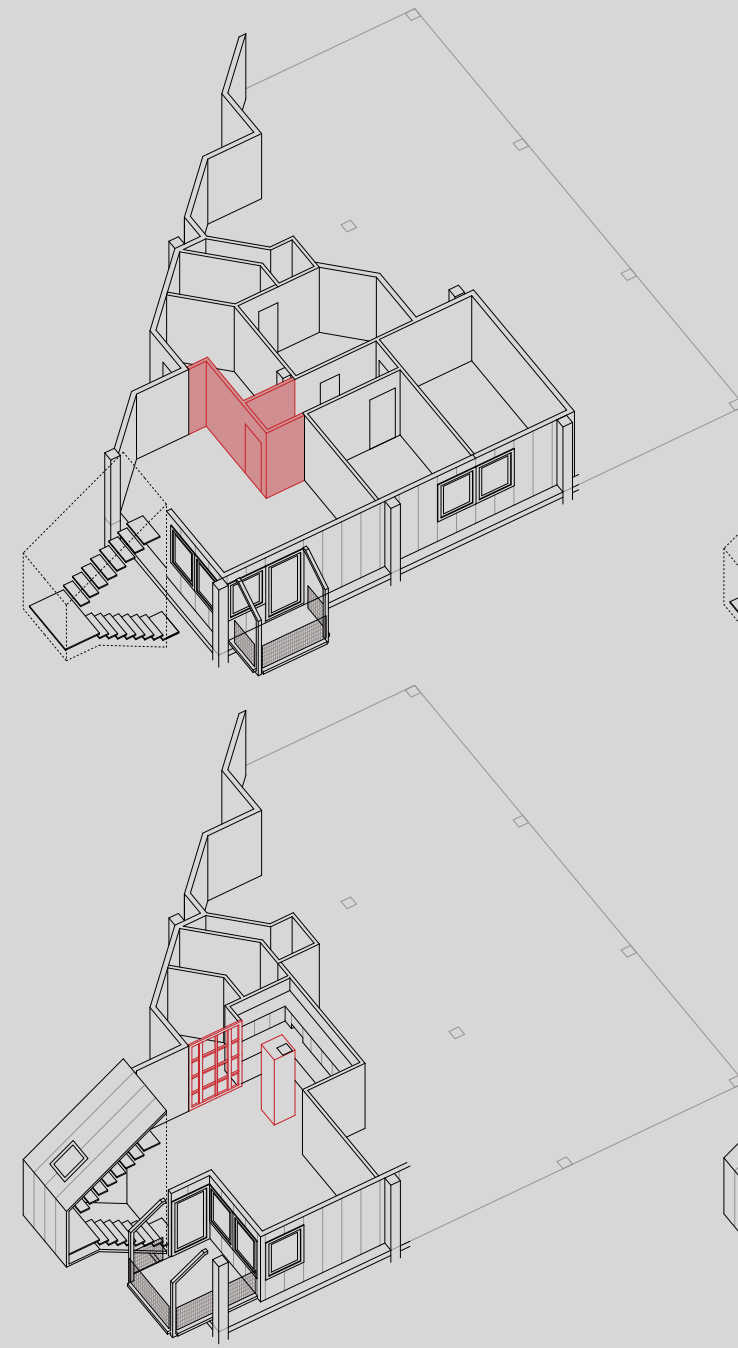
#### 1977

Margit Mayr dreht während der Planung den gesamten Plan der Architekten um. Der Wohnbereich soll die Westsonne bekommen.



#### 1984

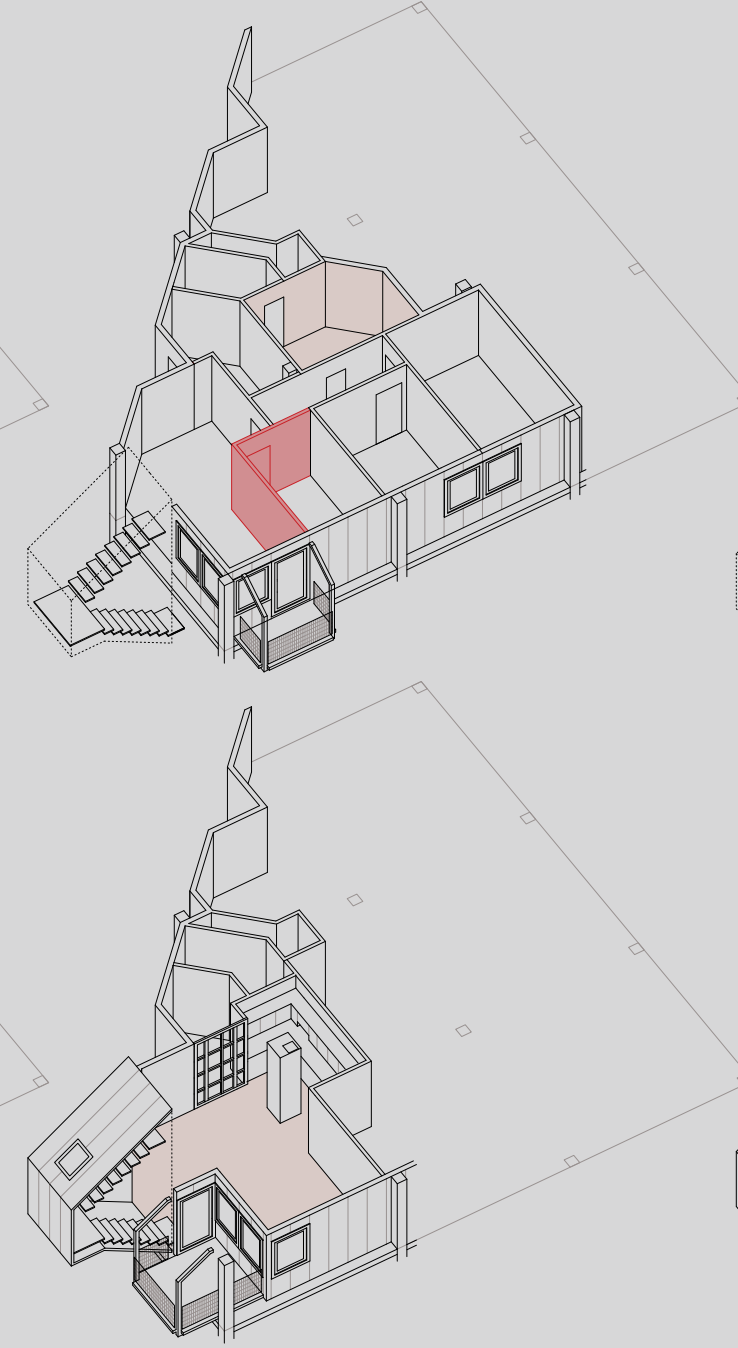
Bei dem dreifachen Wohnungswechsel innerhalb der Hausgemeinschaft rotieren Mayrs von der W8 in die Maisonette W5+9. Gleichzeitig ziehen sie die Bewerbung für das Reihenhaus am Nachbargrundstück zurück.



#### 1985

Im Eingangsbereich lassen sie eine Glastüre einbauen. In der Küche werden die bestehenden Massivholzmöbel entfernt.

Im Obergeschoß lassen sie einen Vorraum vor den Schlafzimmern und einen Schrankraum bauen.

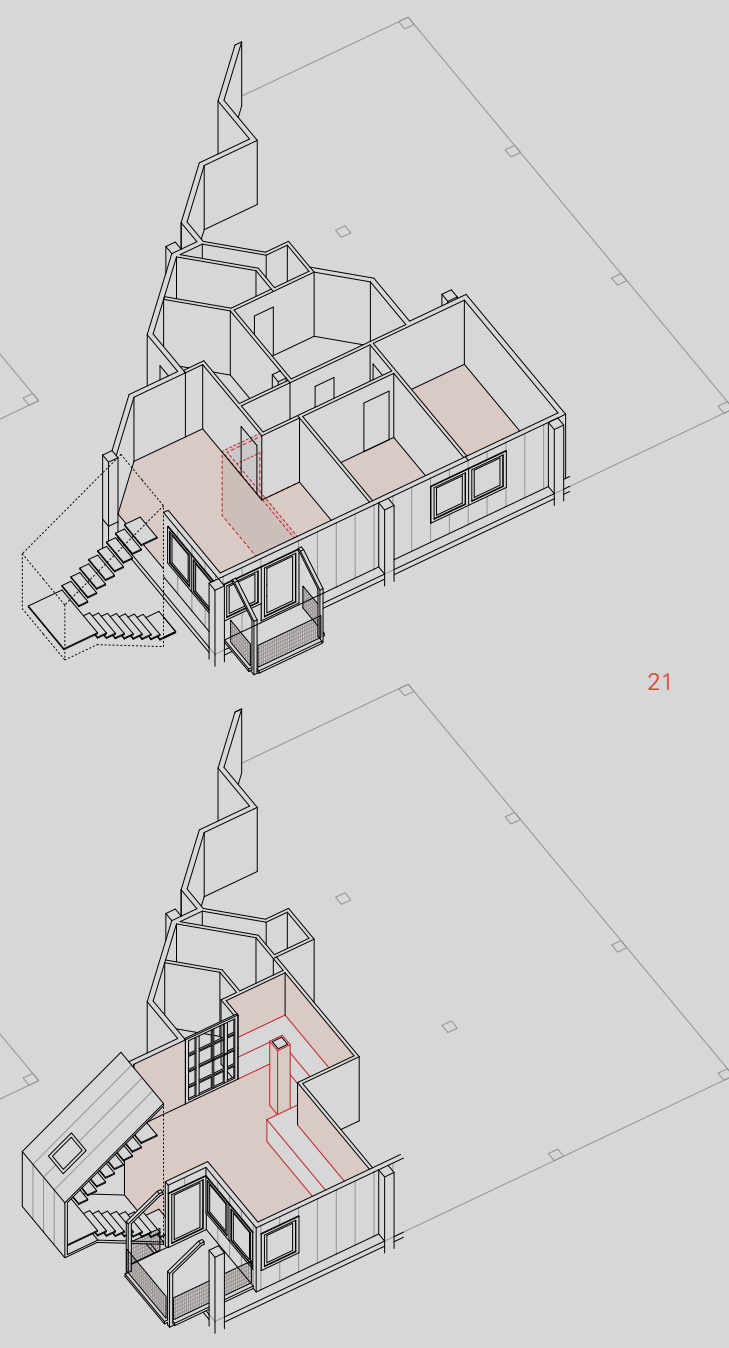


#### 1992\*

Im Obergeschoß wird eine Wand für das Elternschlafzimmer eingebaut. Die Kinder bekommen nun beide ihr eigenes Zimmer. Das Badezimmer wird renoviert.

#### 1996\*

Im Erdgeschoß verlegen Wolfgang und Margit eine provisorische Laminatschicht.



#### 2004\*

Die Schlafzimmerwand wird wieder entfernt. Oben gibt es nun einen zweiten Wohnbereich, das «Wohnfernsehesezimmer».

#### 2007

Der Wohnbereich wird komplett umgestaltet. Die Sitzecke kommt in den Bereich der Sofaecke. Sie lassen einen Parkettboden verlegen und die Wände mit Stein und Holz verkleiden.

Margit: *«Es hat ja schon Planungen für die Wohnungen gegeben. Es hat aber nicht jeder so behalten wie es war, also ich schon gar nicht, weil ich habe immer meinen ganz eigenen Kopf. Ich habe die Wohnung komplett umgeplant.*  
[Wir schauen gemeinsam auf den Plan.]  
*Das war der Ursprungsplan. Was mir nämlich da überhaupt nicht gefallen hat, und was auch später ein Grund war um umzuziehen. Wir waren ja ein junges Paar, beide berufstätig und ganztätig außer Haus. Bei der Planung war mir schon klar, das ist die Nordseite, das ist die Westseite und da drüben ist der Berg. [...] Der Wohnbereich war alles nordseitig. Und im Norden hat man überhaupt nie a Sonne. Deswegen hab ich das komplett umgedreht. Und so eine kleine Kochnische war da eingeplant, das hat mir ja überhaupt nicht getaugt. Nach meiner Umdrehung war dann eine große Küche und der Wohnraum mit Westsonne, auch nur für zwei, drei Stunden.»*

Wolfi: *«Es ist das Haus ein bisschen verdreht gebaut worden und ein paar Grad machen gleich unheimlich viel aus. Jetzt war die andere Wohnung noch nördlicher. Und wir sind aus dem sonnigen Land zurückgekommen. [...] Das Letzte, was wir in der anderen Wohnung überlegt haben, war, wie bekommen wir Licht in diese Wohnung? Da haben wir Spiegelideen entwickelt. Aus denen ist natürlich nichts geworden.»*

Margit: *«Wir haben dann aber nicht lange dort gewohnt, circa drei Jahre lang. [...] Bei den Wasmeyers ist es zur Scheidung gekommen. Die hatten damals eine 130 m² Wohnung und wollten sich verkleinern. In der Garconniere hat ein weiteres junges Paar gewohnt, da war die Frau schwanger, die wollten eine größere Wohnung. In dieser Wohnung hier war eine Familie, die Bouchals, die haben das dritte Kind bekommen, die waren auf der Suche nach einem Haus. Und ich wollte von Nord nach Süd. Und so ist diese Rochade zustande gekommen. Und es war so, dass keiner dieses Haus verlassen wollte, weil wir so eine gute Hausgemeinschaft hatten.»*



Margit: *«Die Wohnung drüben ist ja nicht dunkel. Uns ist es nur um die direkte Sonneneinstrahlung gegangen. Dabei, wenn man dann auf der Sonnenseite wohnt, muss man sich um Verschattung und Verdunklung bemühen.»*

Wolfi: *«Ja, hier brennt's schon manchmal ziemlich hinein!»*

Margit: *«Aber wenn die Sonne nicht da ist, kann man sie nicht herzaubern.»*



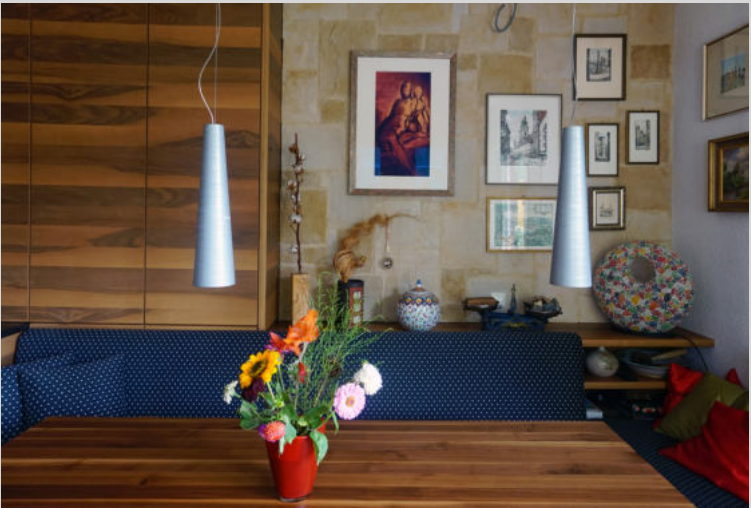
Margit: *«Ein Problem war immer diese riesige Säule mitten in der Küche. Aber die braucht man halt statisch, da konnte man nichts machen. Ich habe sehr lange herumgetüftelt und mit dem Küchenplaner auch noch, ob man das irgendwie anders lösen könnte.»*

Wolfi: *«Meine Gattin hat da 50 Vorschläge gemacht, aber wir sind nie auf einen grünen Zweig gekommen und zwar aus einem Grund: Wir kochen beide. Wie ist das, wenn zwei in der Küche sind? Und es ist nicht lösbar!»*

Margit: *«Lösbar war's schon, aber schwierig! Was mich davor immer gestört hat, man hat mit dem Rücken zum Licht gearbeitet, immer mit künstlichem Licht. Und wir haben gesagt, wenn wir eine neue Küche machen, dann wollen wir zum Licht stehen. Und das haben wir jetzt. [...] Es ist halt die Riesensäule mittendrin. Aber die Kinder haben eh einen Spaß, die rennen da drumherum!»*



Margit: «Vom Haussystem her, waren ja im ganzen Haus Teppichböden. Die haben wir am Anfang auch gehabt, das hat sich auch bewährt wie die Kinder klein waren, die sind ja viel am Boden und der war warm. Aber ich hab's nie mögen. Mir war ein Teppich immer unsympathisch. Und wir haben dann nach 10, 12 Jahren selbst Laminat verlegt, quasi als Übergangslösung, das war relativ aufwendig. Beim letzten Umbau haben wir alles herausgerissen und den Holzboden gemacht.»



Margit: «Für uns hat sich das so herauskristallisiert, dass dieser untere Bereich ein Wohnesszimmer geworden ist. Also da herunter spielt sich alles ab, was mit Familie und Besuchen zu tun hat, mit Essen, Spielen und so weiter. Und oben ist eher der Privatbereich. Wir haben quasi zwei Wohnzimmer, ein Wohnesszimmer und ein Wohnfernsehlesezimmer. Dafür nur ein Schlafzimmer und ein Arbeitszimmer. Wir haben keine großen Nebenräume.»



Margit: «Das war alles nicht so, wie es jetzt ist, die angehängte Stiege schon. Aber die Familie, die vor uns hier gewohnt hat, hat die ganze Wohnung oben und unten offen gehabt. Da war keine einzige Tür, nur zum Schlafraum, zum Kinderzimmer und zum Badezimmer. Da war auch keine Wand, das war alles frei. Wir haben dann da einen Schrankraum eingeplant.»

Wolfi: «Wir haben dann später eine Wand einziehen lassen, um zwei Kinderzimmer zu haben. Und da war dann das Schlafzimmer. Und wie die Kinder ausgezogen waren, haben wir's wieder zurückgebaut.»

Margit: «Also so viel umgebaut wie wir hat überhaupt keiner! Wir haben ständig Wände eingezogen und wieder weggegeben – das war ja relativ leicht – je nachdem wie sich die Situation verändert hat.»

Wolfi: «Setzen Sie sich mal daher und schauen's raus durch diese beiden Fenster. Das ist ein Traum. Da sieht man nur Grün!»

Margit: «Überhaupt das viele Grün und der Wald drumherum, das genießen wir sehr!»



# Entstehungskontext.

## 1968 und das Jahrzehnt der Veränderungen

«Ein Mann in einem Mietshaus muß die Möglichkeit haben, sich aus seinem Fenster zu beugen und – so weit seine Hände reichen – das Mauerwerk abzukratzen. Und es muß ihm gestattet sein, mit einem langen Pinsel – so weit er reichen kann – alles rosa zu bemalen, so daß man von weitem, von der Straße, sehen kann: Dort wohnt ein Mensch, der sich von seinen Nachbarn unterscheidet, dem zugewiesenen Kleinvieh! Auch muß er die Mauern zersägen und allerlei Veränderungen vornehmen können, auch wenn dadurch das architektonisch-harmonische Bild eines sogenannten Meisterwerkes der Architektur gestört wird, und er muß sein Zimmer mit Schlamm oder Plastilin anfüllen können.

Doch im Mietvertrag ist dies verboten!

Es ist an der Zeit, daß die Leute selbst dagegen revoltieren, daß man sie in Schachtelkonstruktionen setzt, so wie die Hendl und die Hasen in Käfigkonstruktionen, die ihnen wesensfremd sind.»

Friedensreich Hundertwasser  
*Verschimmelungsmanifest* (1958)

1968 reichte eine junge vierköpfige Gruppe Linzer Architekten einen Antrag für Wohnbauforschung beim Bundesministerium für Bauten und Technik ein. Sie hatten es sich zum Ziel gesetzt, mit dem Projekt *Flexibles Wohnen* den sozialen Wohnungsbau zu verbessern. «Dieser Gedanke von Hundertwasser war bei uns im Hinterkopf, als wir mit dem Projekt begonnen haben», erzählt einer der vier, Helmut Werthgarner.<sup>5</sup> Helmut Werthgarner, Edgar Telesko, Heinz Pammer und Helmut Frohnwieser gründeten die Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz und zogen in ihr neues Büro in die Beethovenstraße 16.

Was die jungen Architekten damals am meisten kritisierten, waren die wuchernden Einfamilienhaussiedlungen und die anonyme Monotonie im Geschosswohnungsbau. Auch sie wohnten zum Teil in solch neugebauten Genossenschaftswohnungen, wie sie in Linz in großem Ausmaß errichtet wurden. An deren Stelle wollten sie mittels technologischen Errungenschaften Wohnformen entwickeln, die ein Reagieren auf die individuellen Bedürfnisse der Bewohner\*innen ermöglichen würden. Das flexible Bausystem sollte den Rahmen für die Mitgestaltung in der Planung und laufende Veränderungen während der Bewohnung schaffen.

Im folgenden Kapitel werden die Entstehungsbedingungen für das Projekt *Flexibles Wohnen* skizziert. Es beginnt mit einer Geschichte des gemeinnützigen Wohnungsbaus im industriell geprägten Linz, einer Stadt der Genossenschaften. Es handelt anschließend von der österreichischen Architekturavantgarde in den 1960er Jahren und ihren radikalen, utopischen und rationalen Visionen für die Zukunft der Städte. Als Momentaufnahme werden dafür zwei Ausstellungen in Wien 1967 diskutiert. Weiters beschreibt das Kapitel die politisch-institutionellen Rahmenbedingungen des Projekts mit der 1968 eingeführten Wohnbauforschung des Bautenministeriums. Das Kapitel schließt mit einem Einblick in die Arbeit der Werkgruppe Linz.

1.1 Wohnbaupolitik in der Stahlstadt Linz

«Jedenfalls verdient vermerkt zu werden, daß Linz objektiv-nachweisbar das bedauernde Zentrum der österreichischen Wohnungsnot ist.»<sup>6</sup>

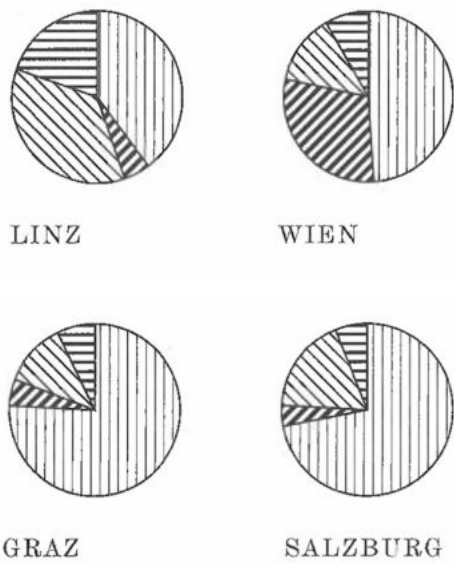
Der Linzer «Aufbaubürgermeister» Ernst Koref (1959)

Um 1920: Die Siedlung Scharlinz, errichtet im Sinne der Gartenstadtbewegung von Stadtbaumeister Curt Kühne 1921/22 in der Gemeinde Kleinmünchen. (links)

Um 1940: Die Bindermichl-Siedlung zählt zu den größten Siedlungen, die während der NS-Zeit errichtet wurden. Das Foto zeigt den Hof des Baublocks 10 während der Bauzeit im Sommer 1941, festgehalten von der Münchner Fotografin Grete Eckert. (rechts)



Linz, die drittgrößte Stadt in Österreich, ist anders als Wien, Salzburg und Graz. Wegen der strategisch guten Lage an der Donau, wurde Linz schon früh industriell geprägt. 1672 siedelte sich mit der Wollzeugfabrik der erste Textilbetrieb Österreichs an. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Westbahnverbindung zwischen Wien, Linz und Salzburg fertiggestellt und im Stadtgebiet gab es 16 Fabriken. Unter den Nationalsozialisten wurde Linz zum österreichischen Zentrum der Schwerindustrie ausgebaut. Den Ruf als «staubige Stahlstadt» wurde Linz lange nicht los.



Privat , Gebietskörper , Gemeinnützige , Sonstige 

In wessen Eigentum sich die Wohnungen in den vier größten österreichischen Städten befinden. Linz ist eine Stadt der Mieter\*innen und eine Stadt der Genossenschaften. Die Zahlen stammen von der Volkszählung 2001.

Linz ist eine Stadt der Genossenschaften. <sup>7</sup> Der Wohnungsbau wurde im industriellen Linz anders organisiert als in anderen österreichischen Städten. Linz und Wien wurden seit den ersten demokratischen Wahlen im Jahre 1919, mit Ausnahme des Austrofaschismus und der NS-Zeit, durchgehend sozialdemokratisch regiert.<sup>8</sup> Während im bürgerlichen Graz und Salzburg das Wohnungseigentum dominiert, sind Linz und Wien Städte der Mieterinnen und Mieter. In Wien, das als eigenes Bundesland die Steuerhoheit besitzt, konnten aus den Mitteln der Wohnbausteuer die bekannten Wiener Gemeindebauten errichtet werden. Die Gemeinde Linz hingegen, umgeben vom christlich-sozial regierten Bundesland Oberösterreich, kooperierte schon früh mit der Genossenschaftsbewegung. Der gemeinnützige Wohnungsbau in Linz hat sich während nur weniger Jahrzehnte stark gewandelt, wie im Folgenden erzählt wird.

Anfang und Ende der Genossenschaftsidee

Durch die frühe Industrialisierung und das damit einhergehende Bevölkerungswachstum war die Wohnungsnot in Linz groß. 1923 hatte die Stadt erstmals mehr als 100'000 Einwohner\*innen. Vor dem ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit wurden die ersten Bauvereinigungen und Genossenschaften gegründet. Viele Wohnungssuchende schlossen sich 1921 zum Verein der Wohnungslosen zusammen, um politisch mehr Gewicht zu bekommen. Im selben Jahr wurde die Wohnungskommission einberufen. <sup>9</sup> Die Gemeinde stellte preiswertes Bauland zur Verfügung, um den Bau von Kleinwohnungen aus der Bodenspekulation herauszuhalten.<sup>10</sup> Die Gartenstadt Scharlinz entstand zwischen 1919 und 1926 aus einer solchen Kooperation. Stadtbaumeister Curt Kühne baute sie nach dem Vorbild der Gartenstadt Berlin Staaken. Die Bewohner\*innen erhielten ein zinsfreies Darlehen, dafür mussten sie geringfügige Eigenmittel einbringen und beim Bau mitarbeiten.<sup>11</sup>

1933 kam es zum Bürgerkrieg zwischen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der Allianz aus Christlich-Sozialen und Heimwehr. Die Machtübernahme des Austrofaschismus war der Anfang vom Ende der Genossenschaftsbewegung. Die sozialdemokratische Partei und ihre Organisationen wurden verboten. Sämtliche Funktionäre in Genossenschaften wurden ausgetauscht und deren Selbstbestimmung ein Ende gesetzt.<sup>12</sup>

Durch die Ausschaltung der Demokratie ebnete Kanzler Dollfuß den Weg für die Machtübernahme des Nationalsozialismus. 1938 wurde Österreich an Deutschland angeschlossen. Während der folgenden Jahre NS-Herrschaft wurde Linz tiefgreifend verändert.

Linz war neben Hamburg, Berlin, Nürnberg und München eine der fünf «Führerstädte». Hitler hatte Linz zu seiner «Patenstadt» auserkoren und wollte aus ihr eine Kulturmetropole machen. Göring sah in Linz einen strategisch gut gelegenen Ort für eine Industrieanlage. Entlang der Donau wurde ein 6,5 km<sup>2</sup> großes Areal ausgewählt. 4500 Menschen wurden umgesiedelt und die Dörfer St. Peter und Zizlau, mit zum Teil genossenschaftlichen Siedlungen, abgerissen.<sup>13</sup> Bereits im Mai 1938, nur zwei Monate nach dem Anschluss Österreichs, wurde mit dem Bau der Reichswerke Hermann Göring begonnen. Das Erz vom steirischen Erzberg wurde in Linz zu Stahl und Rüstungsprodukten weiterverarbeitet.<sup>14</sup>

Die Nationalsozialisten wollten Linz zu einer Großstadt mit 420'000 Einwohner\*innen machen.<sup>15</sup> Mit dem Ausbau der Industrie, sollten gleichzeitig 58'000 Wohnungen für die Angestellten der Werke gebaut werden.<sup>16</sup> Der versprochene Bau gesunder Wohnungen war ein wichtiges Propaganda-Instrument im von Wohnungsknappheit geprägten Linz. Im Juni 1938 wurde die WAG gegründet, die Wohnungsaktiengesellschaft der Hermann Göring Werke, um Wohnraum für die Arbeiterinnen und Arbeiter zur Verfügung zu stellen. Durch den schnellen

Ausbau der Industrie und das damit einhergehende Anwachsen der Bevölkerung verschärfte sich die Wohnungsnot jedoch nur noch mehr.

Die Nationalsozialisten instrumentalisieren die gemeinnützige Wohnungswirtschaft für die staatliche Wohnungspolitik. Alle Wohnbaugenossenschaften wurden dazu gezwungen, sich dem Verband donauländischer Wohnungsunternehmen zu unterstellen.<sup>17</sup> Durch die Zentralisierung und autoritäre Herrschaft wurde die Genossenschaftsidee, die für Selbstverwaltung und Lebensreform stand, verkehrt.<sup>18</sup> Mit der Einführung des deutschen Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes (WGG) 1940 wurden die verschiedenen Rechtsformen der Wohnungsunternehmen<sup>19</sup> gleichgeschaltet. Es kam zu einer Gründungswelle von gemeinnützigen Kapitalgesellschaften, die den NS-Siedlungsbau umsetzten.<sup>20</sup>

Während des Krieges wurde 1941 die GWG gegründet, die Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft der Stadt Linz, um Wohnungen für «alle Mitglieder der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft»<sup>21</sup> zu errichten.

Im Vergleich zu Hamburg, Berlin oder München, wurden von den Nationalsozialisten an den Industriestandorten Salzgitter, Wolfsburg und Linz weitaus umfassendere Wohnbauprogramme verwirklicht.<sup>22</sup> In Linz wurden zwischen 1938 und 1944 Siedlungen und ganze Stadtteile – unter anderem Neue Heimat, Spallerhof und Bindermichl – mit insgesamt 11'000 Wohnungen errichtet.<sup>23</sup> Die Bevölkerung stieg von 120'000 auf 190'000 explosionsartig an.<sup>24</sup>



Aufbau und Aufbruch

Mit Ende des Krieges wurde Linz nördlich der Donau von der Sowjetunion, südlich der Donau von den Vereinigten Staaten besetzt. Die Göring-Werke wurden von den Alliierten beschlagnahmt und in die «Vereinigten österreichischen Eisen- und Stahlwerke», kurz VÖEST, umbenannt. Im Juli 1946, nach dem ersten Verstaatlichungsgesetz, übergaben die amerikanischen Besatzer die VÖEST an die Republik Österreich.<sup>25</sup> Bis zur Unterzeichnung des Staatsvertrags 1955 blieb Linz eine geteilte Stadt.

1945 war ein Drittel des Linzer Wohnungsbestandes<sup>26</sup> durch zahlreiche Bombenangriffe zerstört – laut Wiederaufbaubürgermeister Ernst Koref war Linz von einer «Barockstadt zur Barackenstadt»<sup>27</sup> geworden. Der Wiederaufbau dauerte bis in die späten 1950er Jahre.<sup>28,29</sup> Die Siedlungen, die unter den Nationalsozialisten begonnen jedoch nicht fertiggestellt worden waren, wurden nach den alten Plänen weitergebaut.<sup>30</sup>

Die beiden größten Bauträger aus der NS-Zeit, die WAG<sup>31</sup> und die städtische GWG<sup>32</sup>, blieben bestehen. Die ehemalige Wohnungsaktiengesellschaft der Hermann Göring Werke WAG wurde 1955 als «Wohnungsaktiengesellschaft Linz» im Eigentum der Republik Österreich neu gegründet.

1948 gründete die VÖEST zwei neue Wohnungsbauunternehmen, um in der Zeit des Wiederaufbaus Werkwohnungen für die Arbeiterschaft zu errichten. Die GIWOG, die gemeinnützige Industrie-Wohnungsaktiengesellschaft, stellte Mietwohnungen zur Verfügung. Die Genossenschaft Eigenheim Linz baute vorrangig Eigentumswohnungen für ihre Mitglieder, hauptsächlich die mittlere Führungsriege der VÖEST. Die VÖEST verhalf der Region zu wirtschaftlichem Aufschwung und «VÖESTler» zu sein versprach ökonomische Sicherheit und gesellschaftliches Ansehen.<sup>33</sup>



Um 1960: Im Bild links die Neubauten der WAG in Linz-Niedernhart.

Um 1970: Rechts die Bautätigkeit der Genossenschaft Eigenheim in Linz-Dornach. In den Hochhäusern und Zeilenbauten dieser Siedlung lebten vier Familien, die dann 1978 in den Versuchsbau «Flexibles Wohnen» am Ödmühlweg einzogen.

Der Wohnbedarf im wachsenden Linz war in den 1960er Jahren noch nicht gedeckt. Im Jahr 1961 lebten noch 13'650 Menschen in Notunterkünften. Erst zwanzig Jahre nach Kriegsende konnten die letzten Baracken beseitigt werden.<sup>34</sup> Dem gemeinnützigen Wohnungsbau gelang es, die extreme Wohnungsnot in Linz in den Griff zu bekommen. Nach dem Vorbild der aufgelockerten, funktionsgetrennten und autogerechten Stadt, wurden ganze Stadtteile aus Zeilenbauten und Hochhäusern errichtet.

Gleichzeitig verwandelte die rege Neubautätigkeit die Wohnungsfrage allmählich von einem quantitativen zu einem qualitativen Problem. Unter jungen Architekt\*innen regte sich immer mehr Widerstand gegen diese Art des Städtebaus (> 1.2). Ab 1968 startete politisch gewollt die österreichweite Wohnbauforschung, um der mangelnden Qualität des sozialen Wohnungsbaus entgegenzuwirken (> 1.3).

1968 stellt eine Zäsur in der Nachkriegsgeschichte dar. Eine politische Radikalisierung, wie sie in Deutschland, Frankreich oder Italien stattgefunden hat, ist in Österreich ausgeblieben.<sup>35</sup> Jedoch leitete 1968 auch in Österreich eine kulturelle Revolution und ein Jahrzehnt der Umbrüche ein.<sup>36</sup>

In Europa hatte «die Stunde der Sozialdemokratie» begonnen, der Glaube an den Staat war groß.<sup>37</sup> Ab 1970 regierten auch in Österreich die Sozialdemokraten unter Bruno Kreisky, ab 1971 drei Amtszeiten mit absoluter Mehrheit. In der sogenannten Kreisky-Ära (1970–1983) wurde der Ausbau des Wohlfahrtsstaates vorangetrieben – darunter die Verbesserung der Arbeitslosenversicherung, die Familienförderung und der Ausbau des Bildungswesens.<sup>38</sup> 1970 wurden die Studiengebühren abgeschafft und das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung gegründet.

Auch in Linz war die Aufbruchstimmung spürbar: «1968 fand nachhaltig und intensiv auch hier statt, wenngleich etwas kleinformatiger, zeitverzögert und in einem langen Jahrzehnt, das die Stadt aber gänzlich veränderte.»<sup>39</sup>

1966 war die Universität für Sozialwissenschaften gegründet worden. Junge Kreative trafen sich für Salons und Ausstellungen in den Räumlichkeiten der Künstlervereinigung MAERZ – wo unter anderem die oberösterreichischen Künstler\*innen Haus-Rucker-Co und Valie Export ausstellten und performten. Im *Klosterhof* trafen sich die Architekt\*innen zum Gedankenaustausch. Das *Café Landgraf* war das Epizentrum der alternativen Musikszenen. Um den Schriftsteller Heimrad Bäcker, der 1968 die Zeitschrift *neue texte* gründete, bildete sich an der Volkshochschule eine aktive Gruppe.<sup>40</sup> 1979 fand erstmals die *ars electronica* statt, das jährlich veranstaltete Festival experimentiert mit neuen Technologien an der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und Medien. Und im Sommer 1980 war das *Forum Design* in einer 300 Meter langen, textilen Halle am Linzer Donauufer der Nabel der internationalen Designwelt.<sup>41</sup>

Kurz: Linz hatte begonnen, seinen Ruf als «staubige Stahlstadt» abzuschütteln.

5 vgl. Interview mit Helmut Werthgarnier, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 2.10.2020.

6 Saxenhuber/Schöllhammer 2018, S. 103–104.

7 Blick in die Zukunft: Heute befinden sich 52% aller Linzer Wohnungen im Besitz von Genossenschaften. > vgl. Linz Atlas, S. 164

8 vgl. Fitz/Heller 2008, S. 127.

9 vgl. Neuwirth/Brandmayr 2015, S. 78.

10 vgl. Achleitner 1981, S. 141.

11 vgl. Neuwirth/Brandmayr 2015, S. 77.

12 vgl. Neuwirth/Brandmayr 2015, S. 87.

13 vgl. Neuwirth/Brandmayr 2015, S. 150.

14 vgl. Fitz/Heller 2008, S. 74-77.

15 Necker 2013 WAG, S. 23.

16 vgl. Fitz/Heller 2008, S. 78.

17 vgl. Bauer 2006, S. 24.

18 vgl. Neuwirth/Brandmayr 2015, S. 150-152.

19 Genossenschaften, Ges.m.b.H., Aktiengesellschaften, Vereine, Stiftungen, öffentlich-rechtliche Körperschaften > vgl. Streimelweger 2016, S. 33.

20 Eva Bauer bezeichnet das als die «Auslagerung des kommunalen Wohnungsbaues», eine Zwischenform öffentlicher und privatwirtschaftlicher Dienstleistung. Diese Form der Gemeinnützigkeit wurde durch den Nationalsozialismus nach Österreich gebracht. Mehr dazu in Kapitel 3.3.

21 vgl. Kepplinger 2011, S. 68.

22 Necker 2013 WAG, S.19.

23 Blick in die Zukunft: Die Siedlungen werden in weiten Teilen der Bevölkerung auch heute noch «Hitlerbauten» genannt. Sie machen etwa 10% aller Linzer Wohnungen aus.

24 Necker 2013 WAG, S.23.

25 Blick in die Zukunft: In den 1980er Jahren war die VÖEST wie viele andere Staatsbetriebe hoch verschuldet. 1985 kommt es zum Crash – der gesamte Vorstand wird abgelöst, viel Personal entlassen und das Unternehmen komplett umstrukturiert. Ab 1988 wird die Privatisierung eingeleitet und 1995 wird das Unternehmen erstmals an der Börse gelistet. Der Nachfolgekonzern, die voestalpine AG, ist bis heute der größte Arbeitgeber der Region. Mehr als 48'000 Menschen sind weltweit für die voestalpine tätig. [vgl. <https://reports.voestalpine.com/1516/cr-bericht/unternehmen/zahlen-daten-fakten.html> (abgerufen am 12.10.2020)].

26 vgl. Kepplinger 2011, S. 69.

27 Necker 2012, S. 16.

28 vgl. Knall-Brsovsky 2012, S. 80.

29 Die öffentlichen Mittel für den Wohnungswiederaufbau stellten der neu gegründete bundesweite WWF (Wohnungswiederaufbaufonds) und der BWSF (Bundes-Wohn-und-Siedlungsfonds) zur Verfügung, der noch aus der Zeit der Ersten Republik stammte. > vgl. Kepplinger 2011, S. 72.

30 Necker 2012, S. 18.

31 Blick in die Zukunft: Die WAG ist seit der Novellierung des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes (WGG) im Jahre 2001 ein gewerblicher Bauträger.

32 Blick in die Zukunft: Die GWG Linz ist heute der größte Wohnungsbesitzer der Stadt. Ihr gehören 17% aller Linzer Wohnungen.

33 vgl. Fitz/Heller 2008, S. 86.

34 vgl. Kepplinger 2011, S. 73.

35 Kamleithner 2018, S. 441.

36 Ronneberger 2018, S. 53.

37 vgl. Judt 2006, S. 400.

38 vgl. Judt 2006, S. 410.

39 Saxenhuber/Schöllhammer 2018, S. 103–104.

40 vgl. Saxenhuber/Schöllhammer 2018, S. 104.

41 vgl. Linz Texas, S. 154.

1.2 Stadtvisionen – utopisch radikal rational

«Entscheidungen sind die Vielfalt, die jeder in seinem eigenen Luftkubikmeter antreffen kann.-----Wohnen könnte eine unabhängige Entdeckung, ein Abenteuer, werden, vor dem die Leute verwundert stehen bleiben.-----Wohnen macht wieder Freude und ist gleichzeitig Gestaltung der Umwelt.»

Barna von Sartory  
Ausstellung *Urban Fiction* (1967)

«Das Unbehagen, das beinahe alle Realisierungen auf dem Gebiet des städtischen Wohnungsbaues nicht nur in Österreich begleitet, wird von Tag zu Tag stärker spürbar und die Lösung der damit verbundenen Probleme ist eine Frage unserer Existenz.»

Wolfgang und Traude Windbrechtinger  
Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* (1967)

Besonders in Linz, aber auch in anderen Teilen Österreichs, wurden in der Nachkriegszeit ganze Stadtteile und Satellitenstädte aus Zeilenbauten und Hochhäusern errichtet. Gleichzeitig schritt die Zersiedelung durch Einfamilienhäuser voran. Der funktionsgetrennte Städtebau und seine Auswüchse weckten immer mehr Widerstand, besonders unter jungen Architekt\*innen.

Die Zentren im Widerstand gegen den Funktionalismus waren Wien und Graz. Hans Hollein und Walter Pichler organisierten die viel beachtete Ausstellung *Architektur. Work in Progress* in der Galerie St. Stephan. Konrad Wachsmann leitete die Salzburger Sommerakademie und begeisterte mit Methoden zur Teamarbeit und Modulbauweise. Günther Feuerstein, Assistent bei Professor Schwanzer an der Technischen Hochschule Wien, organisierte die bekannten Klubseminare, dem «wichtigsten Quell der experimentellen Architektur in Österreich».<sup>42</sup> In diesem Umfeld formierten sich beispielsweise die Gruppen Haus-Rucker-Co und Coop Himmelblau. Hollein übernahm die Redaktion der Zeitschrift *BAU*, die das Geschehen dokumentierte. Und 1966 wurde die ÖGFA (Österreichische Gesellschaft für Architekten) gegründet, um nur einige Ereignisse zu nennen.

Diese junge Avantgarde war ab Mitte der 1950er Jahre so bemerkenswert, dass Peter Cook von Archigram sie als «Austrian Phenomenon» bezeichnete.<sup>43</sup> Es entstand eine Fülle von vielfältigen Ideen und Projekten. Unter diesen kristallisierten sich zwei Widerstandshaltungen gegen den Funktionalismus heraus.<sup>44</sup> Auf der einen Seite gab es utopische und experimentelle Ansätze. Diese umfassten aufblasbare, beweg-

liche und schwebende Megastrukturen, Objekte und Prototypen. Mit starken Bildern forderten die Architekten mehr Empfindung, Interaktion und individuellen Raum ein. Sie veranstalteten außerdem spielerische Aktionen im öffentlichen Raum, um die Stadt erlebbar zu machen und die Umwelt intensiver wahrzunehmen. Coop Himmelblau rollte einen riesigen Fußball durch die Wiener Innenstadt, Haus-Rucker-Co baute eine übermenschengroßes aufgeblasenes Billardspiel auf.

Auf der anderen Seite gab es konkrete Vorschläge der «radikalen Rationalisten»<sup>45</sup> für den Städtebau der Zukunft. Sie wandten sich der Funktionsdurchmischung und Verflechtung für dichte, komplexe Urbanität. Sie sprachen sich auch für die Rationalisierung und den Bau von Großwohnsiedlungen aus. In den Entwürfen finden sich einige Forderungen des Team X und Ideen von Konrad Wachsmann wieder. Der Grazer Professor für Städtebau Hubert Hoffmann war beim CIAM Kongress in Otterloo dabei, der das Ende der CIAM und gleichzeitig den Beginn des Team X markiert.<sup>46</sup> Hoffmann prägte als Lehrender viele Grazer Architekt\*innen, unter anderem die Werkgruppe Graz.<sup>47</sup>

Im Jahr 1967 gab es in Wien zwei sehr unterschiedliche Ausstellungen, die eine Momentaufnahme dieser beiden Richtungen geben. Die erste Ausstellung trug den Titel *Urban Fiction – Leitbilder für die Stadt der Zukunft*. Sie fand in der Galerie St. Stephan statt und wurde von Günther Feuerstein und den Architekturstudenten des Klubseminars organisiert. Allein der Titel deutet schon daraufhin, dass es nicht um unmittelbare Realisierungsvorschläge ging, sondern um Bilder, die den Diskurs zur Stadt erweitern. Die zweite Ausstellung trug den sachlicheren Titel *Neue Städtische Wohnformen*. Sie war die erste Ausstellung der kurz zuvor gegründeten ÖGFA und zeigte Pläne, Zeichnungen und Modelle für zukünftige Stadterweiterungen, Terrassenhäuser und Vorfabrikation.

Zwei zukünftige Mitglieder der Werkgruppe Linz, Edgar Telesko und Helmut Werthgarner, stellten bei der Ausstellung *Urban Fiction* aus. Jedoch ist das spätere Wirken der Werkgruppe, die sich ein Jahr nach den beiden Ausstellungen gründete, thematisch eher der Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* zuzuordnen. Viele der Ideen, die dort präsentiert waren, wurden anschließend in der Wohnbauforschung und auch in der Arbeit der Werkgruppe Linz weiterverfolgt.

Natürlich lassen sich die beiden Tendenzen – utopisch und rational – nicht klar voneinander trennen, wie man auch an der Position der Werkgruppe-Architekten sieht. Die Projekte von Hans Hollein und Günther Feuerstein, sowie des Architektenteams Eilfried Huth und Günther Domenig, waren in beiden Ausstellungen zu sehen. Beide Richtungen waren von Megastrukturen fasziniert und verstanden die Stadt als sich ständig veränderndes Gebilde. Die Struktur der Stadt sollte flexibel sein, um für die unvorhersehbare Zukunft bereit zu sein.

Urban Fiction – Leitbilder für die Stadt der Zukunft  
Galerie St. Stephan 1967

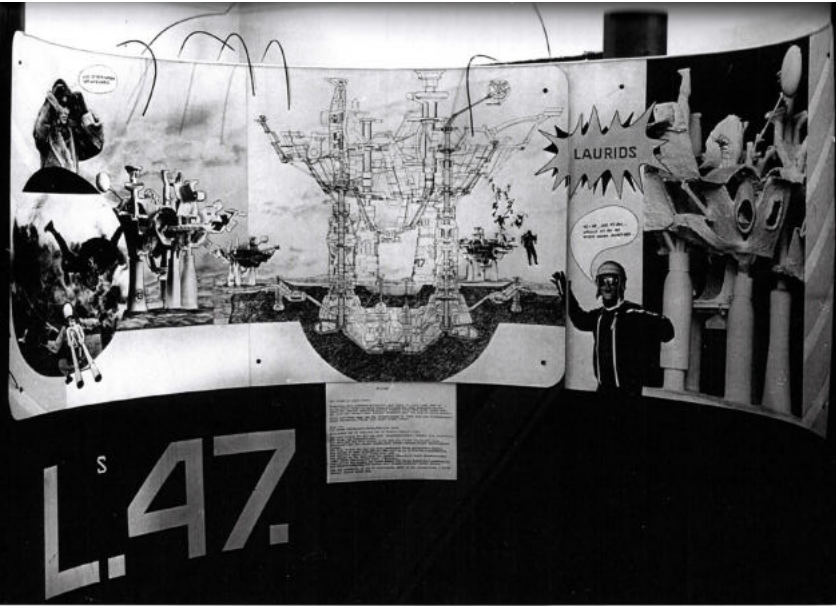
*Urban Fiction* wurde vom Klubseminar der Architekturstudenten organisiert. Die Ausstellung fand in der Galerie St. Stephan unter Otto Mauer statt, die Galerie war ein wichtiges Zentrum der österreichischen Avantgarde. Nach Wien, wurden die Arbeiten auch in St. Pölten, Linz, Graz, Klagenfurt und Aachen präsentiert. *Urban Fiction* war eine Ausstellung mit Aktionen, die Organisatoren nannten das Format auch «exhibaction».<sup>48</sup>

Es ging in *Urban Fiction* nicht nur ums Wohnen, sondern um das gesamte städtische Leben. Zentrale Themen waren der Einfluss der Medien, die Kommunikation in der Zukunft, die Globalisierung sowie das Bevölkerungswachstum. Auch die Faszination für die Raumfahrt war groß. Die meisten Beiträge waren sehr bildkräftig gestaltet und wurden von manifestartigen Texten begleitet. Es tauchen viele Begriffe der Empfindung in diesen Texten auf – wie Freude, Entdeckung, Einsamkeit, Sehnsucht und Abenteuer.

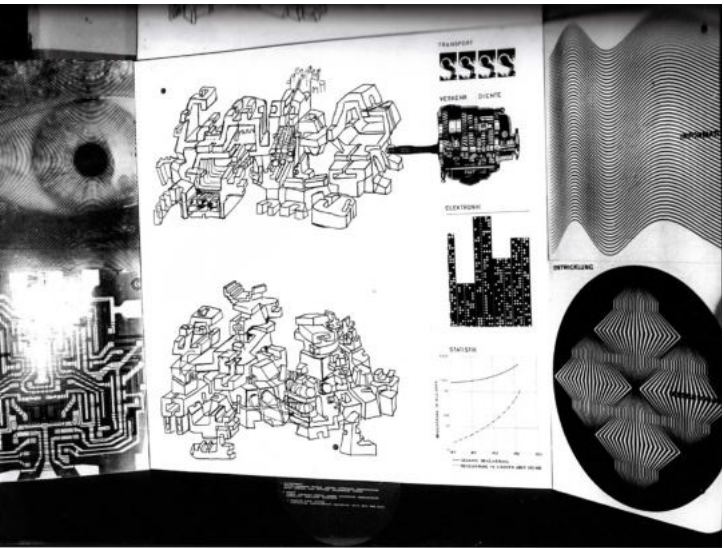
Auffallend viele Ausstellungsbeiträge zeigen Megastrukturen für öffentliche Einrichtungen, Kommunikation und Infrastruktur. Diese Megastrukturen stellten eine gewisse übergeordnete Organisation her. Gleichzeitig forderten die Architekt\*innen maximale Freiheit und Entfaltungsmöglichkeiten in den persönlichen Lebensräumen. Hans Hollein formulierte dies folgendermaßen: «Megastrukturen sind das Gerüst der Stadt und kontrollieren den Raum. Den Makroräumen wird ein Höchstmaß an Planung gewidmet, in den Mikroräumen gibt es größtmögliche Anarchie und persönliche Entscheidungsfreiheit.»<sup>49</sup>

In Holleins Zitat klingen, im Spannungsfeld von «Gerüst» und «Entscheidungsfreiheit», schon Aspekte des Flexiblen Wohnens an. In *Urban Fiction* stellten Helmut Werthgarner und Edgar Telesko gemeinsam mit zwei Kollegen ein Projekt aus, das im Gegensatz zu ihrer späteren Arbeiten mit der Werkgruppe Linz steht: Sie entwickelten einen futuristischen Vorschlag für den Taubenmarkt, einen Platz in der Altstadt von Linz. Das Modell und die Zeichnungen der Struktur erinnern optisch an die Projekte der japanischen Metabolisten. Eine Struktur aus Röhren formte eine Stadtsilhouette, die in höchsten Punkten sogar den Linzer Mariendom überstieg. Die Funktion der röhrenförmigen Architektur blieb offen. Überhaupt wirkte nichts an dieser Struktur fixiert. Die «Stadt als lebendiger Organismus» und die Gegensätze «Enge und Weite, Dichte und Leere, Begegnung und Einsamkeit» sollten erlebbar werden. Alt und Neu sollten sich miteinander verflechten.

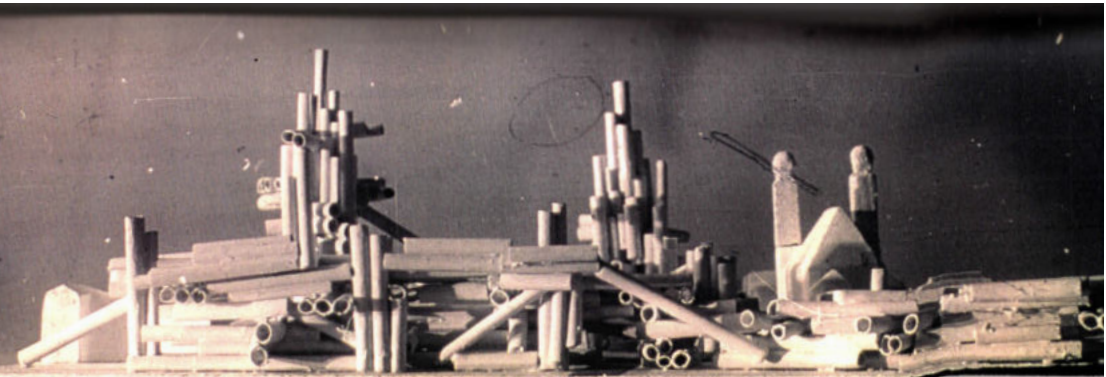
Eine besondere Aktion von *Urban Fiction* fand am Abend der Eröffnung statt: Die Organisatoren trugen ein riesiges utopisches Stadtmodell aus essbarem Material – «Oblaten, Schaumrollen, Waffeln und Hohlhippen» – in den Raum. Unter «allgemeinem Jubel und rhythmischen Rezitationen» haben die Besucher\*innen und Ausstellenden diese Stadt «verzehrt». Wenig später schwebte ein zweites Stadtmodell mit Luftballons in den Raum, das in einer gemeinsamen Aktion zerstört wurde.<sup>50</sup> Die Aktion drückt die Abkehr von alten Strukturen bei gleichzeitiger Aneignung und «Einverleibung» der Stadt aus.



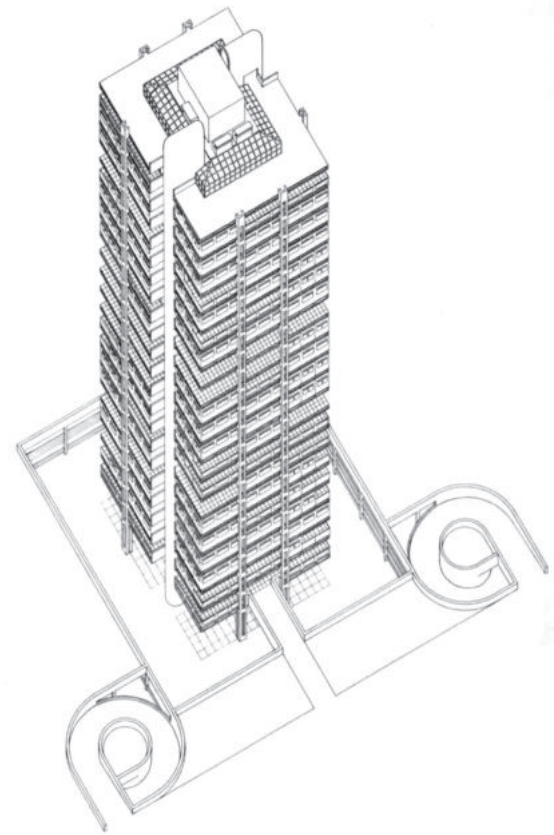
«Ich hasse alle Städte, alle, Paris, Wien, New York, alle außer der 47., und der 45., 44., 43. Das sind Städte für Sie und mich. Bienenkorbstädte, ständig sich verändernd, mit Toren zum Hinausfliegen.»  
Laurids Ortner, in: Urban Fiction



«Für Strenge und gesetzliche Gewalt, für öffentliche Ordnung sorgt der große Rahmen, die große Konstruktion, in der die Wohnungen ihr Zuhause finden.-----Unsere Lösungen sind vorläufig, darum sollen sie fließend bleiben.»  
Barna von Sartory, in: Urban Fiction

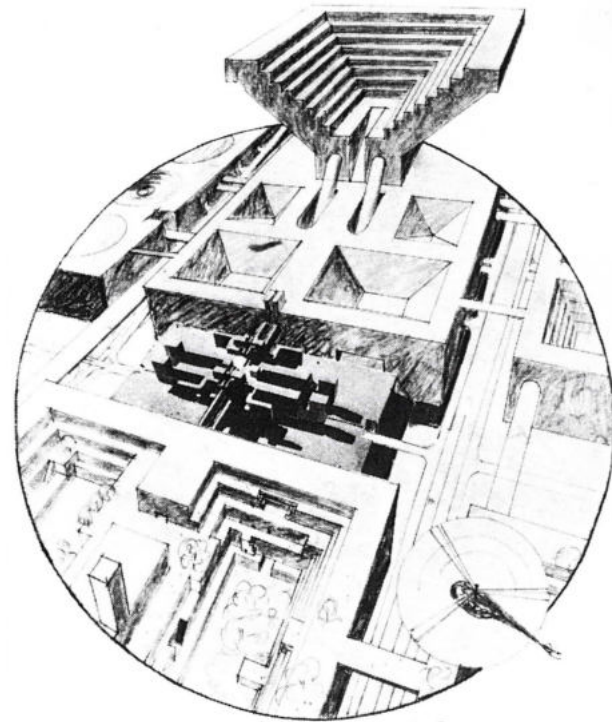


«Schaffen neue städtischer Räume, durch die das Erlebnis des Gebildes Stadt möglich wird.»  
Telesko, Werthgarner, Hoenig & Luger, in: Urban Fiction

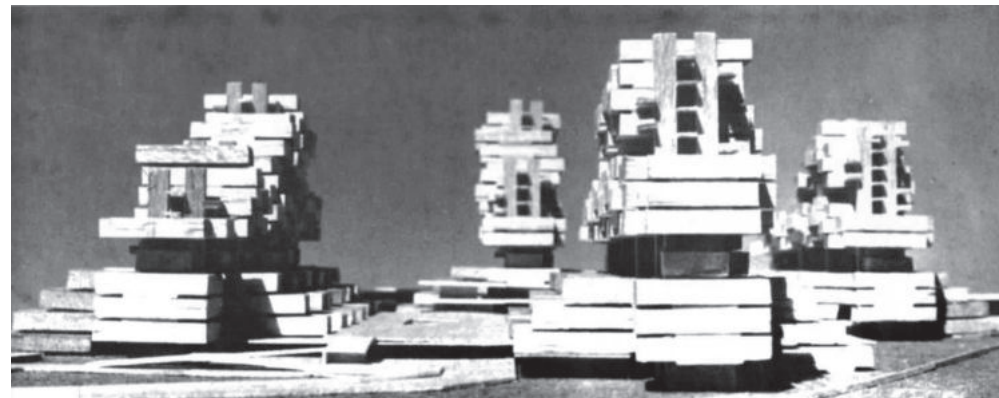


«Der CONTOWER (von CONTAINER TOWER) ist eine städtische Wohnform mit variablen Einheiten für eine vertikale Wohngemeinschaft.»  
Contower / Gustav Peichl, in: Neue Städtische Wohnformen

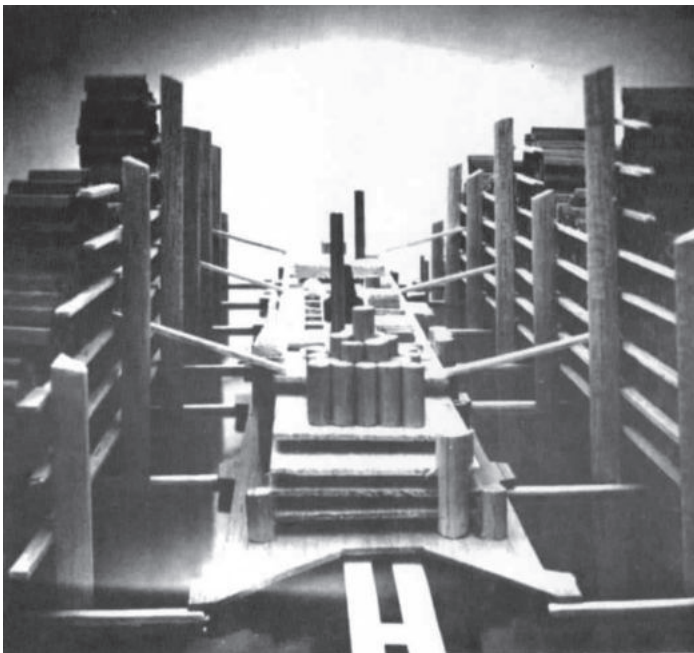
«Individuelles Wohnen als aktive Tätigkeit in verdichteter Bebauungsform. Der private Bereich ist jedoch so groß, daß er Spielraum für die Entwicklung einer Wohnung im freien Volumen zuläßt, die dem Generationswechsel folgt und den Wochenend-Tourismus inattraktiv werden läßt.»  
Neue Wohnform Ragnitz / Domenig & Huth  
in: Neue Städtische Wohnformen & Urban Fiction



«Architektur ist der Wille des Menschen, seine Umwelt selbst zu bestimmen. Städte entstehen, der dreidimensionale Ausdruck seines Verhaltens.»  
Hans Hollein, in: Urban Fiction



«Auf der Höhe des 4. Geschoßes wird eine Kommunikationsebene angordnet, die überdeckt, die Verbindung der Baublöcke untereinander und zum Zentrum herstellt.»  
Terrassenhaussiedlung / Werkgruppe Graz  
in: Neue Städtische Wohnformen



«Die Stadt ist ein Prozeß, Sie lebt von Möglichkeitsdichte und unbestimmbaren Entwicklungen. Sie stirbt durch Entflechtung und starre Verplanung.»  
Hexagonale Wohnzellen / Prader + Fehring  
in: Neue Städtische Wohnformen

## Neue Städtische Wohnformen ÖGFA 1967

Die neu gegründete österreichische Gesellschaft für Architekten (ÖGFA) veranstaltete 1966 und 1967 die zweiteilige Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen*. Im ersten Teil wurden die «weltweiten Bemühungen der Gegenwart»<sup>51</sup> dargestellt, welche die städtische Wohnungsfrage zu lösen versuchten. Im zweiten Teil 1967 wurden 29 österreichische Beiträge zum gleichen Thema gezeigt. Unter den Architekt\*innen und Architektengruppen befinden sich viele bekannte Namen. Die Ausstellung wurde von Viktor Hufnagl, Traude und Wolfgang Windbrechtinger zusammengestellt, der Katalog von Hermann Czech. Die Ausstellung wurde unter anderem von dem 1966 neu gegründeten Bautenministerium gefördert. Das Ziel der Kurator\*innen war es, die «Begeisterung am schöpferischen Abenteuer neuer Versuchssiedlungen zu wecken».<sup>52</sup>

Anders als bei *Urban Fiction*, waren in der Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* viele Beiträge konkrete und konstruktive Vorschläge. Das betonte auch Friedrich Achleitner in seiner Besprechung in der Zeitung Die Presse: «Die Ausstellung, die Beiträge aus fast allen Bundesländern zeigt, weist jedenfalls den oft gehörten ‚amtlichen‘ Vorwurf zurück, daß von den Architekten den Klischees des öffentlichen Wohnbaus keine Alternative entgegengestellt werden.»<sup>53</sup>

Die vielfältigen Beiträge sind Konzepte für Urbanität und Dichte. In ihrer Gesamtheit stellen sie ein Plädoyer für Komplexität und Durchmischung von Funktionen, Begegnungszonen in Gebäuden und der Stadt, Wandelbarkeit und die Möglichkeit der Mitgestaltung dar. Auch die neun Forderungen, welche die Ausstellung formuliert, sind eine Art Handlungsanleitung. Sie lauteten:

1. Eine neue Gesetzgebung als Grundlage für neue Wohnbauformen im Rahmen neuer Konzepte des Städtebaus.
2. Mischung der Stätten des Wohnens, des Arbeitens, der Erholung und der Bildung entsprechend den natürlichen Lebensfunktionen des Menschen.
3. Verflechtung privater und öffentlicher Funktionen für gemeinschaftsbildende Kontaktmöglichkeiten.
4. Horizontale und vertikale Konzentration der Bebauung als Voraussetzung neuer urbaner Wohnformen.
5. Trennung der Verkehrsebenen aus der Forderung nach ungestörten Fußgeherbereichen.
6. Das Einfamilienhaus als Inspirationsquelle familiengemäßen Wohnens.
7. Wissenschaftliche Forschung industrieller Vorfertigungsmethoden für die wirtschaftliche Realisierung neuer Ideen.
8. Schöpferische Aktivierung der Bewohner als Möglichkeit zur Selbstverwirklichung der Persönlichkeit.
9. Der Wohnbau als verantwortungsvollste Bauaufgabe unserer Zeit erfordert höchste künstlerische Qualität.

Die Forderungen finden sich in einigen Projekten wieder. Die Werkgruppe Graz zeigte die Großwohnanlage *Terrassenhaussiedlung* Graz St. Peter, mit über 500 Wohnungen unterschiedlicher Typologien. Im vierten Geschoß sollten die Baukörper durch eine Kommunikations

ebene für «gemeinschaftsbildende Kontaktmöglichkeiten» verbunden werden. In der Siedlung, für die es bereits Bauherr und Bauplatz gab, sollten öffentliche und private Funktionen nebeneinander funktionieren. Das «Einfamilienhaus als Inspirationsquelle» findet sich in mehreren Projekten wieder. Die Vorzüge des Einfamilienhauses sollten für den Stockwerksbau im städtischen Raum übersetzt werden, um der Zersiedelung entgegenwirken. Als die größten Vorteile des Einfamilienhauses betrachteten sie die privaten Freiräume, Wohnen auf mehreren Ebenen und die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung.<sup>54</sup> Die *Hexagonalen Wohnzellen* von Prader und Fehring sind individuell gestaltete mehrgeschoßige Volumina mit privaten Freibereichen. Hubert Hoffmann präsentierte einerweiterungsfähiges und flexibles Einfamilienreihenhaus mit uneinsichtigen Höfen. Bei Gustav Peichl's *Contower* könnten individuell gestaltete Wohncontainer auf den Plattformen des Turmes angebracht werden. Im Turm sah er am Dach und im Erdgeschoß gemeinschaftlich genutzt Bereiche vor. Ehepaar Windbrechtinger zeigte eine Studienarbeit zur Rationalisierung im Wohnbau mit dem Ziel, durch eine deutliche Reduzierung der Kosten «für jede Familie eine komfortable Wohnung mit Freiraum finanziell tragbar wird.»<sup>55</sup> Mit einer Vielzahl von Elementen sollte eine breite Gestaltungsmöglichkeit und Vielzahl von Grundrisstypen ermöglicht werden. Rationalisierung und kostensparende Elementbauweise, die Vorzüge des Einfamilienhauses und unterschiedliche Typologien im selben Gebäude – das sind alles Themen, die auch in das Projekt *Flexibles Wohnen* eingeflossen sind.

Die Forderung Nummer 1 nach einer neuen «Gesetzgebung als Grundlage für neue Wohnformen» wurde mit Einführung des neuen Wohnbauförderungsgesetzes und der Wohnbauforschung 1968, ein Jahr nach der Ausstellung, erreicht. Viele der Ausstellenden waren in den folgenden Jahren Beiratsmitglieder, Entwickler des Forschungsplans oder Forschende in der Wohnbauforschung (> 1.3). Auffallend viele Beiträge der Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* wurden anschließend als Wohnbauforschungsprojekte weiterverfolgt.

- 42 Kamleithner 2018, S. 445.
- 43 Cook 1970, S. 71.
- 44 Kaiser 2018, S. 434.
- 45 Kaiser 2018, S. 434.
- 46 Risselada/van den Heuvel 2005, S. 61.
- 47 Guttman/Kaiser 2013, S. 16.
- 48 Feuerstein 2003 [1966], S. 0A.
- 49 Feuerstein 2003 [1966], S. 20.
- 50 Feuerstein 2003 [1966], S. 37.
- 51 vgl. Windbrechtinger 1967, o.S.
- 52 Hufnagl 1967, o.S.
- 53 Achleitner, zit. nach Kaiser 2017, S. 230.
- 54 Hufnagl 1967, o.S.
- 55 vgl. Windbrechtinger 1967, o.S.

1.3 Wohnbauforschung in Österreich

«Österreich hat die Notwendigkeit einer kontinuierlichen und gezielten Wohnbauforschung als öffentliches Anliegen erkannt.»<sup>56</sup>

Einleitung zum ersten Bericht der Wohnbauforschung (1970)

1966 wurde unter Kreiskys Vorgänger Bundeskanzler Josef Klaus (ÖVP) das Bundesministerium für Bauten und Technik, umgangssprachlich «Bautenministerium», gegründet. Es vereinte bisherige Tätigkeiten des Bundesministeriums für Handel und Wiederaufbau, sowie des Bundesministeriums für soziale Verwaltung.<sup>57</sup> Die vier wichtigsten Kompetenzbereiche waren neben dem Siedlungswesen und der Wohnbauförderung der staatliche Hochbau (inklusive Verwaltung aller Bauten und Liegenschaften des Bundes), der Tiefbau (Autobahnen und Bundesstraßen) und der Wasserbau (Wasserstraßen, Wasserversorgung, Kanalisation).<sup>58</sup>

1968 wurde das neue Wohnbauförderungsgesetz (WFG) eingeführt.<sup>59</sup> Wie bereits in der vorhergehenden Fassung von 1954 lag die Gesetzgebung auf Bundesebene, die Durchführung des Gesetzes und Bereitstellung der Gelder bei den Bundesländern.

Eine wichtige Neuerung des neuen WFG war es, 1% der Bundeswohnbaumittel für eine bundesweit angelegte Wohnbauforschung zu nutzen.<sup>60</sup> Als eines der ersten Forschungsprojekte wurde 1969 die Erarbeitung eines genauen Plans für die Forschung in Auftrag gegeben, der in den kommenden Jahren als Leitfaden für die Wohnbauforschung dienen sollte.

Forschungsprojekt Forschungsplan

Die «Gruppe Forschungsplan» bestand aus den vier bekannten Lehrenden und Architekten – Günther Feuerstein, Ottokar Uhl, Herbert Prader und Franz Fehringer (Atelier P+F). Alle vier Architekten hatten in der Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* mitgewirkt. Günther Feuerstein hatte zudem die Ausstellung *Urban Fiction* mit dem Klubseminar organisiert. Die vier entwickelten den Forschungsplan in Rücksprache mit dem Ministerium. Außerdem waren sie im Austausch mit Universitäten und vergleichbaren Forschungseinrichtungen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden.

Der Forschungsplan beinhaltete sowohl inhaltliche als auch organisatorische Aspekte. Er umfasste eine Zielvorstellung für die Wohnbauforschung, Schwerpunktthemen für die Jahre 1970–72, sowie einen Entwurf für eine Bewertungssystematik der Projekte und den Ablauf des Forschungsgeschehens.

Die erklärte Zielvorstellung lautete, dass «durch sinnvollen Einsatz von öffentlichen Mitteln für die Erarbeitung und Anwendbarmachung neuer Erkenntnisse auf dem Gebiet des Wohnbaus eine stetige Verbesserung der Lebensbereiche des Einzelnen, der Gemeinschaft und der Gesellschaft erreicht wird.»<sup>61</sup> In dieser Aussage lassen sich die Bestrebungen des Wohlfahrtsstaates herauslesen. Den vier Autoren war es ein Anliegen, verschiedene Maßstabsebenen der Stadt zu betrachten.

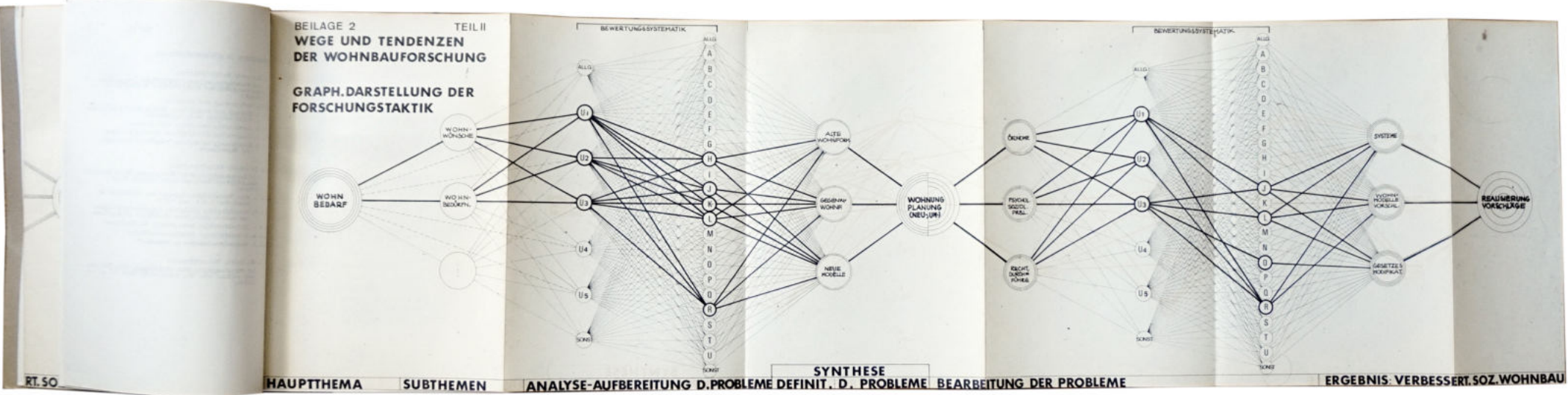
Das erste Schwerpunktprogramm 1970–72 fokussierte sich auf die «Beseitigung des qualitativen Wohnungsfehlbestandes».<sup>62</sup> Dafür legten sie zwei Forschungsrichtungen fest – einerseits die Analyse der Situation, um Mängel und Fehlleistungen festzustellen um daraus neue Zielvorstellungen zu formulieren. Und andererseits das Experimentieren und Entwickeln von neuen Lösungen und Modellen für neue Wohnformen und die Rationalisierung und Verbesserung des Wohnungsbaues.

Die Autoren sahen außerdem passive und aktive Forschung vor. Unter aktiver Forschung verstanden sie Aufträge oder Ausschreibungen des Ministeriums. Passive Forschung bedeutete Antragsforschung durch qualifizierte Institutionen und Antragsteller\*innen. Die Bandbreite der Forschungsprojekte sollte von reiner Grundlagenforschung, Detail- und Materialforschung bis zu Demonstrativbauten reichen. Jedoch sollte jedes Forschungsprojekt Ergebnisse hervorbringen, die «früher oder später auf die baulichen Realisationen des Volkswohnungsbauwesens einfließen.»<sup>63</sup>

Bei der Art der Förderung konnte es sich um Zuschüsse, die Durchführung von Wettbewerben oder Kostenübernahmen handeln. Für Demonstrativbauten und Bauexperimente war vorgesehen, dass das Bautenministerium Mehrkosten, Bürgschaft und Haftrisiken übernehmen sollte.

Ein Beirat für Wohnbauforschung sollte dem Ministerium in der Auswahl der Forschungsprojekte beratend zur Seite stehen.<sup>64</sup> Die Gruppe forderte außerdem, dass das Schwerpunktprogramm alle zwei Jahre unter Mitwirkung des Beirats überarbeitet werden sollte.

Jedes Forschungsprojekt wurde in die Bewertungssystematik eingeordnet und erhielt darin eine «Netzmasche». Die Bewertungssystematik hatte zwei Achsen: die «Umweltzonen» und die «Wirkmedien». Die Umweltzonen 1–5 auf der senkrechten Achse beschrieben den menschlichen Umraum von der Wohnung, über die Siedlung bis hin zur regionalen Ebene. Vom Individuum, zur Gruppe bis hin zur Gesellschaft. Die 21 Wirkmedien A–U auf der waagrechten Achse waren die Gebiete, auf die sich die Wohnbauforschung auswirken sollte. Wirkungsbereich B war beispielweise «Normung», K «System / Kombinierbarkeit / Variierbarkeit / Mobilität / Flexibilität» und P «Politik». Mit dieser Bewertungssystematik wollten die Autoren Lücken und Überlagerungen in der Forschung sichtbar machen. Außerdem schlugen sie vier Indices zur Bewertung der Projekte vor: Neuheit, Dringlichkeit, Effizienz und Kostenangemessenheit.



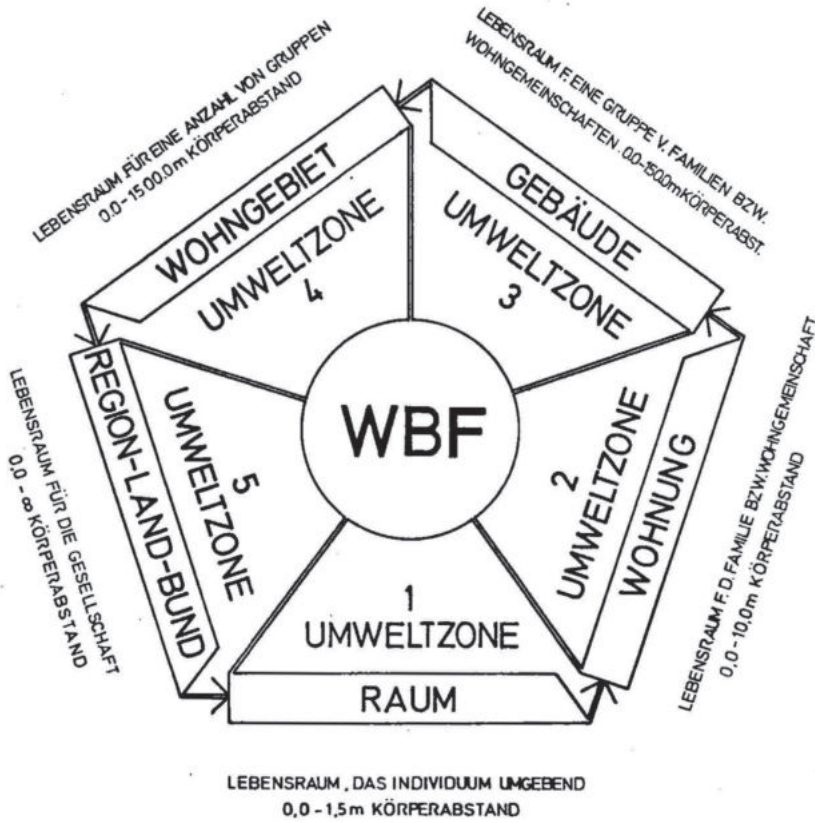
Es ist auffallend, dass es einige Parallelen zwischen dem Forschungsplan und dem Projekt *Flexibles Wohnen* gibt, was den Glaube an Wissenschaft und Fortschritt dieser Zeit widerspiegelt. Es gibt ein System mit definierten Ordnungen und Kategorien. Gleichzeitig ist das System dafür gestaltet, flexibel und veränderbar zu sein: «Die Art und Weise, wie Wohnbauforschung betrieben wird, soll sich flexibel den jeweiligen Situationen und Möglichkeiten anpassen und prinzipiell neuen Ideen und Vorschlägen gegenüber offen sein.»<sup>65</sup>

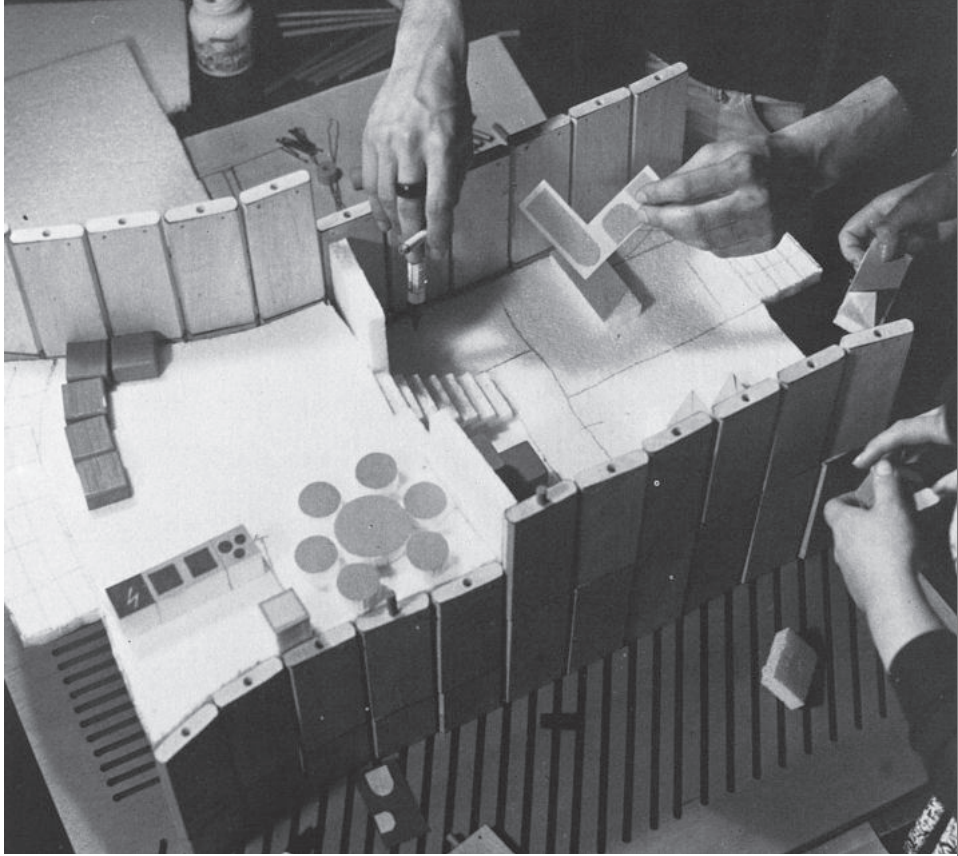
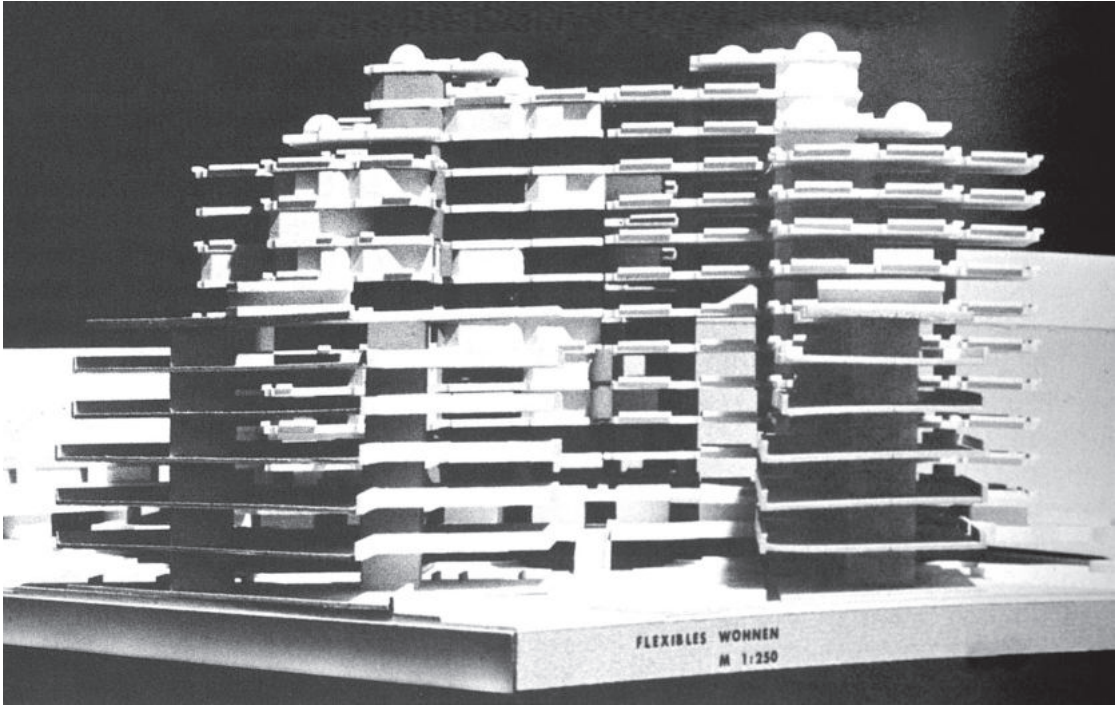
Die vier Autoren beendeten den Forschungsplan mit einem kritischen Nachwort. Sie gaben zu bedenken, dass Wohnbauforschung nur schwer von der allgemeinen Bau- und Umweltforschung abzugrenzen sei. Der Begriff der Wohnbauforschung berühre pragmatische, technologische, hochbautechnische, psychosomatische, statistische, juristische, verwaltungstechnische, zwischenmenschliche, gesellschaftliche und futurologische Aspekte. Nach ihren Recherchen der Wohnbauforschung in anderen Ländern sahen sie ein bedenkliches Missverhältnis zwischen einer ungeheuren Fülle an Forschungsergebnissen und deren spärlicher Umsetzung in der Wohnbaupraxis. Sie forderten deshalb neben der interdisziplinären Zusammenarbeit auch den Kontakt zur realen Baupraxis: «Es scheint außer Zweifel zu stehen, daß Wohnbauforschung erst auf Dauer wertvolle Ergebnisse bringen wird, wenn sie auf dem wissenschaftlich-kritischen Niveau, mit den beträchtlichen experimentell-praktischen Möglichkeiten, in engster interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Nachbargebieten und Institutionen, und in realem Kontakt zur allgemeinen Baupraxis bzw. Wohnbaupolitik betrieben wird.»<sup>66</sup> Ihre Bedenken sollten sich als nicht unbegründet erweisen.

Viele der Ideen, die in diesem Forschungsplan für die Wohnbauforschung eingefordert wurden, stecken im *Flexibles Wohnen* – wie das Experimentieren mit neuen Wohnformen oder die Verbesserung des sozialen Wohnungsbaus durch Rationalisierung.

Die ausklappbare Grafik zeigt die Forschungstaktik, den Prozess und die Verknüpfungen zwischen den Projekten. Rechts unten steht das Ziel: Verbesserter sozialer Wohnungsbau.

Das Schema zeigt die fünf Umweltzonen U1–U5 des menschlichen Umrums, die für die Wohnbauforschung relevant sind.





Ein paar Eindrücke aus den Forschungsberichten zur Wohnbauforschung. Von links nach rechts: Modellfoto «Flexibles Wohnen» (1972), Entwerfen am Modell mit Eilfried Huth (1974) und das Symposium zur Mitbestimmung mit Bauträgern, Architekten, Bewohner\*innen und Soziologen (1982).

#### Forschungsgeschehen (1968–1988)

Zwischen 1968 und 1988 wurden insgesamt 742 Forschungsvorhaben gefördert.<sup>67</sup> Die Förderhöhe pro Projekt lag in den 20 Jahren im Schnitt bei circa 115'000 €, im Zeitraum von 1974 bis 1979 wurden die Projekte sogar durchschnittlich mit 175'000 € unterstützt.<sup>68</sup> 1979 wurden die Sondermittel für die Wohnbauforschung von 1% auf 0,5% halbiert und damit auch die Mittel pro Projekt gesenkt.

Die Bandbreite der Forschungsprojekte reichte von Ausstellungen und Kongressen, zu soziologischen Studien, Altbauanierung, Wohnberatung, statistischen Erhebungen, über Fertigteilvorfabrikation, Entwicklung und Prüfung neuer Baumaterialien, Erstellung von Bewertungskriterien für Wohnbau bis hin zur Partizipation.<sup>69</sup> Bei 90% handelte es sich um Antragsforschung, da es im Ministerium zu wenig Ressourcen für gezielte Auftragsforschung gab.<sup>70</sup> Viele der Projekte wurden, wie im Forschungsplan gefordert, interdisziplinär bearbeitet.

Die gemeinnützige Wohnungswirtschaft blieb am Forschungsgeschehen relativ unbeteiligt, sie wirkte nur an etwa 5,8% der durchgeführten Projekte mit.<sup>71</sup> Das ist vermutlich einer der Gründe, warum nicht viele Forschungsprojekte zur Realisierung eines konkreten Bauvorhabens führten. Der fehlende Praxisbezug war einer der Hauptkritikpunkte an der Wohnbauforschung.

Zu den bekanntesten gebauten Projekten zählen die *Terrassenhaus-siedlung* in Graz St. Peter der Werkgruppe Graz, die *Eschensiedlung* in Deutschlandsberg von Eilfried Huth, *Wohnen morgen* in Hollabrunn von Ottokar Uhl sowie *Wohnen morgen* in Wien von Wilhelm Holzbauer. *Wohnen morgen* war ein durch die Wohnbauforschung ausgeschriebener Architekturwettbewerb, der in allen neun Bundesländern durchgeführt wurde.

Die Werkgruppe Linz führte insgesamt drei Wohnbauforschungsprojekte durch (> 2.2–2.4). Im ersten Teil mit der Aktenzahl F 33 (1969–1972) entwickelten die Architekten ein flexibles Bausystem für unterschiedliche städtebauliche Konfigurationen im Hochbau. Im zweiten Teil F 268 (1972–1975) entwickelten sie dieses System gemeinsam mit Ingenieuren bis zur Baureife weiter und passten es für ein Grundstück der Genossenschaft Eigenheim Linz an. Das dritte Forschungsprojekt F 420 (1975–1978) evaluierte die Eignung des Versuchsbaus für größere Siedlungen und dokumentierte die von den Bewohner\*innen vorgenommenen Änderungen am flexiblen Entwurf. Die Werkgruppe Architekten konsultierten Experten aus Soziologie, Mathematik, Psychologie und Wirtschaftswissenschaften der neu gegründeten Johannes Kepler Universität Linz.

Die Werkgruppe Linz war außerdem am Forschungsprojekt F 635 *Möglichkeiten und Grenzen der demokratischen Mitbestimmung im sozialen Wohnungsbau* (1979–1981) beteiligt. «Demokratisierung im Wohnungsbau» wurde 1979 erstmals im Schwerpunktprogramm aufgenommen.<sup>72</sup> In dem groß angelegten Forschungsprojekt mit dem Ziel einen Leitfaden für zukünftige Mitbestimmungsprojekte im sozialen Wohnungsbau zu entwickeln, gab es Arbeitskreise von Architekten, Bewohner\*innen, Bauträgern und Soziologen, sowie eine juristische Gesamtstudie. Im Arbeitskreis der Architekten arbeiteten Eilfried Huth, Klaus Kada, Franz Kuzmich, Fritz Matzinger, Ottokar Uhl und Heinz Pammer (Werkgruppe Linz) zusammen. Leider kamen die einzelnen Arbeitskreise wegen Kürzungen der Fördermittel nur zum Auftakt bei einem übergreifenden Symposium zusammen. Die Erstellung des gemeinsamen Leitfadens war deshalb nicht möglich.<sup>73</sup>

Ein Bestandteil der Wohnbauforschung war eine regelmäßige Publikation, um das erarbeitete Wissen zugänglich zu machen. Ab 1970 wurde jedes Jahr ein Bericht mit den laufenden und abgeschlossenen

Projekten veröffentlicht. Zusätzlich gab Robert Koch, ehemaliger Pressesprecher im Bautenministerium, ab 1974 einmal im Monat die Zeitschrift *Wohnbau. Fachzeitschrift für Wohnbauforschung* heraus, um die Ergebnisse weiter zu verbreiten.

Das Bautenministerium existierte bis 1987. In diesem Jahr platzte die rot-blaue Koalition der SPÖ (Sozialdemokratische Partei) mit der rechtspopulistischen FPÖ (Freiheitliche Partei), als Jörg Haider den Parteivorsitz der FPÖ übernahm. Es folgte eine SPÖ-Regierung in Koalition mit der ÖVP (Volkspartei). Die ÖVP machte sich für die sogenannte «Verlängerung» der Wohnbauförderung stark und setzte sich durch: Bereits im ersten Jahr dieser Koalition wurde mit einer Gesetzesnovelle die gesamte Zuständigkeit für die Wohnbauförderung den Bundesländern übertragen.<sup>74</sup>

Das Ende des Bautenministeriums fällt mit der Krise der Staatsunternehmen und der Privatisierungswelle zusammen. Viele Kompetenzen des Bautenministeriums wurden nach und nach in staatliche Kapitalgesellschaften ausgelagert. Bereits 1982 war die ASFINAG (Autobahnen- und Schnellstraßen-Finanzierungs-Aktiengesellschaft) wegen Engpässen bei der Finanzierung im Autobahnbau gegründet worden. 1992 wurde die BIG (Bundesimmobiliengesellschaft) gegründet, die mit der Verwaltung aller öffentlichen Gebäude betraut wurde und somit einen weiteren großen Verantwortungsbereich des ehemaligen Bautenministeriums übernahm. Die noch übrig gebliebenen Kompetenzen des Bautenministeriums wurden in das Bundesministerium für wirtschaftliche Angelegenheiten übertragen.<sup>75</sup>

Seit 1987 gibt es in der Wohnbauförderung kein dezidiert zugewiesenes Forschungsbudget mehr. So wurde mit der Verlängerung der Wohnbauförderung das Programm der bundesweiten Wohnbauforschung beendet.

56 BMBT 1970, S. 5.  
57 vgl. [https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Bundesministerium\\_für\\_Bauten\\_und\\_Technik](https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Bundesministerium_für_Bauten_und_Technik) (abgerufen am 6.10.2020)  
58 Interview mit Franz Koziol, schriftlich geführt von Rebekka Hirschberg, Wien, 12.11.2020.  
59 Neben der Wohnbauförderung hatte es bisher noch den Wohnhaus-Wiederaufbaufonds und den Bundes-Wohn- und Siedlungsfonds gegeben. Die bestehenden parallelen Förderungen wurden nun durch die neue Wohnbauförderung zusammengefasst. Das neue Gesetz umfasste neben der Objektförderung (in Form von Einmalzuschüssen, Annuitätenzuschüssen und Darlehen) erstmals auch die Subjektförderung, eine Wohnbeihilfe für Haushalte mit geringem Einkommen. Die Wohnungen durften dafür nicht größer als 130 m² sein, für Familien mit mehr als vier Kindern wurde die Größe auf 150 m² erhöht. In den jeweiligen Verordnungen der Bundesländer wurden die Förderhöhen, angemessenen Gesamtbaukosten und die Obergrenze der Haushalts-einkommen für die Wohnbeihilfe festgelegt.  
60 Genauer Wortlaut Bundesgesetzblatt Nr. 280, S. 1637: «§ 5 (4) Von den im Abs. 1 angeführten Bundesmitteln sind beim Bundesministerium für Bauten und Technik 1 v. H. für die Förderung von Einrichtungen, die sich mit der Forschung auf dem Gebiet des Wohnungsbaues befassen, zu binden (Sondermittel), wobei die Förderung in der Erteilung von Forschungsaufträgen gegen Entgelt bestehen kann. Nicht ausgeschöpfte Sondermittel sind gemäß Abs. 1 zum Ende des Kalenderjahres an die Länder abzuführen.»  
61 Gruppe Forschungsplan 1970, S. 5.  
62 Gruppe Forschungsplan 1970, S. 14.  
63 Gruppe Forschungsplan 1970, S. 5.  
64 Die Beiratsmitglieder wurden von sozialpartnerschaftlichen Institutionen entsandt: Bundesministerium für soziale Verwaltung, Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Landesverteidigung, Bundesarchitektenkammer, Gewerkschaft Bau-Holz, Arbeiterkammer, Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft, Forschungsförderungsfonds der gewerblichen Wirtschaft, Universität Wien, Universität Graz, Universität Innsbruck, Technische Universität Wien, Hochschule für Welthandel, Akademie der bildenden Künste Wien, Sparkassenverband, Verband der Immobilienreuhänder sowie von einigen Baustoff- und Bauunternehmen, gemeinnützigen Wohnbaugenossenschaften und Ländern und Städten. Zu den bekannten Architekten unter den Beiratsmitgliedern zählen Günther Feuerstein, Herbert Müller-Hartburg, Gustav Peichl, Roland Rainer und Rudolf Wurzer. > vgl. Temel 2008, S. 4.  
65 Gruppe Forschungsplan 1970, S. 9.  
66 Gruppe Forschungsplan 1970, S. 74.  
67 vgl. Freisitzer/Gamerith et.al. 1993, S. 29.  
68 inflationsbereinigte Umrechnung vgl. Temel 2008, S. 4.  
69 vgl. Bundesministerium für Bauten und Technik, 1970-1990.  
70 Temel 2008, S. 4–5.  
71 vgl. Freisitzer/Gamerith et.al. 1993, S. 109.  
72 Temel 2008, S. 4–5.  
73 Interview mit Robert Koch, geführt von Rebekka Hirschberg, Wien, 12.11.2020.  
74 vgl. Amann 1999, S. 55–57.  
75 Interview mit Franz Koziol, schriftlich geführt von Rebekka Hirschberg, Wien, 12.11.2020.

1.4 Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz

«Die Gruppe als solche ist ein interessantes Phänomen. Diese ständige, positiv gemeinte Kontrolle und Korrektur, sodass der Einzelne nicht Gefahr läuft, endlos irgendwelche Irrwege zu verfolgen und letztendlich nur für den Papierkorb zu arbeiten. In diesen gruppendynamischen Prozessen passiert es auch, dass jeder ganz automatisch, kraft seiner Neigungen und besonderen Begabungen, in jene Rolle schlüpft, die ihm gemäß ist. Und Profiteur ist die ganze Gruppe.»<sup>76</sup>

Helmut Frohnwieser, Werkgruppe Linz (2013)

Ausbildung in Wien

Der klassische Werdegang eines Linzer Architekten führte damals über die HTL (Höhere Technische Lehranstalt) in Linz auf die Technische Hochschule oder die Akademie der Bildenden Künste in Wien. Diesen Weg gingen auch Heinz Pammer, Helmut Werthgarner, Edgar Telesko und Helmut Frohnwieser, die sich schon seit der HTL-Zeit kannten. Heinz Pammer studierte an der technischen Hochschule, die anderen drei waren Schüler in der Meisterklasse von Clemens Holzmeister an der Akademie. Als sie 1952 begannen, war Hans Hollein, ebenfalls Holzmeister-Schüler, gerade in seinem letzten Jahr an der Akademie.

Clemens Holzmeister bezeichnete sich selbst als Romantiker.<sup>77</sup> Er war eine hochangesehene Persönlichkeit in der Öffentlichkeit. Er ist besonders für seine Kirchenbauten und die Bauten im Salzburger Festspielbezirk berühmt geworden. Ab 1924 lehrte er an der Akademie und übernahm 1931 den Posten des Rektors. Während des Nationalsozialismus lebte er einige Jahre im Exil in Ankara und kehrte in den 1950er Jahren nochmal an die Akademie zurück. Sein Assistent war in diesen letzten Jahren der Linzer Architekt Eugen Wachberger, der unter anderem Reihenhäuser in der Wiener Werkbundsiedlung gebaut hatte. «Der Holzmeister war der Baukünstler, der Wachberger der Techniker. Dem konnte man nichts zeigen, was nicht auch gebaut werden könnte.», erzählt Edgar Telesko über die beiden sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten.<sup>78</sup> Holzmeister wurde von vielen seiner Schüler väterlich verehrt. Doch besonders in seinen späten Jahren als Lehrer war die kritische Auseinandersetzung mit ihm und seinen Methoden groß: «Es entstand eine Art Defizit an Rationalem, Methodischem, an Bindung an die Bauprobleme der Zeit. Die technischen Utopien der 1960er Jahre warfen ihre Schatten voraus», erzählt Friedrich Achleitner.<sup>79</sup>

Viele Holzmeister-Schüler nahmen Ende der 1950er Jahre an der Sommerakademie in Salzburg bei Konrad Wachsmann teil, der ihnen eine völlig andere Sicht auf die Entwicklung und Zukunft der Architektur vermittelte.<sup>80</sup> «Wissenschaft und Technik haben zu neuen

Anschauungen auf allen Gebieten geführt. Energien von bisher unbekanntem Umfang wurden wirksam. Es entstanden Voraussetzungen, die neue Vorstellungen des Denkens und Handelns forderten.»<sup>81</sup>, schreibt Wachsmann im *Wendepunkt im Bauen*. Wachsmann brannte für die neuen technologischen Möglichkeiten im Bauwesen und war fasziniert von abstrakten modularen Koordinationssystemen. Nicht der Bau selbst, sondern der Prozess des Bauens stand im Vordergrund. Er entwickelte Methoden für Teams, mit denen man auch bei den Workshops in Salzburg zusammenarbeitete. Die Ideen rund um Teamarbeit, Vorfabrikation und modulare Systemen faszinierten auch die vier jungen, frisch ausgebildeten Architekten.

Wirken in Linz

Nach dem Studium in Wien kehrten die vier Jungarchitekten zurück nach Linz. Dort absolvierten sie zunächst ihre Praxisjahre in verschiedenen Linzer Büros, unter anderem bei Artur Perotti, der maßgeblich am Wiederaufbau der Stadt beteiligt war. Die Architekturszene in Linz war zu dieser Zeit überschaubar, die Wege der vier kreuzten sich immer wieder.<sup>82</sup> Nach der Ziviltechnikerprüfung und der Aufnahme in der Kammer, machten sich Edgar Telesko und Helmut Werthgarner 1965 gemeinsam selbstständig. Die beiden bekamen einen ersten größeren Auftrag für die Erweiterung der Kirche Wernstein und stellten ihre Ideen für die Linzer Altstadt in der Ausstellung *Urban Fiction* (> 1.2) aus.

Im Linzer *Klosterhof* traf man sich unter den Architektenkollegen zum Gedankenaustausch. Dort wurden auch Partnerschaften für Projekte und Wettbewerbe geformt. In Helmut Frohnwiesers Wohnung arbeitete man in unterschiedlichen Teamzusammensetzungen an Wettbewerben<sup>83</sup> und diskutierte über erste Ideen zum flexiblen Wohnen. Nach dem Wettbewerbsgewinn für die Wohnüberbauung Enns-Plocherbergergründe 1968 war die Einrichtung eines eigenen Büros möglich. Unter dem Motto «gemeinsam sind wir stärker»<sup>84</sup> gründeten sie zu viert die Arbeitsgemeinschaft Werkgruppe Linz.

Der emblematische «Blaue Turm» am Werksgelände der voestalpine, geplant von der Werkgruppe Linz. Am Foto mit einem neu hinzugefügten, auskragenden Vordach aus Stahl, einem Entwurf von Dietmar Feichtinger.

Alle vier waren gleichwertige Chefs und mit der Projektakquise befasst. Die Projekte wurden stets gemeinsam bearbeitet und es verließ nichts das Büro, ohne dass alle einverstanden waren. Es kristallisierten sich spezielle Interessen heraus, bei Helmut Werthgarner der Kirchenbau und bei Heinz Pammer die Raumplanung.<sup>85</sup> Durch ihr breites Interessenfeld als Gruppe bearbeiteten sie in den folgenden 15 Jahren im Raum Oberösterreich vielfältige Projekte – Büro- und Wohngebäude, Schul- und Kirchenbauten, sowie städtebauliche Gestaltungs- und Flächenwidmungspläne.

Hervorzuheben ist das Gestaltungsmodell Linz–Enns–Perg (1974–1975), in welchem sie sich für eine umweltverträgliche Raumentwicklung stark machten. Im Gebiet war eine große Flächenerweiterung der VÖEST, der Chemie Linz und ein Atomkraftwerk geplant. Die Werkgruppe Linz dokumentierte für die oberösterreichische Landesregierung die Entwicklungen in der Region und stellte die daraus resultierenden Folgen und Veränderungen dar. Damit setzten sie Untersuchungen zu Umweltschutz und Lufthygiene und die Grünbewegung in Gang. «Es war uns immer ein Anliegen, die Bevölkerung einzubinden, zumindest durch gute Information.», sagt Heinz Pammer dazu.<sup>86</sup> In den folgenden 35 Jahren waren sie immer wieder in der Gemeinde Enns tätig, für Flächenwidmungsplanung, Bauberatungen oder Platzgestaltung.

Zu den bekanntesten öffentlichen Gebäuden der Werkgruppe Linz zählen das Amtsgebäude der oberösterreichischen Landesregierung (1970–1973) und als größter gemeinsamer Auftrag die Direktion der VÖEST (1975–1979). Das achtzehngeschoßige Bürogebäude am Werksgelände wurde von Friedrich Achleitner als «das architektonisch reifste und gediegenste Bürohochhaus in Linz»<sup>87</sup> bezeichnet.

Das Projekt *Flexibles Wohnen* war das gemeinsame Herzensprojekt der Werkgruppe Linz. 1978 erhielten sie dafür den oberösterreichischen Landespreis für Architektur, als dieser zum ersten Mal verliehen wurde. 1984 lösten sie ihre Arbeitsgemeinschaft auf. Trotzdem blieben drei der vier Werkgruppe-Architekten in den gemeinsamen Büroräumlichkeiten und arbeiteten auch in der Folge gelegentlich zusammen an Projekten. Das Atelier in der Beethovenstraße 16 wurde erst 2003 aufgelöst.



76 Müller 2013, S. 14.  
77 vgl. Knofler/Holzbauer/Peichl 1982, S. 107.  
78 vgl. Interview mit Edgar Telesko, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27.1.2020.  
79 Achleitner 1982, S. 11.  
80 Achleitner 1982, S. 11.  
81 Wachsmann 1962, S. 9.  
82 vgl. Müller 2013, S. 13.  
83 vgl. Werkgruppe Linz 2012, Vorwort o.S.  
84 vgl. Interview mit Edgar Telesko, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27.12.2020.  
85 vgl. Müller 2013, S. 14.  
86 vgl. Müller 2013, S. 15.  
87 vgl. Achleitner 1981, S. 205.

Der «Vorplatz» im Obergeschoß  
mit Blick in den Wald.



## Die Hauschronistin

Christine «Christl» Wasmeyer-Nagl wurde 1947 in Wien geboren und wuchs im 6. Wiener Gemeindebezirk auf. Nach inzwischen fast 50 Jahren in Linz, könnte sie sich heute nicht mehr vorstellen in Wien zu leben. Während ihrer Ausbildung als Handarbeitslehrerin, verliebte sie sich in den 1960er Jahren in einen Oberösterreicher, der in Wien Maschinenbau studierte. Die beiden heirateten und zogen 1972 nach Abschluss seines Studiums zurück in seine Heimat Oberösterreich, wo er in der VÖEST als Diplomingenieur begann.

In Linz wohnten sie für ein paar Jahre in einer kleinen Eigentumswohnung der Genossenschaft Eigenheim in der Sperlstraße. Ihre erste Tochter Angelika war beim Umzug drei Monate alt. Zwei Jahre später wurde die zweite Tochter Marlies geboren. Die Wohnung wurde langsam zu klein. Von ihrer Nachbarin Frau Guggenberger erfuhren sie von dem Versuchsbau *Flexibles Wohnen* im Haselgraben. Die gebürtige Spanierin Acuzena Guggenberger war damals die Sekretärin der Architekten der Werkgruppe Linz, ihr Ehemann Josef Guggenberger arbeitet in der VÖEST.

Beide Familien bewarben sich für das Projekt und wurden im November 1975 von der Genossenschaft Eigenheim zu einer Vorbesprechung eingeladen. Beim zweiten Interessententreffen, einen Monat später in einem Linzer Gasthaus, wurden die elf Wohnungen nach und nach verteilt. Die Reihenfolge richtete sich nach der Mitgliedsnummer in der Genossenschaft. Ehepaar Nagl mit der Nummer 5251 waren die Vorletzten in der Reihenfolge. Zum Schluss waren noch zwei der größten Wohnungen übrig. Sie entschieden sich für die 130 m² große W6 im Erdgeschoß.

Im Planungsprozess wünschten sie sich einen offeneren Wohnraum, die Wand zwischen Wohn- und Essbereich wurde aus den Plänen gestrichen. In beiden Kinderzimmern fügten sie ein zweites Fenster hinzu. Außerdem wollte sich Herr Nagl als begeisterter Hobbyfotograf gerne eine Dunkelkammer im Abstellraum einrichten. Als eine von vier Wohnungen entschieden sie sich für die vorgefertigten Sanitärzellen.

Wegen einer Baustelle der VÖEST zog die vierköpfige Familie im Jahr 1980 für drei Jahre nach Deutschland. Sie behielten die Wohnung in der Zwischenzeit, da sie über Weihnachten und im Sommer regelmäßig nach Linz kamen. Eines der Kinderzimmer vermieteten sie an die Nachbarsfamilie, die von ihrer Garconniere W4 einen Durchbruch zum angemieteten Zimmer machen ließ.

1983 kam Familie Nagl aus Deutschland zurück. Die beiden Töchter waren nun neun und elf Jahre alt. Zu dieser Zeit lebten 21 Kinder im Haus. Die Wohnungstüren waren immer offen, auch die Haustür

war selten versperrt, da die Kinder viel im Wald waren. Im Winter und an Regentagen wurde der Vorraum neben dem Stiegenhaus zum gemeinsamen Kinderzimmer. Weil im ganzen Haus und in den Gängen Teppich verlegt war, konnten die Kinder mit Hausschuhen oder Socken herumrennen und am Boden spielen.

Viele der Kinder gingen auch gemeinsam in die Schule in St. Magdalena. Zur Schule fuhren sie mit dem Bus. Da die Leonfeldner Straße stark befahren war, stellte die Hausgemeinschaft bei der Gemeinde einen Antrag, eine sichere Lösung zu finden, um die Bundesstraße zur Bushaltestelle zu überqueren. Zuerst wurde eine kleine Unterführung und später eine Ampel errichtet.

Im Winter 1983 wurde Christl unerwartet von ihrem Mann verlassen. Rückzahlungen und Zinsen waren für die große Wohnung sehr hoch und als alleinstehende Hausfrau konnte sie sich diese nicht mehr leisten. Sie wollte aber unbedingt Teil der Hausgemeinschaft bleiben, die sie in der Trennungsphase sehr unterstützt hatte. Zur gleichen Zeit gab es bei vielen Familien Veränderungswünsche und so kam ein dreifacher Wohnungswechsel zustande: Familie Bouchal zog aus der Maisonette W5+9 aus, da sie das dritte Kind bekommen hatten und lieber in ein Einfamilienhaus ziehen wollten, und verkauften die Wohnung an Familie Mayr. Mayrs zogen von der W8 in die W5+9, da sie sich eine Wohnung mit mehr Sonnenlicht wünschten. Christl zog von der W6 in W8, weil die Rückzahlungen niedriger waren. Das junge Paar in der W4 übernahm die W6, da sie ein Kind erwarteten und die Garconniere ohnehin schon länger zu klein geworden war. Die Familien einigten sich auf einen Quadratmeterpreis und wickelten den Verkauf ab.

Die neue Wohnung hatte Christl also nicht für sich geplant. Aber die Wohnung hatte alles, was sie und ihre zwei Töchter brauchten – ein großes Wohnzimmer mit Küche und Balkon, zwei kleine Kinderzimmer und ein Schlafzimmer mit Schrankraum. Zusätzlich ein Bad und separates WC.

Im Laufe der Jahre strich Christl die Küchendecke hell, die Holzvertäfelung war ihr zu dunkel. 1985 ließ sie zwischen Wohnraum und Küche eine Bar einbauen, um zwischen Koch- und Essbereich mehr Sichtschutz zu haben. Außerdem ließ sie den Teppich durch ein Laminat mit Parkettoptik ersetzen. Laminat war mit dem neuen Hund, den sich die Töchter gewünscht hatten, praktischer.

1990 wurden in Bad und WC schlichte weiße Fliesen verlegt. Familie Mayr hatte das Bad in den 1970er Jahren mit braunen Blumenmustern gestaltet. Christl Wasmeyer-Nagl hat seit Einzug gewissenhaft die Hauschronik

geführt. Inzwischen hat sie bereits den dritten Band begonnen. In der Hauschronik ist jedes Ereignis – Geburt, Hochzeit, Scheidung, Wegzug, Zuzug – und jedes Fest mit Bild und Text dokumentiert. Die jährlichen Fixpunkte waren das gemeinsame Silvester und das Sonnwendfest. Bevor die Reihenhaussiedlung am Nachbargrundstück errichtet wurde, machten sie jedes Jahr zur Sonnenwende ein großes Feuer auf der angrenzenden Wiese. Auch die Jubiläumsfeste wurden groß gefeiert. Für das 30-jährige Jubiläum des Hauses hat Christl Wasmeyer ein Gedicht verfasst und vorgetragen.

Christls Töchter sind 1990 und 1993 ausgezogen. Angelika lebt heute in Pasching bei Linz, Marlies hat in Los Angeles Landschaftsarchitektur studiert und lebt heute mit ihrer Familie in Albuquerque. Sie engagiert sich dort für das Cohousing ABQ ([www.cohousingabq.org](http://www.cohousingabq.org)). Auf der Webseite stellt sich Marlies vor, indem sie von ihrer Kindheit in einem Gemeinschaftshaus erzählt und dass sie immer davon geträumt hat, mit ihrer eigenen Familie auch wieder in Gemeinschaft zu leben.

Seit über zehn Jahren ist Christl nun mit Hans Wasmeyer verheiratet und die beiden leben gemeinsam in der W8. Hans Wasmeyer wurde von der Hausgemeinschaft herzlich aufgenommen. Er engagiert sich auch sehr und hilft zum Beispiel bei Gartenarbeiten. Als professioneller Elektriker ist er viel gefragt. Auch bei den Umbauten in der Wohnung bringt er seine Ideen ein.

2008 ließen sie die Wand zwischen den beiden kleinen Kinderzimmern entfernen und haben jetzt ein großes gemeinsames Arbeitszimmer. Dieses wird für alle Hobbies – Nähen, Tiffany, Arbeiten am Computer – genutzt. Wenn Besuch kommt, kann man den Raum mit dem Ausziehsofa in ein Gästezimmer verwandeln. Beim zweiten Zimmereingang haben sie einen Teil als Abstellraum diagonal abgetrennt. Die nach innen aufgehende Tür wurde aufgehängt und im Gang eine Schiebetür montiert. Wenn man diese Tür aufschiebt, geht im Abstellraum automatisch das Licht an.

2010 hat das Ehepaar das Badezimmer ein zweites Mal umgebaut und alterstauglich gemacht. Statt der Badewanne gibt es jetzt eine geräumige Dusche. Mit dem Lichtschalter geht nun gleichzeitig das Radio an. Nun haben die beiden nicht vor, noch weitere Umbauten zu tätigen.

30 Jahre Ödmühlweg

30 Jahre sind wir jetzt da  
und fühlen uns alle noch wunderbar.  
Die Kinder, die sind groß gewor'n,  
doch eines haben wir verloren.  
An Iris wollen wir jetzt denken,  
einen Augenblick ihr jetzt schenken.

Ansonst sind alle noch beisammen,  
ein paar sind freiwillig gegangen.  
Ehen wurden geschieden und geschlossen,  
der Haustratsch, der läuft unverdrossen.

Ereignet hat sich dies und das,  
mal was Ernstes, mal aus Spaß.  
Kislingers wohnen nun schon lang  
Im Reihenhause nebenan.  
Doch sind sie bestens integriert,  
geh'n ein und aus, ganz ungeniert.

Unsere Helmut's glauben heute noch immer –  
s'Regenwasser muß beim Schnürl obarinna.  
Des zu beweisen habma eana viel Zeit gegeben,  
doch wir werden's alle net darleben.

Die Plob- und Guggen- unsere -bergers,  
haben die meisten Kinder, was gibt's Ärgers.  
Bei den Enkeln wird noch justiert,  
wer wohl die meisten produziert.

International ist unser Haus,  
Beate und Marlies wanderten aus.  
Franzosen, Italiener, Bulgaren sind gekommen,  
auch haben Ägypter und Chinesen wir genommen.  
Die Mayr-Kinder waren ausgeflippt,  
Sybille nach Afrika getrippt.  
Den Axel sieht man minimal –  
Er betätigt sich jetzt sozial.

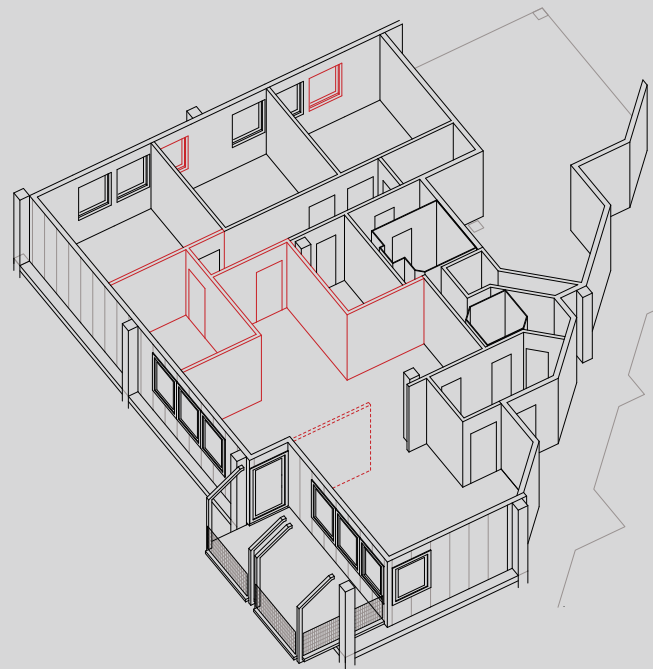
Die Kartenrunde ist geblieben,  
sie karteln immer von fünf bis sieben.  
Es schmeckt der Wein, es wird gelacht  
und mancher Ausflug auch gemacht.

Hausgemeinschaft: Gibt es die?!  
Für die einen immer,  
für die anderen nie!  
Der Eine will Ordnung, der Andere keine,  
jeder vertritt eine Meinung – SEINE.

Heut' sind im Schnitt wir 60+,  
ein Thema über das man reden muss:  
Ist unser Parkplatz immer nur –  
die Leuten werden alt und stur.  
Es haben alle resigniert,  
nur eine hat ihn reserviert.

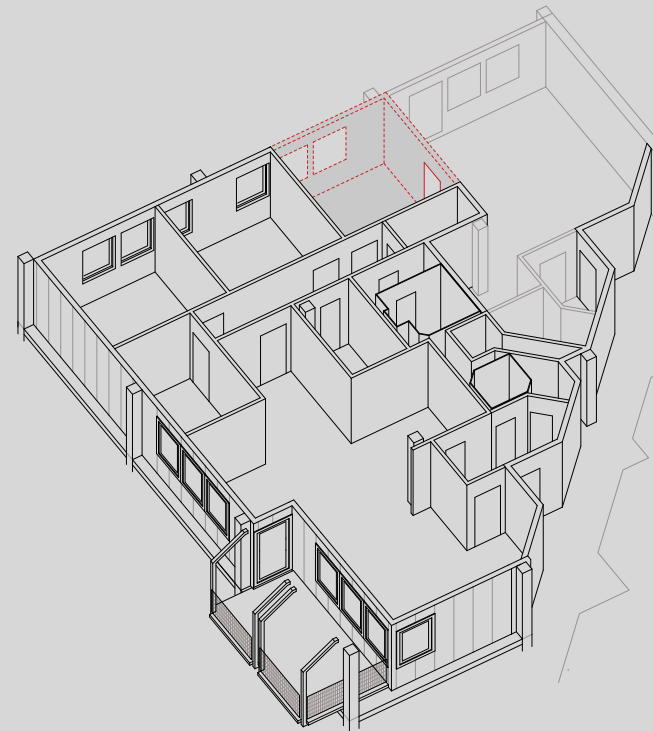
Der Partyraum verstaubt bald auch,  
früher war es oft der Brauch,  
Feste zu feiern, jahrein – jahraus,  
das nützen auch nicht mehr die Jungen aus.

Doch heute wollen wir's uns geben  
und einen lustigen Abend erleben,  
mit dick und dünn, mit groß und klein,  
essen und trinken – beisammen sein.



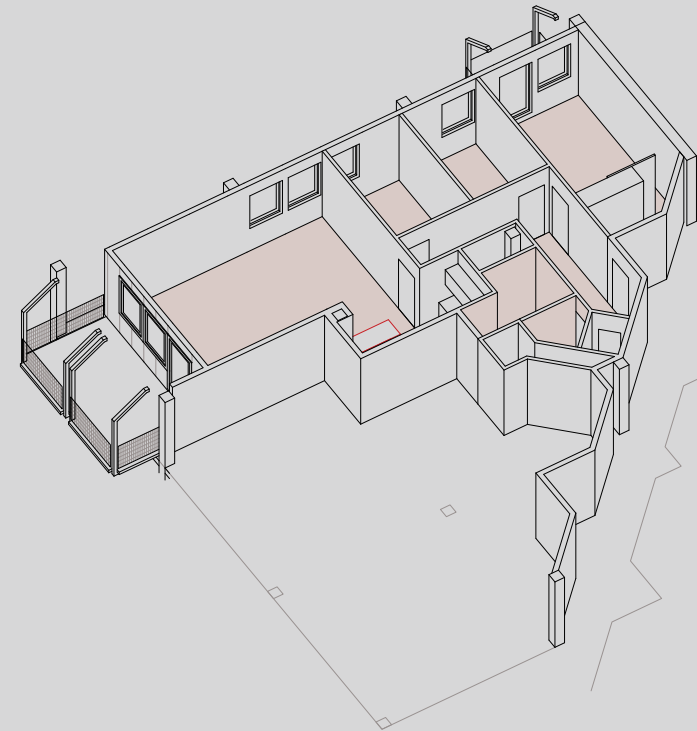
**1977**

Während der Planung entscheiden sie sich für einen offenen Wohnbereich und ein abgetrenntes Büro statt einer Nische mit Arbeitsplatz. Hobbyfotograf Herr Nagl wünscht sich statt dem Abstellraum eine große Dunkelkammer. In beiden Kinderzimmern lassen sie ein zusätzliches Fenster einplanen.



**1980**

Da Nagls für drei Jahre nach Deutschland ziehen, vermieten sie ein Kinderzimmer an die Nachbarfamilie, die einen Durchbruch machen lässt.

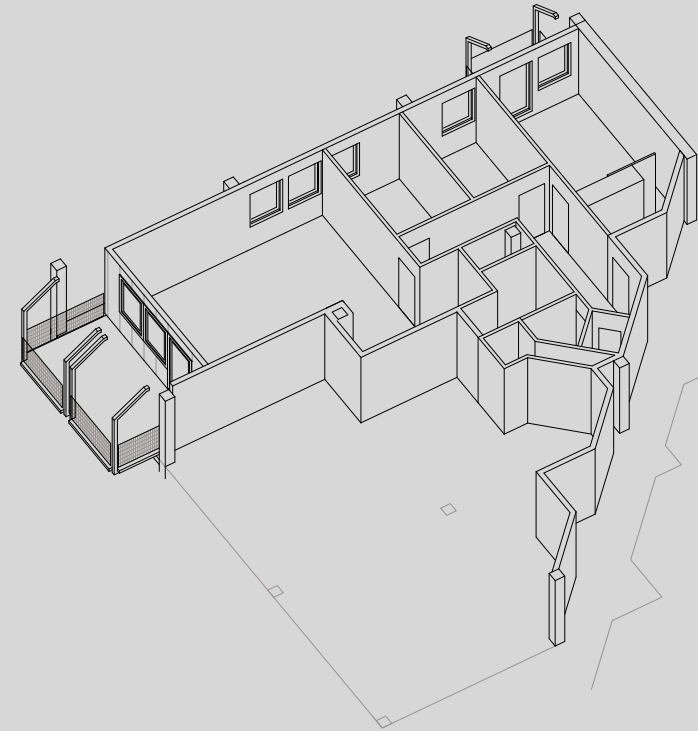


**1985**

In den Wohnräumen wird Laminatboden verlegt und in der Küche eine Bar eingebaut.

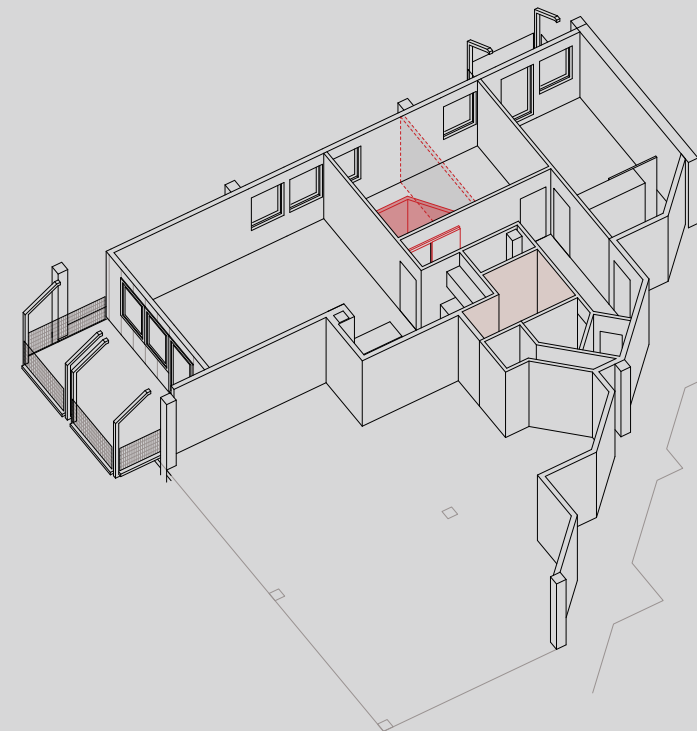
**1990**

Christl lässt WC und Bad neu machen und verfiesen.



**1984**

Beim internen Wohnungswechsel, zieht Christl von der W6 in die kleinere W8 ein Stockwerk darüber. Die Rückzahlungen für die große Wohnung sind ihr nach der Scheidung zu hoch.



**2008-2010**

Das Bad wird alterstauglich gemacht und eine große Dusche eingebaut. Die Wand zwischen den beiden Kinderzimmern wird entfernt und ein Abstellraum mit Schiebetür eingebaut.



«Unsere Nachbarn, die sich ein bissi zurückziehen, der ihre Großmutter ist gestorben und sie hat zwei solche Jugendstilkästen gehabt am Gang und wollte sie verkaufen. Und mir hat der so gut gefallen. Aber damals, ich konnte ihn mir leider nicht leisten. Da war ich ja noch alleine mit den Kindern. Und dann hat ihn sich die Frau Mayr gekauft. Und die Frau Mayr hat ihn vor sechs, sieben Jahren, als sie umgebaut hat – sie hat ja gewusst, dass mir der so gut gefallen hat – da hat sie mich gefragt, ob ich ihn will. Jetzt hab ich ihn der Frau Mayr abgekauft.»

«Hier in der Küche habe ich mir eine Bar gemacht, damit da eine Trennung ist. Das war ganz offen. Ich wollte bissl einen Sichtschutz. Die Küche ist seit 43 Jahren drin. Die Deckenvertäfelung ist auch noch von meinen Vorgängern, die habe ich gelassen. Die Lichtauslässe kommen ja alle aus der Wand, weil man ja in die Betondecke nichts reinstemmen kann. In der Küche habe ich drübergemalt, da hab ich's mir hell gemacht.»



«Es war von Grund her überall Teppichboden, außer natürlich in den Nasszellen, aber sogar in der Küche. Und zwar wegen dem Trittschall, weil das lauter Betonböden sind, damit die Tritte gedämpft werden. Nur haben sich die Leute dann, wie der Teppich schäbig geworden ist, pflegeleichtere oder sauberere Holzböden gemacht. Manche haben wieder einen Teppich, Werthgarners zum Beispiel. Ich habe hier so Jutefliesen gehabt. Nur sind wir mit den Fliesen einmal fast abgebrannt. Beim Fonduekochen ist uns der Kocher heruntergefallen, also das Unterteil, was schon gebrannt hat, und der Boden hat Feuer gefangen. Das war am heiligen Abend. Seitdem gibt's kein Fondue mehr.»



«Hier in der Wohnung waren keine Sanitärzellen, wie in der vorigen Wohnung, sondern ein konventionelles Bad. Das Bad habe ich neu gefliest. Die Fliesen waren, wie's halt damals modern war, dunkelbraun. Und das WC mit Blumen. [Sie lacht.] Das habe ich ungefähr vor 20 Jahren neu gestaltet.»

«Später haben wir dann die Badewanne rausgeschmissen und altersgerecht eine Dusche eingebaut.»  
[Im Hintergrund läuft Musik, die mit dem Licht angegangen ist.]  
«Das ist das Radio, damit ich munter werde in der Früh!»



«Das waren zwei ganz kleine Kinderzimmer. In der Mitte war die Wand. Jetzt haben wir ein großes Arbeitszimmer. Und damit wir die nützen, die zweite Tür, haben wir dort einen Abstellraum gemacht.»



«Das war die Tür vom zweiten Kinderzimmer, da haben wir unseren Abstellraum. Den Rahmen haben wir drinnen gelassen. Ich hab' gesagt, wer weiß, wer nachher reinkommt, vielleicht wollen die wieder zwei Zimmer.»



«Wir haben in Leonding einen Schrebergarten, mit Whirlpool und so. Da verbringen wir den Sommer immer. Man könnte auch dort schlafen, aber ich fahre lieber nach Hause. Es ist ja nicht so weit und hier habe ich mein Bett und meine Dusche.»

## Die Tapetenwechsler

Werner Plohberger wurde 1933 in Engelhartzell an der deutschen Grenze geboren und zog als Kind mit seiner Familie nach Linz Urfahr. Er verlor seine Mutter bei der Geburt des sechsten Kindes, er war neun Jahre alt und der älteste Sohn. Eine sehr junge Stiefmutter vergrößerte die Familie. Mit sieben Kindern folgten schwierige Jahre in der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Ingrid Plohberger wurde 1936 im Zentrum von Linz geboren. Auch sie wurde bald Halbwaise. Ingrids Vater verunglückte schon 1938 als Berufsoffizier. Ihre Mutter wurde mit den zwei Kleinkindern vom Großvater aufgenommen. Dieser war verwitwet und Ingrids Mutter arbeitete jetzt in seinem Geschäft auf der Landstraße.

Werner und Ingrid machten in Linz die Matura. Werner fing 1952 als Verkäufer, Ingrid als Sachbearbeiterin bei der VÖEST an. 1958 ging Ingrid für drei Jahre nach Norwegen, wo sie als Fremdsprachenkorrespondentin arbeitete. Kurz nach ihrer Rückkehr lernten sich Ingrid und Werner 1961 in der VÖEST kennen und heirateten ein Jahr später. 1965 kam die erste Tochter zur Welt.

Nach ihrer Hochzeit zogen Ingrid und Werner gemeinsam in ein Hochhaus der Genossenschaft Eigenheim in der Mannheimstraße. Der Ausblick vom 11. Stockwerk über die Stadt war toll, doch die 62 m² große Wohnung wurde mit jedem weiteren Kind enger. Ab 1972 lebten sie zu fünft in der Wohnung, als 1976 die jüngste Tochter Rosi geboren wurde sogar zu sechst.

Man drängte in der Genossenschaft Eigenheim darauf, eine neue, größere Wohnung zu bekommen. Beim Projekt *Flexibles Wohnen* waren nach den ersten beiden Interessent\*innentreffen noch drei Haushalte abgesprungen. So wurde der Familie Plohberger nachträglich eine Wohnung im Haus zugeteilt. Nicht die Ideen des flexiblen Wohnens, sondern die Dringlichkeit ihrer Wohnsituation brachte sie in das Projekt.

Sie bekamen die 117 m² große W12, eine der zwei Wohnungen im Dachgeschoß. Die W12 verfügt über ein großzügiges, offenes Wohnesszimmer mit zwei Terrassen – nach Südwest und Nordwest ausgerichtet, ein größeres Schlafzimmer zur Nordwestterrasse, zwei kleinere Kinderzimmer und zwei Badezimmer. Man kann in der Wohnung einen Rundgang machen, der die Nassräume in der Mitte der Wohnung umkreist.

Im Planungsprozess änderte Ehepaar Plohberger nur wenig am Entwurf. Sie vergrößerten das eine Kinderzimmer, sodass man beim Rundgang in der Wohnung das Zimmer durchquert. Beim anderen Kinderzimmer

wurde das hintere Eck neben dem Vorraum abgeteilt, um es als Schrank zu nutzen. Für die beiden Badezimmer wählten sie die vorgefertigten Badezimmerzellen, ausgeführt in rot und orange.

Im Essbereich ließen sie bereits kurz nach Einzug einen Deckenverbau aus Fichtenholz in Form einer Sonne anfertigen. Im inneren Kreis der Sonne hängt eine Pendelleuchte über der Esstischmitte, die direktes Licht gibt. Über den Sonnenstrahlen sind verdeckte Neonröhren für indirektes Licht montiert. Über dem Verbau ist die Decke mit einem Teppich verkleidet, der das Neonlicht weich streut.

Die Einbaumöbel aus Teakholz, die sie schon im Hochhaus in der Mannheimstraße gehabt hatten, nahmen sie mit und stellten sie im Wohnbereich über Eck. Als Ergänzung ließen sie noch ein Bücherregal anfertigen. Ein paar Jahre später beauftragten sie den Tischler für einen Holzdeckenverbau, um den Wohnbereich zu rahmen.

Die Wände waren über die Jahre mit auffallenden Tapeten geschmückt – zuerst eine mit grünen Papageien, dann eine braune mit Sonnenblumen. Die aktuelle Tapete ist schlichter, braun mit leichter Struktur. Dafür wurde nun ein Vorhang mit bunten Blumen als Farbklecks aufgehängt.

Die Badezimmer in rot und orange haben Plohbergers bis heute noch nicht saniert, auch wenn sie es langsam für nötig befinden. Die Sanierung wäre sehr schwierig, da man die Zellen, die nicht einmal eine Rückwand haben, eigentlich als ganzes austauschen müsste. Das hat sie bisher davon abgehalten.

Die sechsköpfige Familie hatte viele Jahre lang Hunde. Nachdem der zweite Hund 2007 gestorben war, ließen Plohbergers den Teppichboden auswechseln. Die Böden waren von den Hunden schon sehr abgenützt.

Die Raumaufteilung der Wohnung haben Plohbergers nie verändert. Aber die Verteilung der Räume unter den Kindern wurde über die Jahre regelmäßig durchgetauscht. Beim Einzug teilten die zwei älteren mit je einem jüngeren Geschwister teil ein Kinderzimmer. Nach dem Auszug der ältesten Tochter, bekam die zweitälteste ihr eigenes Zimmer und die beiden jüngeren teilten eines. Als die zweitälteste auch ausgezogen war, hatten die Jüngsten beide ihr eigenes Zimmer.

Die beiden Terrassen werden bis heute genutzt. Die nördliche Terrasse ist der außenliegende Wirtschaftsraum, wo Wäsche getrocknet oder Obst und Gemüse gelagert wird. Die südliche ist das außenliegende Wohnzimmer, um zusammen zu essen oder in der Sonne zu sitzen. Alle Plohbergers spielen gerne Karten, insbesondere Rummy und

Herzeln. Neben dem Kartenspielen sind Radfahren und Garteln gemeinsame Hobbies der Familie. Die Familie hat ein Wochenendhaus mit großem Garten in Zwettl an der Rodl. Wenn man die Bundesstraße vor dem Haus nach Norden weiterfährt, ist man in einer Viertelstunde dort. In Zwettl verbrachten sie als Familie alle Ferien und Wochenenden, auch die anderen Hausleute wurden regelmäßig dorthin eingeladen. In der Hauschronik werden Werner und Ingrid Plohberger beim 20-Jahre-Jubiläum als «Sommerhausbachrandssonnwendfeuerveranstaltungshepaar» bezeichnet.

Die jüngste Tochter Rosi hat in zwei Phasen am Ödmühlweg gewohnt. Mit 22 Jahren zog sie 1998 für drei Jahre nach Brüssel. Nach ihrer Rückkehr entschied sie sich noch einmal zu ihren Eltern zu ziehen. In dieser Zeit belegte sie beide Kinderzimmer und benutzte das Bad am Gang. Sie lebte auch als Erwachsene gerne mit ihren Eltern zusammen, da sie sich gegenseitig den nötigen Freiraum gaben. Als letzte der zweiten Generation zog sie nach sieben weiteren Jahren am Ödmühlweg 2008 endgültig aus.

Für das 30-jährige Jubiläum des Hauses 2008 hat Rosi mit ein paar anderen Kindern des Hauses ein Lied geschrieben. Das Lied trägt den Titel *Ein Haus* und ist auf die Melodie von *Ein Stern, der deinen Namen trägt* von DJ Ötzi und Nik P. gedichtet. Gemeinsam haben sie das Lied bei der Feier aufgeführt.

Ehepaar Plohberger hat heute 13 Enkel zwischen zwei und 28 Jahren. Vier Enkel wohnen in Wien, die anderen in Linz. Wenn die Wiener Familie zu Besuch kommt, werden die ehemaligen Kinderzimmer als Gästezimmer genutzt. Bei Familienfesten ist viel los! Der Esstisch wird ausgezogen, der Couchtisch aufgeklappt, damit alle Platz haben.

Ein Hobby von Ehepaar Plohberger ist Langlaufen, das Ingrid in Norwegen kennengelernt und in die Familie gebracht hat. Zu Ingrids 70. Geburtstag machten sie 2006 einen «Stammfamilienurlaub» in Norwegen, nur zu sechst ohne Anhang und Kinder, und Ingrid zeigte ihnen, wo sie damals gewohnt und gearbeitet hat.

Rosi lebt heute mit ihrer fünfköpfigen Familie in einem Einfamilienhaus in der Nähe. Der Weg vom Versuchsbau zu ihr dauert zu Fuß eine Viertelstunde und führt durch den Wald. Häufig spazieren die «Hausleute» an ihrem Haus vorbei und man tratscht über den Gartenzaun.

*Ein Haus*

*Refrain:*  
*Ein Haus, das unser Leben prägt,*  
*Hoch im Ödmühlweg,*  
*Da feiern wir heut' Nacht.*  
*Ein Haus, das unser Leben prägt,*  
*Alle Zeiten übersteht,*  
*Und über unser Leben wacht.*

*Seit Jahren schon leb ich in dir*  
*Und ich danke Gott dafür*  
*Dass er mir dich gegeben hat.*  
*Als Erinnerung an unser Leben*  
*Möchte ich dir heut' was geben*  
*Einen Song für alle Ewigkeit.*

*Refrain*

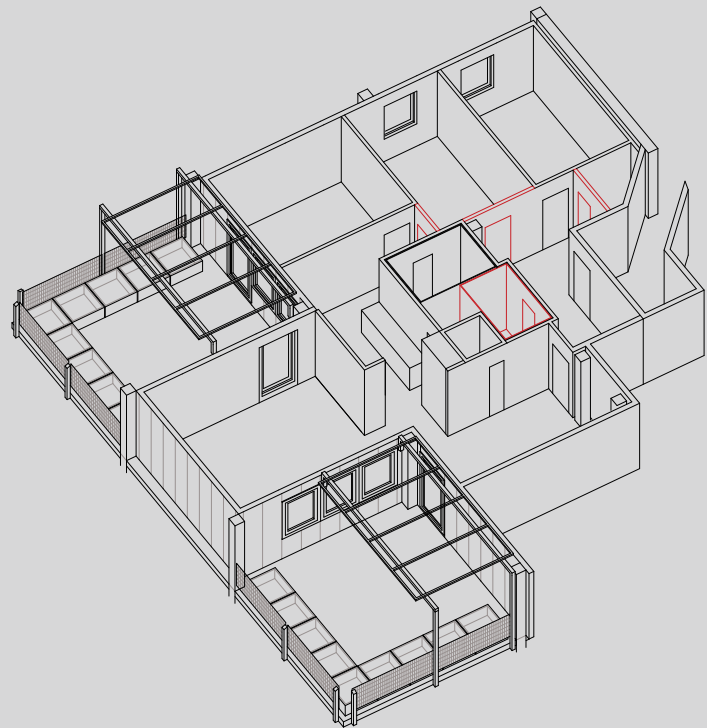
*(Sprechgesang)*  
*Irgendwann ist es soweit,*  
*an deine oidn Gemäuer nagt der Zahn der Zeit.*

*Oba Gott sei Dank ist der Boden auf dem du stehst ein fruchtbarer,*  
*schau di um – s'Grandawasser entkalkt net nur deine Röhrln.*

*Dei' Taft is so schwarz wia unsa Seel'*  
*Oba zum Glück löscht'n si Zank und Hader a wieder schnö.*

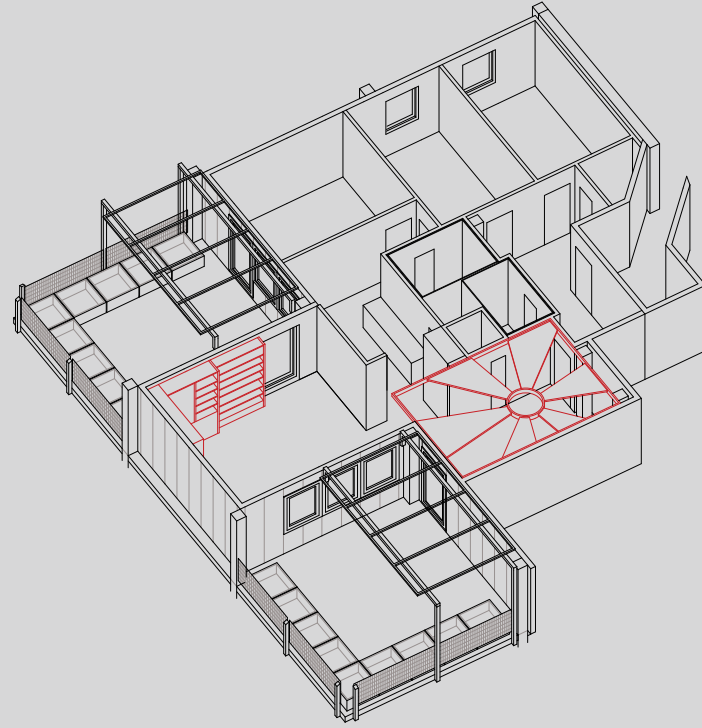
*Also: mach dir kane Sorg'n oids Haus,*  
*wir, wir werd'n di immer wieder freischaufeln.*

*Refrain*



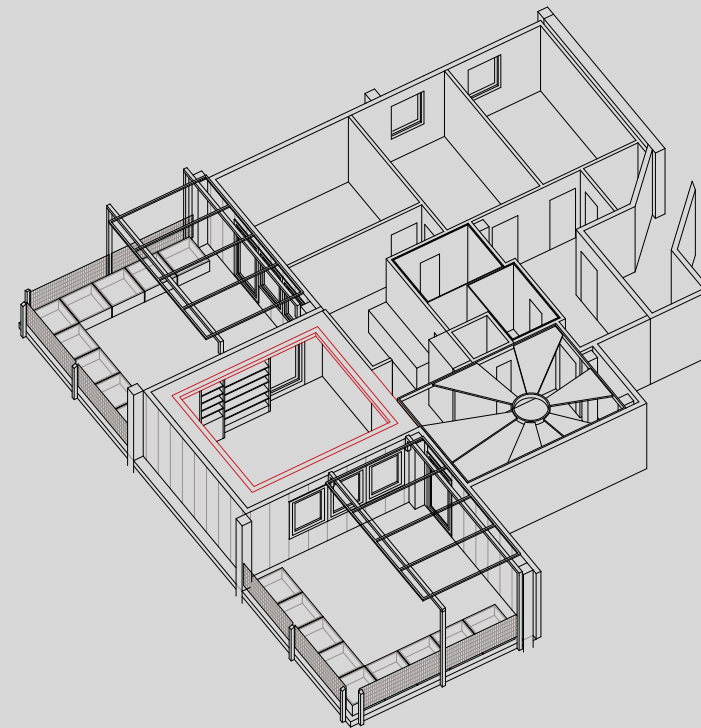
#### 1977

Familie Plohberger vergrößert das eine Kinderzimmer, der Durchgang durch die Wohnung führt nun durch das Kinderzimmer. Beim zweiten Kinderzimmer wird das hintere Eck entfernt und ein Schuhschrank eingebaut.



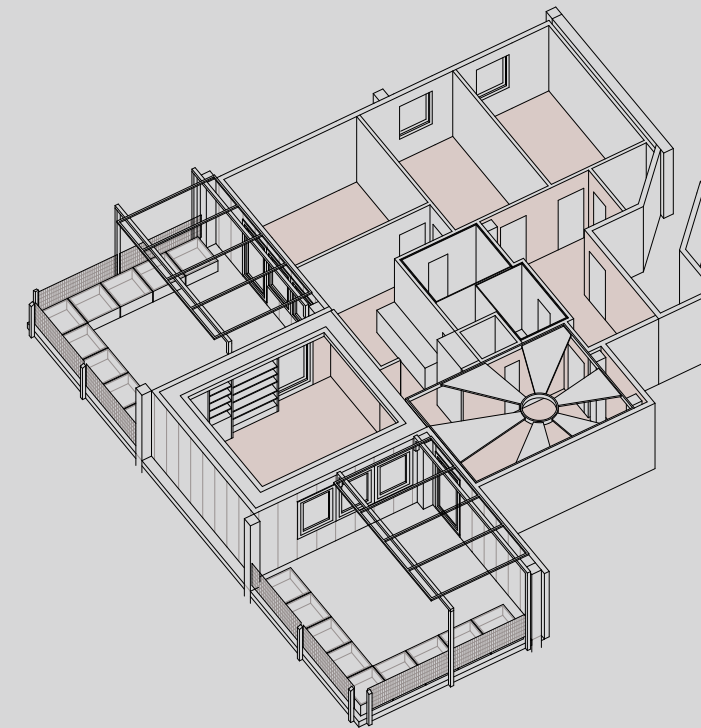
#### 1978

Im Wohnzimmer werden die Einbaumöbel aus der vorigen Wohnung über Eck gestellt und durch ein Bücherregal ergänzt. Über dem Esstisch wird eine Lampeninstallation für direktes und indirektes Licht in Form einer Sonne montiert. Auf den Tapeten sind grüne Papageien abgebildet.



#### 1982\*

Das Wohnzimmer wird mit einem Deckenverbau aus Massivholz gerahmt.



#### 1990\*

Die Tapete wird ausgewechselt. Die neue Tapete ist braun mit Sonnenblumenmuster.

#### 2007\*

Wände und Böden werden renoviert. In der ganzen Wohnung wird ein neuer beiger Teppichboden verlegt. Die Zimmer werden frisch gestrichen. Die neue Tapete im Wohnraum ist hellbraun mit einer leichten Struktur.



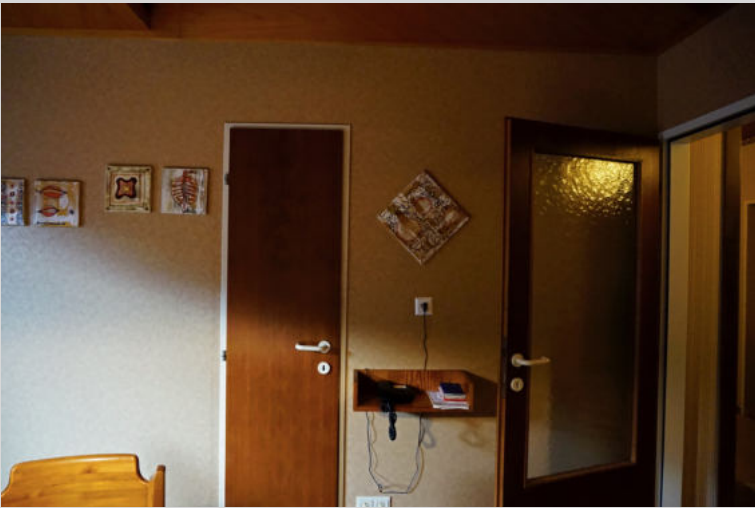
Ingrid: «Die Einbaumöbel haben wir aus der Mannheimstraße mitgenommen. Bis rechts vom Fernseher ist die alte Teakwand. Dann kommt die Bücherwand, die haben wir machen lassen. Die ist neu. Da haben wir dann Platz für die Bücher gehabt.»

Rosi: «Und der Deckenverbau ist ja auch ein bisschen später gekommen, oder?»

Ingrid: «Das hätte sonst irgendwie net ganz gepasst, wenn der Plafond ganz nackert gewesen wäre.»



Ingrid: «Jetzt spielt niemand mehr Klavier. Aber ich sitze da am Tisch, und hinter der Wand steht das Klavier von Frohnwiesers. Und man hat nichts gehört. Und ich komme aus dem Hochhaus, da hört man zwei Stockwerke tiefer auch noch was, und wir mit den vier Kindern, wir waren sowieso immer die Schlimmen. Ich glaube, die waren froh, wie wir ausgezogen sind. Aber hier war's wirklich unglaublich. Das haben sie wirklich super gemacht.»



Ingrid: «Umgebaut haben wir nichts. Wir waren ständig mit Renovieren beschäftigt. Zwei Hunde haben wir gehabt, da muss man dann hinten nach sowieso alles rausreißen – da hat's ausgeseht überall. [Sie lacht.] Teppichböden kannst a net 40 Jahre liegenlassen. Ausmalen...»

Rosi: «Verschiedene Tapetenphasen. Wir haben leider keine guten Fotos gefunden, aber da waren spannende Modelle dabei! Mit großen grünen Papageien. Die waren poppig!»

Ingrid: «Ja, die waren wirklich klass'! [...] Und der Plafond, der hat jetzt auch eine andere Farbe, das war früher grün! Da haben wir mal die Grünwelle gehabt. [Sie lacht.] Ja, war auch schön, lustig irgendwie. Dann eine mit Sonnenblumen, dunkelbraun mit gelben Sonnenblumen. Die war auch nicht schlecht.»

Rosi: «Die war eigentlich recht schön!»

Ingrid: «Wieso haben wir die rausgerissen?»

Rosi: «Vielleicht weil sie 20 Jahr' alt war!»

Ingrid: «Ich würde gerne eine neue Küche einbauen. Aber dann sagt man sich, da steckt auch viel Action dahinter und ob ich mir das noch antue...»

Werner: «Das war einfach eine verschiedene Zeit. Weil vor 40 Jahren war's nicht üblich, dass man eine Riesenküche gehabt hat.»

Ingrid: «Dann haben wir den riesenlangen Tisch extra machen lassen, damit wir alle Platz zum Sitzen haben, wenn's schnell gehen muss, Frühstück oder weiß ich was.»





Rosi: «Auf beiden Terrassen gibt es noch die originalen Riesenkisten, so wie sie auch bei den Frohnwiesers drüben stehen. Die taugen meinen Eltern ziemlich, die sind sehr pflegeleicht, weil so viel Erde drin ist. [...] Die südseitige Terrasse war der Wohnraum, da steht ein großer Tisch. Wenn es nicht zu heiß ist, sitzen meine Eltern draußen. Auch früher haben wir viel draußen gegessen. Die nordseitige ist der Wirtschaftsraum, da steht ein großer Wäscheständer und ist Lager für Obst und Gemüse.»

Ingrid: «Mit dem Durchgang, das haben wir geändert. Weil die Architekten wollten nicht, dass man durch ein Zimmer durchgeht. Dieses eine Kinderzimmer hat ja zwei Türen. Sie hätten faktisch das Zimmer kleiner gemacht und einen Gang reingemacht. Das vordere Eck als Gang. Die wollten, dass jedes Zimmer eine Ruhe hat. Während das andere, das war größer und da haben wir hinten ein Spitzerl weggetan und da ist jetzt ein Schuhkammerl. Das hat sich auch bewährt. Weil Schuh' für sechs Leut'...»



Ingrid: «Und dass der Architekt da neben uns gewohnt hat, haben wir als sehr positiv bewertet. Denn wenn der Architekt selber einzieht in sein gebautes Haus, dann muss es etwas Gutes sein.»



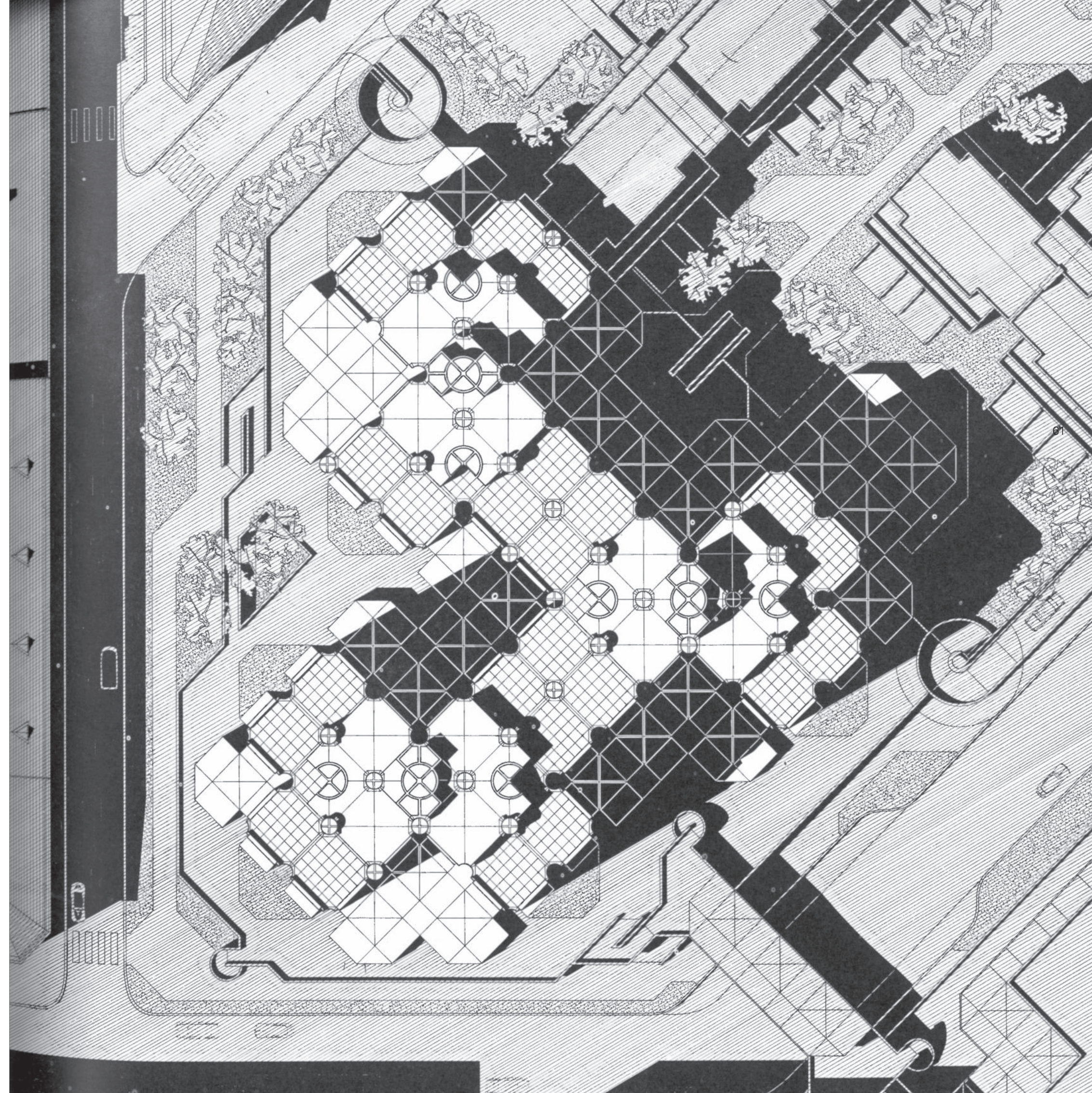
Rosi: «Am Anfang waren wir Kleinen auf die Schwestern aufgeteilt. Ich war bei der Hanni im Zimmer. Wie die Heidi ausgezogen ist, bin ich dann zu meinem Bruder und meine größere Schwester hat ein eigenes Zimmer gekriegt. Und wie die ausgezogen ist, bin ich wieder zurück.»

Ingrid: «Jetzt ist's der Gästebezirk. Kommt die älteste aus Wien, je nachdem mit wie vielen Kindern, kommt sie nur mit einem, schlafen sie in einem Bett. Kommt sie mit zwei, bekommt die Mutter alleine ein Bett.»



Rosi: «Ein Highlight sind natürlich die Badezimmer. Die sind noch original. Das zweite ist komplett orange.»

Im ersten Forschungsprojekt zum «Flexiblen Wohnen» stellten sich die vier Architekten eine urbane Großform vor.



# Entwurfsgeschichte.

## 10 Jahre Ideen zum «Flexiblen Wohnen»

«In der Notlage der Nachkriegszeit haben sich Minimalprogramme zur Deckung der Wohnbedürfnisse entwickelt, die in der Regel bis heute im Konzept des sozialen Wohnungsbaues wirken. [...] Die zukünftigen Benützer der Wohnungen treten als sogenannte anonyme Auftraggeber auf. Ihr Raumbedarf und der gewünschte Wohnkomfort stellen sich dem Planenden als statistische Größe dar. [...] Demzufolge stellt sich der Wohnbau dieser Bevölkerungsgruppe als ständige Wiederholung gleicher bzw. gering veränderter Wohnungstypen dar – das Ergebnis sind monotone Stadtbilder als Ausdruck passiv gewordener Bewohner.»

Werkgruppe Linz  
Vorwort Forschungsbericht *Flexibles Wohnen I* (1972)

Die im Zitat genannten «passiv gewordenen Bewohner» sollten die Möglichkeit bekommen, ihre Wohnsituation aktiv mitzugestalten. Sie sollten die Wohnung zum Einzug selbst planen und sie auch mit der Entwicklung des Haushalts in Zukunft verändern, vergrößern oder verkleinern können.

Die Werkgruppe Linz war davon überzeugt, dass jede\*r das Recht haben sollte, «die ihm gemäße Wohnform» zu finden. Einzig übergeordnete gesellschaftliche Interessen, wie beispielsweise die Forderung nach Dichte im Städtebau, sollte diesen Spielraum einschränken können. Da Zersiedelung und Landverbrauch ein immer größeres Problem darstellten, wollten die Architekten ihr flexibles Bausystem in einer verdichteten, urbanen Bauform realisieren. Ähnlich wie die Beiträge in der Ausstellung *Neue Städtische Wohnformen* (> 1.2) war ihr Ziel dabei, die Vorzüge des Einfamilienhauses in den Geschoßwohnbau zu übersetzen.

Die vier Architekten waren fasziniert von den Möglichkeiten der Vorfabrikation. Mit einer Auswahl von vorgefertigten Elementen – von Verbindungstreppe bis zu Blumentrögen – wollten sie den Bewohner\*innen einen möglichst großen Gestaltungsspielraum schaffen. Für die Koordinierung der Elemente entwickelten sie ein Maßsystem und eine Primärtragstruktur. Während das Maßsystem in den 10 Jahren immer gleich geblieben ist, hat sich die Primärstruktur in jeder Phase verändert. Das Zusammenspiel aus Struktur und individueller Entfaltungsmöglichkeit erinnert an die gezeigten Beispiele in der Ausstellung *Urban Fiction* (> 1.2).

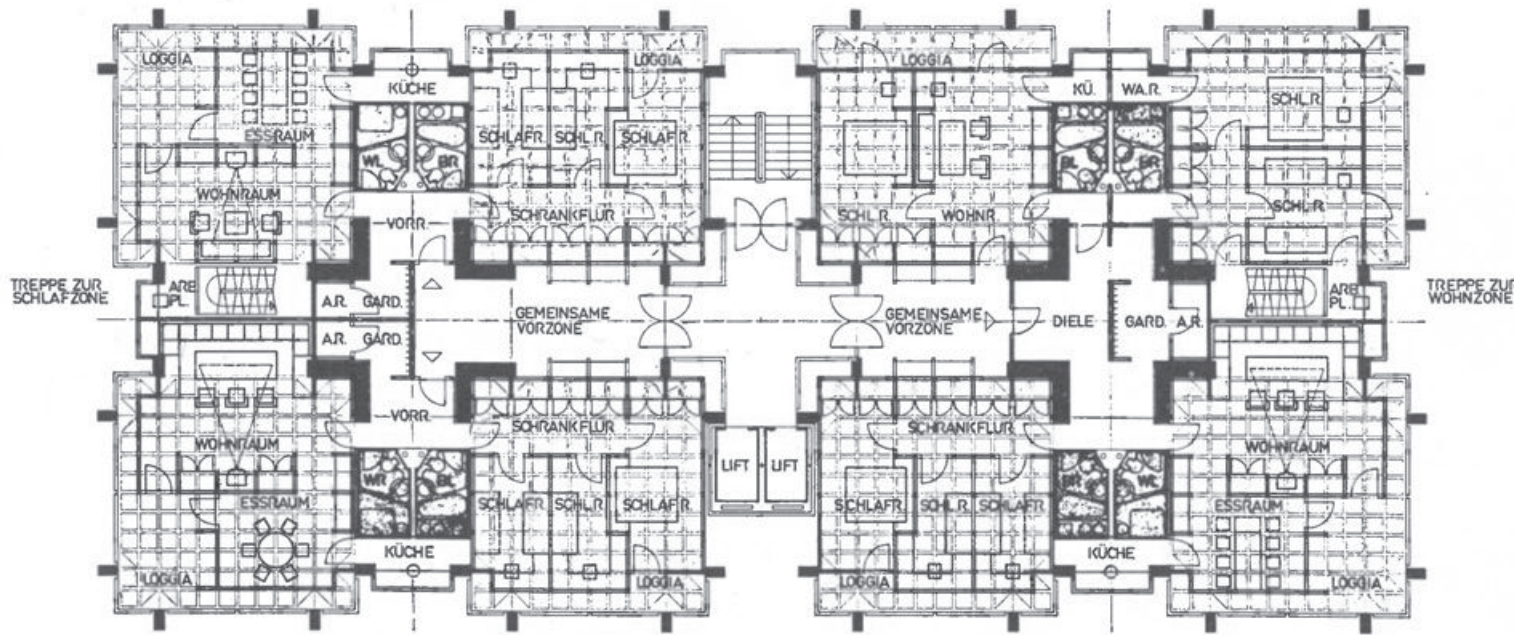
In ihren Bestrebungen zum Experimentieren mit neuen Wohnformen und einer Verbesserung des Wohnungsbaus durch Rationalisierung, verfolgten sie einige Themen des ersten Schwerpunktprogramms der Wohnbauforschung (> 1.3).

Die Entwicklung der Entwürfe von einem ersten Lösungsansatz bis zur Fertigstellung des Versuchsbaus in Linz erstreckte sich über zehn Jahre. Die Entwurfsgeschichte wird in diesem Kapitel in vier Abschnitten nachverfolgt: 1968 formulierte die Gruppe in einer Broschüre eine erste Idee, vermutlich als Bewerbung für ein Forschungsprojekt. Es folgten zwei dreijährige Wohnbauforschungsprojekte, in denen zuerst das Bausystem entworfen und dann zur Baureife weiterentwickelt wurde. Der letzte Projektabschnitt beschreibt die Umsetzung des Versuchsbaus und das Mitwirken der zukünftigen Bewohner\*innen.

In allen Projektphasen arbeitete die Werkgruppe Linz mit Experten aus anderen Fachrichtungen zusammen. Die beiden wichtigsten Partner waren Laszlo Vaskovics, Professor für Soziologie an der neu gegründeten Universität für Sozialwissenschaften, und der Ingenieur Alfred Reichl, der sie durch die ganze zehnjährige Entwurfsgeschichte begleitete. Für dieses Kapitel habe ich die drei Forschungsberichte herangezogen, die Akten bei der Genossenschaft Eigenheim durchgesehen und Interviews mit dem Soziologen Laszlo Vaskovics und den Werkgruppe-Architekten Helmut Werthgarner und Edgar Telesko geführt.

## 2.1 Die Idee (1968)

> der erste Lösungsansatz / Quadrat im Quadrat / orthogonal /  
Erweiterung in 4 Richtungen / Feldfabrik / Montage ohne Gerüst  
/ Tag und Nacht / Fernseherlichtkegel / Schrankflure



In einer selbstpublizierten Broschüre formulierten die Architekten 1968 einen ersten «Lösungsansatz zur Beseitigung der Diskrepanz zwischen gebauter Wohnung und Wohnungsnutzung».<sup>88</sup> Sie kritisierten die gebauten Wohnungen als zu «nutzungsfixiert». Im System *Flexibles Wohnen* sollte es möglichst wenig Elemente der «Grundrissfixierung» geben.

An diesem ersten Entwurf waren neben den vier Architekten auch die Bauingenieure Kurt Wenzel und Alfred Reichl und der Soziologe Laszlo Vaskovics beteiligt. Eines der Schwerpunktthemen in der Forschung von Vaskovics war der Familienzyklus. Wie die Architekten war er davon überzeugt, dass die Wohnungen zu starr und nutzungsfixiert waren, um auf den sich ändernden Raumbedarf zu reagieren. Die Durchmischung von wachsenden, gleichbleibenden und sich verkleinernden Familien in einem Wohnmodell könnte die Deckung dieses wechselnden Bedarfs ermöglichen. Dabei ergibt sich die entscheidende Frage: «Wer wohnt neben, unter oder über mir?»<sup>89</sup>

### Flexibilität mit Raster und System

Der Projektname *Flexibles Wohnen* drückt die übergeordnete Leitidee aus: die Flexibilität – der Wunsch nach einem selbstbestimmten und anpassbaren Wohnmodell. Die Mitglieder der Werkgruppe Linz und Vaskovics unterschieden von Anfang an zwei Arten der Flexibilität: Die «interne» Flexibilität beschrieb die Veränderbarkeit innerhalb der eigenen Wohneinheit. «Externe» Flexibilität bedeutete für sie die Erweiterung oder Verkleinerung der eigenen Wohneinheit durch Kopplung mit angrenzenden Wohnflächen.

Damit die beiden Dimensionen der Flexibilität erreicht werden konnten, war es essenziell, dass die raumbildenden Bauteile nicht-tragend waren. Die Entwicklung einer Primärtragstruktur, die einen großen Spielraum für die Bewohner\*innen offen ließ, war deshalb die zentrale Entwurfsaufgabe des Systems *Flexibles Wohnen*. Alle tragenden Bauteile waren als Fertigteile aus Beton konzipiert und sollten in einer Feldfabrik vor Ort hergestellt werden.

Der Euphorie rund um die Vorfabrikation war in den 1960er und 1970er Jahren groß. Auch die Werkgruppe Linz wandte sich der Vorfabrikation zu, weil sie sich dadurch vor allem wirtschaftlichere und witterungsunabhängige Bauabläufe erhofften. Sie schätzten, dass sie die Bauzeit im Vergleich zum traditionellen Mauerwerksbau um die Hälfte reduzieren könnten. Und der Arbeitszeitaufwand war der entscheidende Faktor für die Baukosten. Das zweite Argument war, dass sie mehr Präzision in der Fertigung und Systematik im Arbeitsablauf forderten.

Die Architekten wollten den Bewohner\*innen eine große Palette an vorgefertigten, katalogisierten, preisfixierten und wiederverwendbaren Elementen bieten, mit denen sie ihre individuellen Wohnungen gestalten und immer wieder verändern könnten.<sup>90</sup> Der bauliche Aufwand bei Umbauten sollte möglichst gering gehalten werden.

Zur Koordination der Elemente und der Struktur legten sie ein Maßsystem fest. Von Anfang an wurde das Rastermaß für *Flexibles Wohnen* mit 60 auf 60 cm gewählt und in den folgenden zehn Jahren nicht verändert. Die Geschoßhöhe von 288 cm, mit einem Höhen-

raster von 12 cm und einer lichten Raumhöhe von 264 cm, blieb ebenfalls eine Entscheidung, die nicht mehr hinterfragt wurde.

«Das Maßsystem soll eine Koordinierung der Dimensionen aller für den Ausbau bestimmten Bauteile herbeiführen. Eine Beziehung zu menschlichen Maßverhältnissen wird angestrebt und die Einheit 60 cm als Grundmaß des Bewegungsraumes als Ausgangsbasis angenommen. Zur 30er Systematik, die sich ebenfalls aus der Einheit 60 cm ableitet, haben sich nahezu alle baustofffertigenden Industrien des Westens und der Ostblockländer entschlossen. Als Modulunterteilung wird die 12er Reihe gewählt, die gleichzeitig für den Ausbau des Höhenrasters herangezogen wird.»<sup>91</sup>

Es ist auffallend, dass in zehn Jahren Entwurfsgeschichte kein einziger Grundriss ohne Raster gezeichnet wurde. Durch das omnipräsente Gitter ist es teilweise schwierig, einen Raumeindruck der Entwürfe zu bekommen oder sich andere räumliche Möglichkeiten vorzustellen.

### Ein additives System

Der erste Entwurf für *Flexibles Wohnen* beruht auf quadratischen Beton-Deckenelementen in einem orthogonalen System. Eine Wohnung ist mindestens ein Deckenelement groß. Die Deckenelemente messen je zwölf auf zwölf Rasterfelder, also 780 x 780 cm. Jeweils vier bilden zusammen einen Gebädetrakt. Vier massive Eckwände im Kern jedes Traktes bilden die primäre Tragstruktur und steifen das Gebäude aus. In der Mitte zwischen zwei Trakten liegt die vertikale Erschließung.

Die Fassade wird zurückversetzt eingebaut. So entstehen Freiflächen rund um die Wohnungen, die ein Rasterfeld tief sind und sich optional zu einer Loggia verbreitern lassen. Der Hauptgrund für die zurückversetzten Fassaden ist, dass Montage und Demontage der Fassade auch nach Fertigstellung ohne Gerüst jederzeit möglich sein sollten.

Die Grundrisse sollten durch möglichst wenige Elemente der «Grundrissfixierung» festgelegt sein. Zwischen zwei Deckenelementen sind circa drei Meter breite Zwischenzonen vorgesehen. In der Zwischenzone auf der einen Seite befinden sich Sanitärzellen im Gebäudeinneren und Küchen an den Fassaden. In der anderen Zwischenzone könnte zu benachbarten Einheiten ein Verbindungsgang nach rechts oder links, oder eine Verbindungstreppe hinauf oder hinunter eingebaut werden. Jede quadratische Wohneinheit verfügt über drei bis vier Erweiterungsrichtungen zu horizontal und vertikal angrenzenden Nachbareinheiten. Durch die Verlagerung der Infrastruktur in die Zwischenzonen wird die Fläche des Deckenelements freigehalten und kann für die Wohn- und Schlafräume, dem Raster folgend, individuell unterteilt werden. Im Musterplan sind unterschiedliche Wohnungstypen dargestellt – 52, 114, 132 und 170 m<sup>2</sup> groß, zum Teil gehen sie über zwei Geschosse. Die Wohnungseingangstüren öffnen sich in die Zwischenzonen. Von diesem Vorraum betritt man in den meisten Wohnungen die «Nasszellen» und den «Wohnraum». Hier ist die Distanz zwischen Sitzecke und Fernseher von Bedeutung, der Lichtkegel ist stets eingezeichnet. «Wohnraum» und «Essraum» sind miteinander verbunden. Die

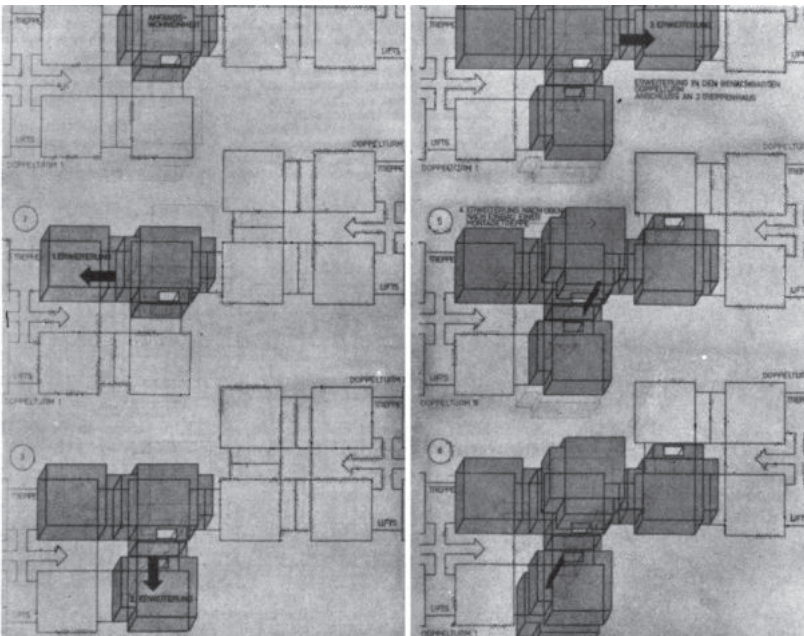
Küchen sind angrenzend zum Essraum angeordnet. Sie liegen an den Fassaden und sind ausgesprochen kleine Räume, die Arbeitsfläche ist auf maximal vier Küchenfelder reduziert.

Die Grundrisse zeigen eine klare Tag-Nacht-Ausrichtung. Bei den Wohnungen über zwei Deckenelemente – nebeneinander oder übereinander – stellt das eine Modul die «Wohnzone», das andere die «Schlafzone» dar. Der Gang vor den «Schlafräumen» ist als «Schrankflur» bezeichnet, ein effizienter Stauraum mit Einbauschränken im unbelichteten Teil der Wohnung. Obwohl die Mustergrundrisse unterschiedliche Varianten zeigen, ist die Schlafzone-Kombination von Elternschlafraum mit zwei kleineren Schlafräumen in allen Wohnungen gleich entworfen und zeigt keine große Grundrissvielfalt.

In dieser ersten Phase wurden bereits projektbestimmende Parameter für die nächsten zehn Jahre entschieden: Ausgehend von den Überlegungen zu Familienzyklus und zu nutzungsfixierten Wohnungen, definierten die Architekten gemeinsam mit Vaskovics die Zielsetzung der internen und externen Flexibilität. Auch das Grundmaß von 60 cm und das Höhenraster mit 12 cm sollten sie auch noch durch die nächsten Phasen begleiten.

Grundriss (links): Eine Wohnung ist mindestens ein Deckenelement groß. Die gesamte Infrastruktur (Sanitärzellen, Küchen, Verbindungselemente) liegt in der Zone zwischen zwei Deckenelementen. So ist das Deckenelement frei für die individuelle Grundrissgestaltung.

Diagramm: Der erste Entwurf eines flexiblen additiven Systems. Jede Wohneinheit sollte sich in drei bis vier Richtungen verkleinern und vergrößern können.



88 Flexibles Wohnen I, S. 9–11. / Anmerkung: Ausschnitte dieser Broschüre werden im Forschungsbericht Flexibles Wohnen I gezeigt. Das Original war leider nicht auffindbar.

89 Flexibles Wohnen I, S. 9.

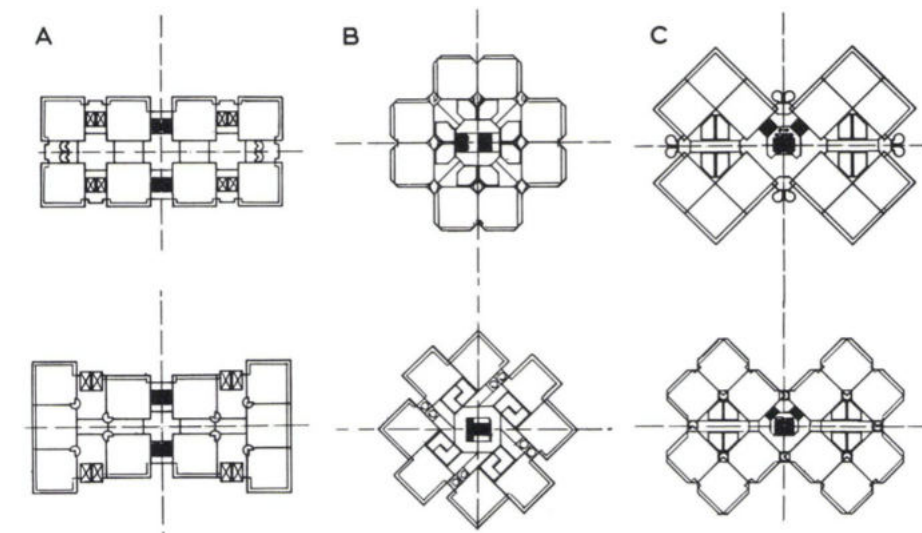
90 Flexibles Wohnen I, S. 16.

91 Flexibles Wohnen I, S. 31.

2.2 Das Bausystem (1969–1972)

> ein Forschungsauftrag des Bundesministeriums / städtebauliche Konfigurationen / eine Marktanalyse / diagonal / Elemente in 3 Ordnungen / H-förmige Stützenpaare / quadratische Deckenelemente mit Viertelkreissecken / zylindrische Zwischenräume

66



Weiterentwicklung der ersten Grundrisslösung

Das Programm der Wohnbauforschung des Bautenministeriums begann 1968. Die Werkgruppe Linz bewarb sich mit ihrer Idee für *Flexibles Wohnen* 1969 für ein Forschungsprojekt und erhielt eine Zusage. In den folgenden drei Jahren arbeiteten sie in einem interdisziplinären Team an der Entwicklung eines Bausystems. Mit den Ingenieuren entwickelten sie die Primärtragstruktur und die vorgefertigten Elemente. Mit dem Soziologen Laszlo Vaskovics beriet man sich darüber, wie die Bewohner\*innen das flexible Bausystem annehmen würden. Vaskovics führte außerdem eine groß angelegte soziologische Studie durch.

Weiterentwicklung der Struktur

Die Werkgruppe Linz entwickelte die Struktur der ersten Idee (A) weiter, um sie noch anpassbarer und wirtschaftlicher zu machen. Die Wirtschaftlichkeit überprüfen sie hinsichtlich einer optimalen Baugrundaussnutzung in verschiedenen Situationen und im Vergleich der Gesamtfläche zur Nutzfläche. Die angestrebte Anpassbarkeit sollte einerseits vielfältige städtebauliche Konfigurationen (> S. 61), andererseits die interne und externe Flexibilität ermöglichen. Im Optimierungsprozess in Hinblick auf Baukörpertiefe, Erschließung, Besonnung und Kontaktpunkten zwischen Einheiten, entschieden sich die Architekten schließlich für eine diagonale Ausrichtung quadratischer Module (C). Die quadratischen Deckenelemente haben eine Seitenlänge von 780 cm. Je sieben Deckenelemente bilden einen Gebädetrakt, der bis zu zwölf Geschosse hoch sein kann. Wie schon in der ersten Idee, liegt die vertikale Erschließung zwischen zwei Trakten.

Mit roten Pfeilen und Zahlen bewerten die Architekten die Flexibilität im Grundriss. Das außenliegende Deckenelement, das nicht an den Flur anschließt und von zwei Seiten belichtet wird, beschreiben sie als die «Zone größtmöglicher externer Flexibilität». Mit Zahlen beziffern die Architekten an den Kopplungspunkten die «Anzahl der Kontakte zu benachbarten Einheiten».

Die umlaufenden Freiflächen aus dem vorhergehenden Entwurf strichen sie aus Kostengründen, da diese Flächen laut WFG 1968 nicht gefördert würden.

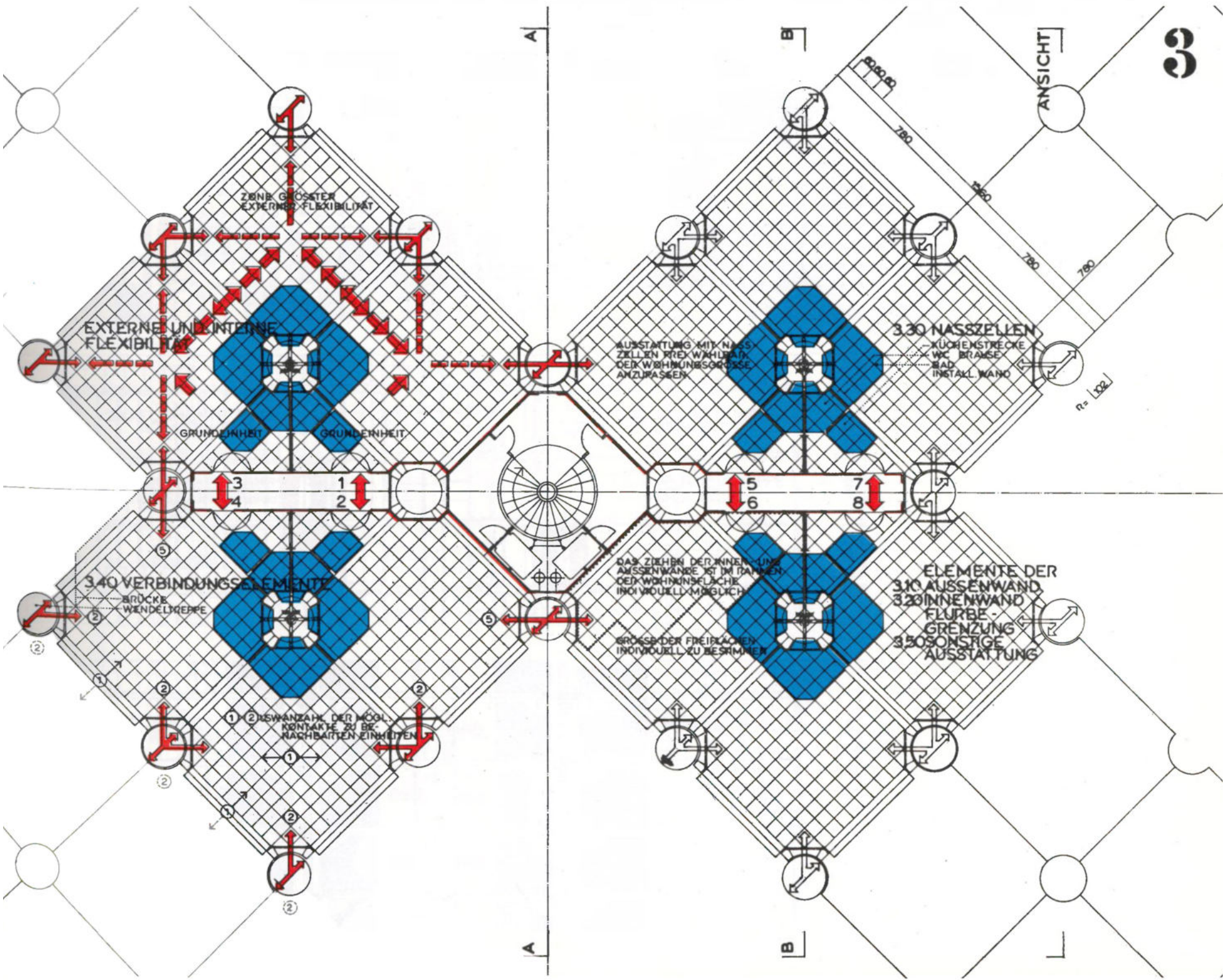
Ein System aus drei Ordnungen

Um den Rahmen für die Flexibilität zu setzen, entwickelten die Architekten ein System aus drei Ordnungen. Die Hierarchisierung der Elemente legt fest, wer wann was entscheidet. Ordnungen 1 und 2 werden von den Architekten entworfen und sind weitgehend unveränderbar. Die Elemente der 3. Ordnung sind veränderbar und werden von den Bewohner\*innen ausgewählt und positioniert. Alle Elemente sind präzise nummeriert und tragen als erste Ziffer die Ordnungsnummer.

Die Elemente 1. Ordnung bilden die Tragstruktur des Gebäudes. Das Primärgerüst des additiven Systems besteht aus den «Deckenelementen» (1.10) und den H-förmigen «Stützenpaaren» (1.30). Die quadratischen Deckenelemente messen 780 x 780 cm – das sind 12 x 12 Rasterfelder plus ein umlaufendes Randfeld von 30 cm. An allen vier Ecken haben die Deckenelemente viertelkreisförmige Aussparungen. Die Unterseiten sind «unterzugsfrei», um eine freie Grundrissgestaltung zu ermöglichen.

Zwischen zwei Trakten aus je sieben Deckenelementen gibt es als gemeinsame vertikale Erschließung das «Deckenelement Stiegenhaus» (1.20) mit Aussparungen für «Haupttreppe» (1.40) und «Liftgruppe» (2.10). Dieser zentrale Erschließungsbereich wird aus Brandschutzgründen von «Stiegenhauswänden» (1.60) aus Beton umgeben. Alle Elemente 1. Ordnung sollten als Fertigteile aus Beton vor Ort hergestellt werden. Auch die «Blumentröge» (1.50) zur Einfassung und Begrünung der Loggien zählen zu dieser ersten Gruppe.

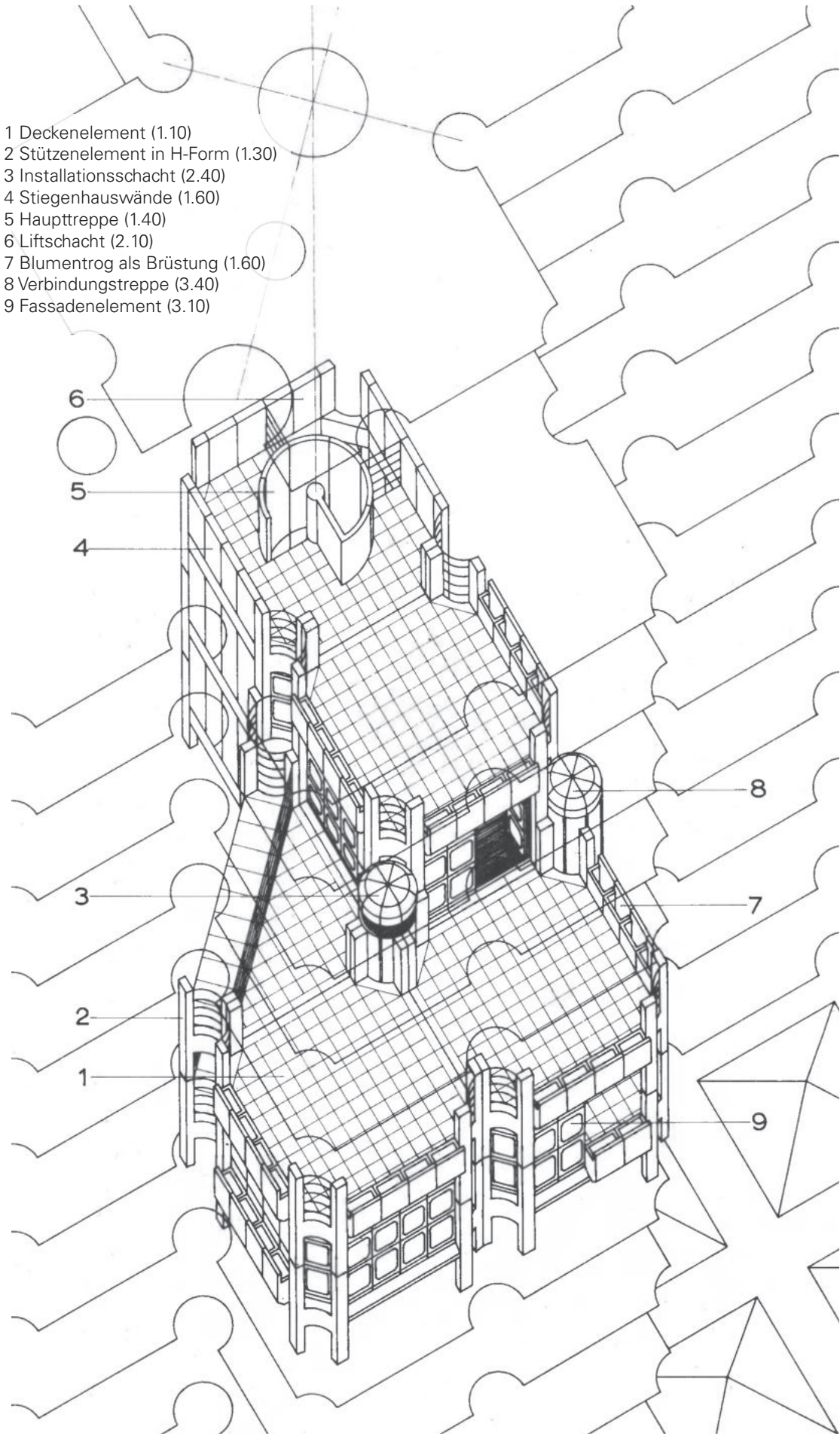
Die 2. Ordnung beschreibt den von den Architekten festgelegten Erstausbau. Dazu zählen die Erschließungsflure, sowie die Ver- und Entsorgungsleitungen. Von dem zentralen «Deckenelement Stiegenhaus» führt ein Flur in der Mitte diagonal zu den Deckenelementen durch jeden Gebädetrakt. Auf beiden Seiten des Flures liegen je zwei Wohnungseingänge. Wenn vier Deckenelemente zusammenstoßen entsteht ein Kreis, in der Vertikale ein zylindrischer Zwischenraum umgeben von den H-Stützen. Dieser fungiert unter anderem als begehrter Schacht für die vertikale Leitungsführung.



67

M 1:200

Der Plan für die Elemente 3. Ordnung. Die blauen Bereiche zeigen die vorgeschlagenen Positionen der Sanitärzellen, die restliche Fläche bleibt frei für die individuelle Gestaltung. Mit Nummern und Pfeilen bewerten die Architekten die Kopplungsmöglichkeiten pro zylindrischem Zwischenraum. Die Fläche zwischen zwei Grundeinheiten beschreiben sie als die «Zone größtmöglicher Flexibilität».



Die Axonometrie zeigt das Zusammenspiel des additiven Systems: Die Deckenelemente haben an den Ecken viertelkreisförmige Aussparungen. Dort lagern sie auf den Stützenpaaren in H-Form, wobei das horizontale Verbindungsstück des Hs das Deckenauflager bildet. Durch ihre komplexe Geometrie verbinden die vorgefertigten Stützenpaare Kreis und Raster. In den zylindrischen Zwischenräumen der Primärstruktur befinden sich Versorgung und Verbindungselemente. Die Deckenelemente haben einen 30 cm breiten Rand, auf welchem die Blumentröge als Loggiaabschluss befestigt werden.

Die 3. Ordnung umfasst alle Elemente, auf welche die zukünftigen Bewohner\*innen für ihren individuellen Ausbau zurückgreifen können: Das sind Außen- und Innenwandelemente, Sanitärzellen und Verbindungselemente wie Wendeltreppen und Brücken. Die Elemente dieser Ordnung haben keine statische Funktion.

Die vorgefertigten Sanitärzellen werden rund um die zylindrischen Schächte im Zentrum angeordnet. Die restlichen Flächen sind freigehalten für die individuelle Grundrissgestaltung. In den übrigen zylindrischen Zwischenräumen können Wendeltreppen und Brücken eingebaut werden, um Einheiten vertikal oder horizontal zu verbinden. Die zylindrischen Zwischenräume erfüllen die Funktionen der Verbindung und Versorgung und bilden somit das Rückgrat für das Bausystem.

Über das Zusammenspiel der Elemente schreiben die Architekten: «Die Lebendigkeit und Vielfalt der Ausbauelemente soll bewußt die strenge Ordnung der Primärstruktur überspielen und gleichzeitig die Möglichkeit persönlicher Manifestation bieten. Von der Wirtschaftlichkeit her gesehen wird die Stückzahl der produzierenden Einzelteile von großer Bedeutung sein.»<sup>92</sup>

Die Architekten testen und zeigen in einigen Mustergrundrissen die vielfältigen Möglichkeiten für die Gestaltung und Flächenausdehnung der Wohnungen. Die vorgeschlagenen Wohnungen sind 42, 78, 116, 118 und 145 m² groß, eine Wohnung geht über zwei Geschosse, eine andere ist ein Kombinat aus Wohnung und Büro.

Soziologische Studie und Marktanalyse

Mit einem Team aus Forschenden der neu gegründeten Johannes Kepler Universität aus den Fachrichtungen Soziologie, Mathematik und Psychologie, führte Vaskovics im Jahr 1970 im Ramen des Forschungsprojekts *Flexibles Wohnen* eine groß angelegte soziologische Studie durch. Ziel der Studie war einerseits die aktuelle Wohnsituation von Familien in Salzburg und Linz zu erheben, und andererseits die Haltung zur Projektidee und den bestehenden Bedarf abzuklären. Dafür befragte das Team insgesamt 964 Familien, 601 davon in Linz. Die Familien hatten alle ein oder mehr Kinder im Mindestalter von sechs Jahren, befanden sich also in der «mittleren Phase im Familienzyklus».<sup>93</sup> Die Daten wurden auf einem Computer im Rechenzentrum der Universität ausgewertet.

Die repräsentative Befragung brachte einige interessante Zahlen ans Licht. Die Soziologen stellten fest, dass 57% der Wohnungen in Linz überbelegt waren, wobei ein Minimum von 17,5 m² pro Familienmitglied als angemessen galt. Weiters gaben 73% aller Befragten an, dass sie ihre Wohnung anders entworfen hätten als die Planer. Aus rechtlichen, technischen und finanziellen Gründen hatten allerdings nur 2–3% der Befragten Umbauten an ihrer Wohnung durchgeführt. Die Studie zeigte außerdem, dass Eigentümer\*innen zufriedener mit ihrer Wohnsituation waren als Mieter\*innen. Am zufriedensten waren diejenigen, die ihr Haus selbst gebaut hatten.

Den Befragten wurde das Konzept zum *Flexiblen Wohnen* anhand von Modellfotos erklärt. In den Augen von 76% der Befragten war es eine gute Idee.

88% befanden die Möglichkeiten der internen Flexibilität, Wände innerhalb der eigenen Wohneinheit zu versetzen, für sehr nützlich. Bezüglich der externen Flexibilität waren die Befragten eher skeptisch: nur 5% der Befragten sahen keine Probleme in der Flächenverteilung zwischen Nachbareinheiten. Als Hauptgrund wurden «Schwierigkeiten mit den Nachbarn» angegeben. Vaskovics stellte fest: «Ganz allgemein würde man durchaus sehr gerne seine Wohnung vergrößern (verkleinern kommt selten in Frage!), wenn nicht der Nachbar (normalerweise auch den gleichen Wunsch hätte.»<sup>94</sup>

Das Team stellte auch eine Prognose für die Nachfrage am Markt auf: Bei einem Quadratmeterpreis von 20 Schilling (inflationbereinigt 6,87 €) Monatsmiete schätzten sie den Bedarf auf 150 bis 230 Wohnungen, bei 16 Schilling (inflationbereinigt 5,50 €) sogar auf bis zu 680 Wohnungen.<sup>95</sup> Wenn man es also schaffen würde, das Bausystem kostengünstig zu entwickeln, bedeutete das eine Vervielfachung der Interessenten für *Flexibles Wohnen*.

Die Architekten selbst arbeiteten im Entwurf nicht mit möglichen Bewohner\*innen zusammen, wurden aber bei regelmäßigen Treffen mit Professor Vaskovics über die Rückmeldungen informiert und beraten. Eine Entwurfsänderung auf Anraten von Vaskovics war es beispielsweise, die Küche nicht in einem separaten, fensterlosen Raum zu unterzubringen: «Einer besonderen Lösung bedarf die Platzierung, Gestaltung, Größe und Ausstattung der Küche. Die Bedeutung der Küche als Wohnbereich wird unserer Meinung nach in Zukunft stark zunehmen. Es ist also unbedingt notwendig, daß die im Projekt vorgesehene Kochnische durch entsprechende Lösungen in den Wohnbereich integriert wird. Die Frau darf auf keinen Fall in eine fensterlose Kochnische ‚verbannt‘ werden.»<sup>96</sup>

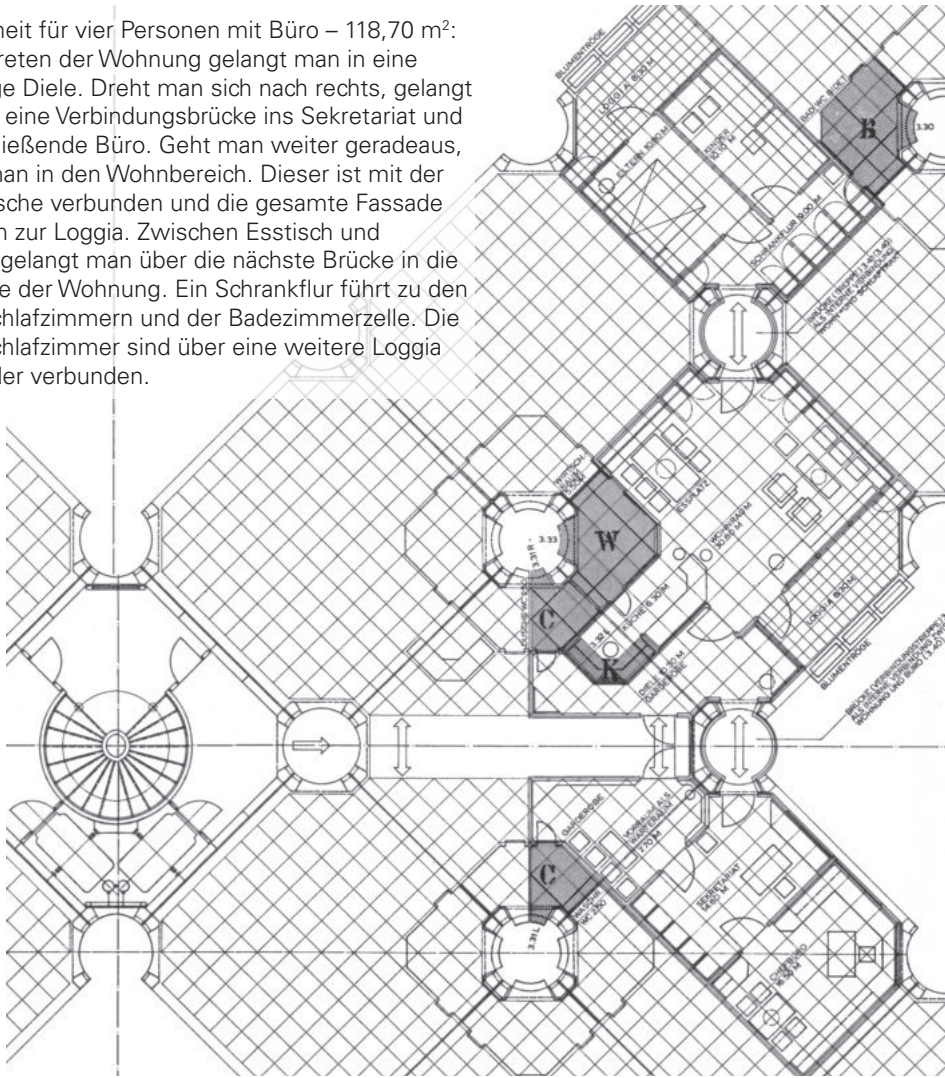
Eine weitere Empfehlung betraf die «Einweisungspolitik»<sup>97</sup>. Vaskovics mahnte dazu, dass eine Siedlung des Typs *Flexibles Wohnen* auf keinen Fall nur mit jüngeren Familien mit Kindern belegt werden sollte. Bestenfalls sollte die Bewohnerstruktur in Bezug auf Alter und Phasen im Familienzyklus die Gesamtbevölkerung der Stadt widerspiegeln. Die Architekten waren derselben Meinung – *Flexibles Wohnen* sollte das Zusammenleben unterschiedlicher Generationen ermöglichen.

Die wichtigsten Entwicklungen in dieser Phase waren die diagonale Ausrichtung der Grundform, die Implementierung der drei Ordnungen und die Konzeption der Versorgungsleitungen. Die Architekten sahen sich durch die positiven Ergebnisse der soziologischen Marktanalyse in ihrer Projektidee bestätigt und bewarben sich beim Bautenministerium für ein Folgeprojekt, um das Bausystem zur Baureife weiterzuentwickeln.

Wohneinheit für vier Personen – 78,50 m²: Die Wohnung hat einen offenen Wohnraum mit einer öffenbaren Fensterfaltwand, die den Wohnbereich zur Loggia verwandelt. Vor der Faltwand sind Blumentröge als Absturzsicherung und zur Begrünung angebracht. Vor dem Schlafbereich gibt es einen drei Rasterfelder breiten Schrankflur. Die Küchennische ist über eine Bar mit dem Wohnbereich verbunden.



Wohneinheit für vier Personen mit Büro – 118,70 m²: Beim Betreten der Wohnung gelangt man in eine großzügige Diele. Dreht man sich nach rechts, gelangt man über eine Verbindungsbrücke ins Sekretariat und ins anschließende Büro. Geht man weiter geradeaus, gelangt man in den Wohnbereich. Dieser ist mit der Küchennische verbunden und die gesamte Fassade öffnet sich zur Loggia. Zwischen Esstisch und Sofaecke gelangt man über die nächste Brücke in die Schlafzone der Wohnung. Ein Schrankflur führt zu den beiden Schlafzimmern und der Badezimmerzelle. Die beiden Schlafzimmer sind über eine weitere Loggia miteinander verbunden.



92 Flexibles Wohnen I, S. 31.  
93 Flexibles Wohnen I, S. 70.  
94 Flexibles Wohnen I, S. 108.  
95 Flexibles Wohnen I, S. 131.  
96 Flexibles Wohnen I, S. 128.  
97 Flexibles Wohnen I, S. 127.

## 2.3 Die Baureife (1972–1975)

> ein zweiter Forschungsauftrag / Elemente in 3 Ordnungen / es bleibt diagonal / von Beton zu Stahl / das VÖEST-Universalelement / die Spannweite schrumpft / keine Deckenelemente / keine zylindrischen Zwischenräume / 2 Trakte / 8 Geschöße / Grundstück nördlich der Donau / 1 Trakt / 4 Geschöße

Am 14. Dezember 1972 erhielten die Architekten die Förderungszusage für ein Folgeprojekt. Für die kommenden drei Jahre war das Ziel, das Bausystem bis zur Baureife weiterzuentwickeln. Dazu zählte die Durcharbeitung der technischen Details sowie die Ermittlung der Baukosten.

### Weiterentwicklung der Struktur

Die entwickelte Gebäudeform und die Hierarchisierung der Elemente in drei Ordnungen, die sie im vorhergehenden Projektabschnitt erarbeitet hatten, behielten die Architekten bei. Die größten Veränderungen in dieser Phase betrafen die Deckenelemente, die Materialwahl und die Spannweite.

Die Deckenelemente sollten ursprünglich als Betonfertigteile in einer Feldfabrik auf der Baustelle hergestellt werden. Nach Rücksprache mit Baufirmen wurde diese Möglichkeit aus logistischen und wirtschaftlichen Gründen ausgeschlossen. Die Transportierfähigkeit der Elemente wurde nun stärker berücksichtigt. Gleichzeitig zeigte die Abteilung für Systembau der VÖEST Interesse an dem Projekt, die einzelnen Baumodule in Stahl seriell herzustellen.

Also entschieden sich die Architekten für eine Kombination aus Stahl für Träger und Stützen, und Beton für Decken und Stiegenhauswände. Sie arbeiteten die Struktur dementsprechend um. Die 780 cm breiten Deckenelemente wurden aus der Planung gestrichen. Stattdessen sollten die Stahlbetondecken und Stahlträger ein kraftschlüssiges Deckensystem bilden. Die Spannweite zwischen den Stahlstützen verringerten sie von 780 auf 540 cm, also von 13 auf 9 Rasterfelder. Die Deckenelemente teilten sie in drei längliche Platten mit den Maßen 178 x 510 cm, damit sie noch transportfähig waren. Zwischen den Stützen sollten die Stahlbetondeckenplatten auf drei Stahlträgern aufliegen.

Mit den Deckenelementen fielen auch die zylindrischen Zwischenräume weg, die davor für Schächte und Verbindungselemente konzipiert waren. Die Brücken wurden gestrichen, die Wendeltreppen an die Fassade verlegt. Die zentrale Position der Installationsschächte behielten sie bei. Der Schacht für zwei Wohnungen pro Geschöß sollte vom Flur zugänglich sein. Rund um den Schacht sollten die Sanitärzellen und Küchen angeordnet werden, die restliche Fläche blieb frei für die individuelle Grundrissgestaltung. Bei den Elementen 3. Ordnung gab es wie bisher Außen- und Innenwandelemente, vorfabrizierte Sanitärzellen in unterschiedlichen Ausführungen, die Verbindungswendeltreppe sowie neu auch auskragende Balkonelemente. Mit der Kombination aus Balkonelement und einer zwei Rasterfeld breiten Loggia konnten bis zu 240 cm tiefe Freibereiche gestaltet werden. Das war die maximale Tiefe, denn in diesem Bereich planten sie die Verwendung von wetterfestem Baustahl.

Als Außenfassade entwickelten sie das «VÖEST-Universalelement» in fünf unterschiedlichen Breiten. Das Element gab es außerdem mit eingebauten Fenstern und Balkontüren in je drei Ausführungen.

Die Architekten legten die maximale Geschößzahl aus «bauökonomischen und wohnpsychologischen Erwägungen» mit acht Geschößen fest. Im Erdgeschoß sahen sie keine Wohnnutzung vor. Stattdessen schlugen sie Hausnebenzonen wie Abstellräume, Fahrradraum, Kinderwagenraum, Hauswerkstatt, Trafostation, Müllabholstelle oder Gemeinschaftsräume für die Hausparteien, Spielräume für die Kinder und bei Bedarf auch Ladeneinbauten oder Garagen vor.

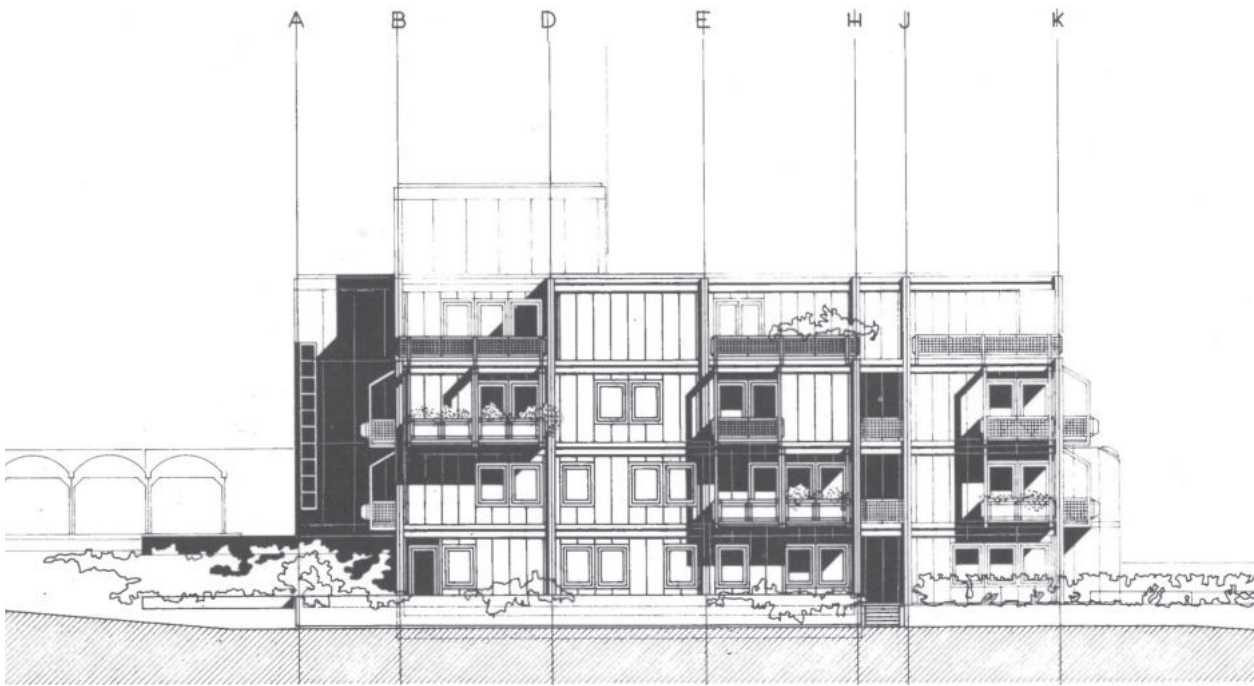
In den Mustergrundrissen zeigen die Architekten erneut vielfältige Möglichkeiten. Wie in den zwei Phasen davor, sind die Wohnungen klar in Wohn- und Schlafbereich zonierte. Der große Wohnbereich hängt mit der Küchennische zusammen. Alle Wohnungen haben einen eigenen Außenraum, die Terrasse im Dachgeschoß sollte für alle zugänglich sein. Eine bemerkenswerte Wohnung findet sich unter den Mustergrundrissen im «Regelgeschoß b». Sie erstreckt sich über die gesamte Fläche einer Gangseite und ist eine Art Wohngemeinschaft mit fünf Schlafräumen und zwei Wohnbereichen. In den Texten bleibt sie aber unerwähnt.

### Von der Grundform zum Grundstück

In dieser Phase wurde auch schon der Kontakt zur VÖEST-eigenen gemeinnützigen Wohnbaugenossenschaft Eigenheim hergestellt, die für einen Versuchsbau des Bausystems bereit war. Es ist anzunehmen, dass der Kontakt zur Wohnbaugenossenschaft Eigenheim durch die Zusammenarbeit mit der Abteilung Systembau der VÖEST hergestellt wurde.<sup>98</sup>

Die Genossenschaft wählte einen 2344 m<sup>2</sup> großen Bauplatz im Stadtteil Urfahr nördlich der Donau aus. Das Grundstück liegt im Haselgraben an einem Westhang oberhalb der Leonfeldner Bundesstraße, der Ausfahrtsstraße Richtung Norden (Luftbild > S. 131). Zu diesem Zeitpunkt war rundherum noch kaum gebaut.

Die Grundform aus zwei Trakten mit maximal acht Geschößen mussten sie zu einem Gebäude mit einem Trakt mit vier Geschößen verkleinern. Ein Grund dafür war sicherlich die Bebauungsdichte, eventuell war es auch ein Wunsch der Genossenschaft. Das Nachbargrundstück befand sich ebenfalls im Eigentum der Genossenschaft und es bestand die Aussicht, dort ein Folgeprojekt zu verwirklichen. Aber erst einmal musste sich der Versuchsbau bewähren: *«Dieser Versuchsbau soll die Möglichkeit bieten, sämtliche im Flexiblen Wohnen enthaltenen Bauelemente auf ihre funktionelle und technische Eignung zu prüfen. Dieser Zwischenschritt ist im Hinblick auf die Anwendung des Bausystems Flexibles Wohnen für größere Auflageserien erforderlich! Er stellt einen Ausschnitt aus einer größeren Baustruktur dar und umfasst eine Basisebene*

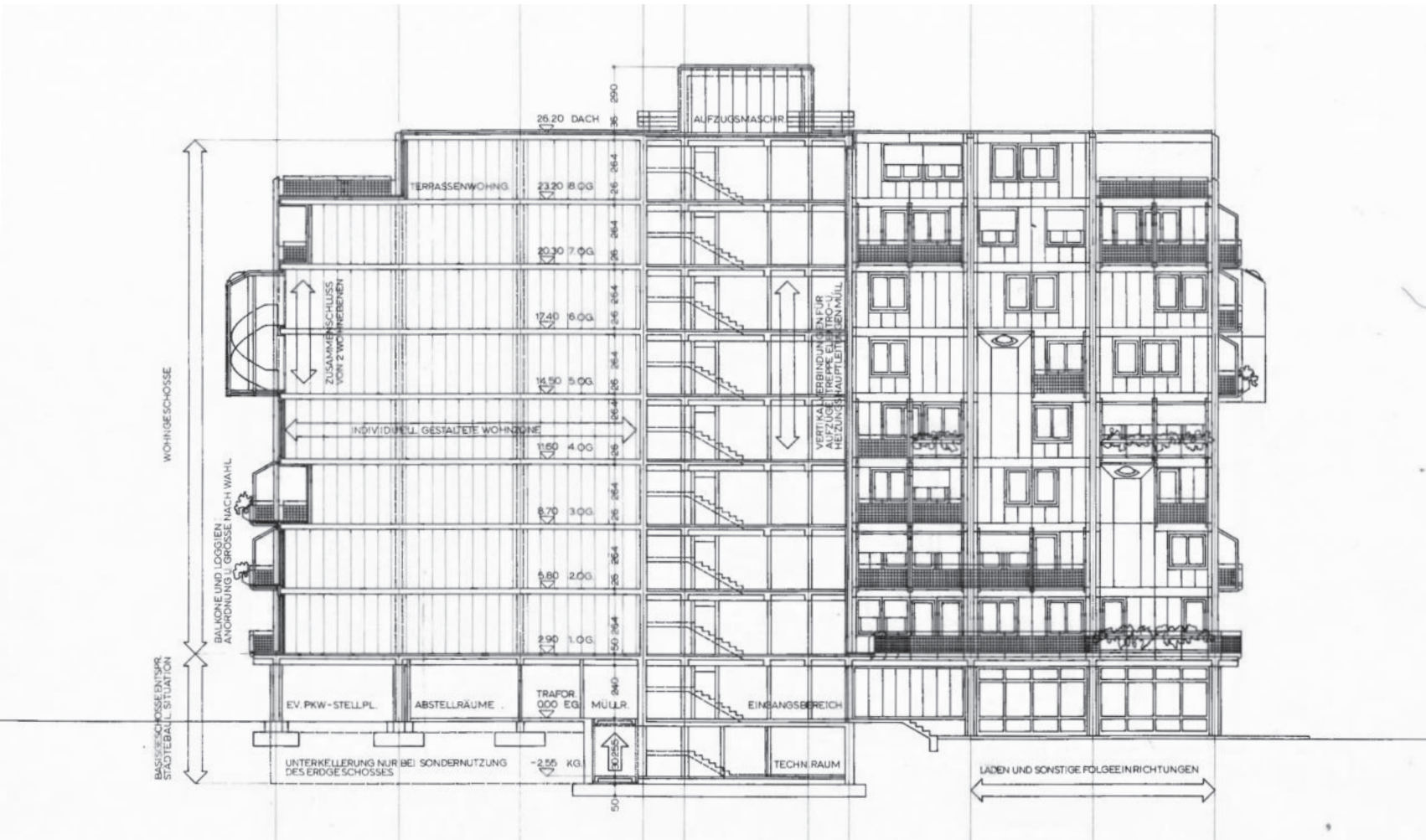


*zwei Normalgeschosse und ein Dachgeschoß mit insgesamt 12 Wohneinheiten. Bei der Besiedlung der Geschößflächen wird darauf geachtet, daß verschiedenste Wohnungsgrößen und -Arten demonstriert werden.»<sup>99</sup>*

In der Entwicklung des Systems hatten sich die Architekten bisher noch nicht mit topografischen Gegebenheiten befasst. Nun passten sie das baureife System für das abfallende Grundstück an. Das unterste Geschöß mit zwei Wohnungen war in den Hang gebaut, den Zugang zum Haus planten sie ein Geschöß darüber. Die Küchen sind wie in Vorgängerentwürfen dem Wohnbereich zugewandte Nischen. Die klare Zonierung in Wohn- und Schlafbereich findet sich auch hier wieder. Die Architekten planten zwölf sehr unterschiedliche Wohnungen zwischen 40 und 130 m<sup>2</sup>. Alle Wohnungen hatten ihren eigenen Außenraum – Gärten, Terrassen, Loggien und Balkone.

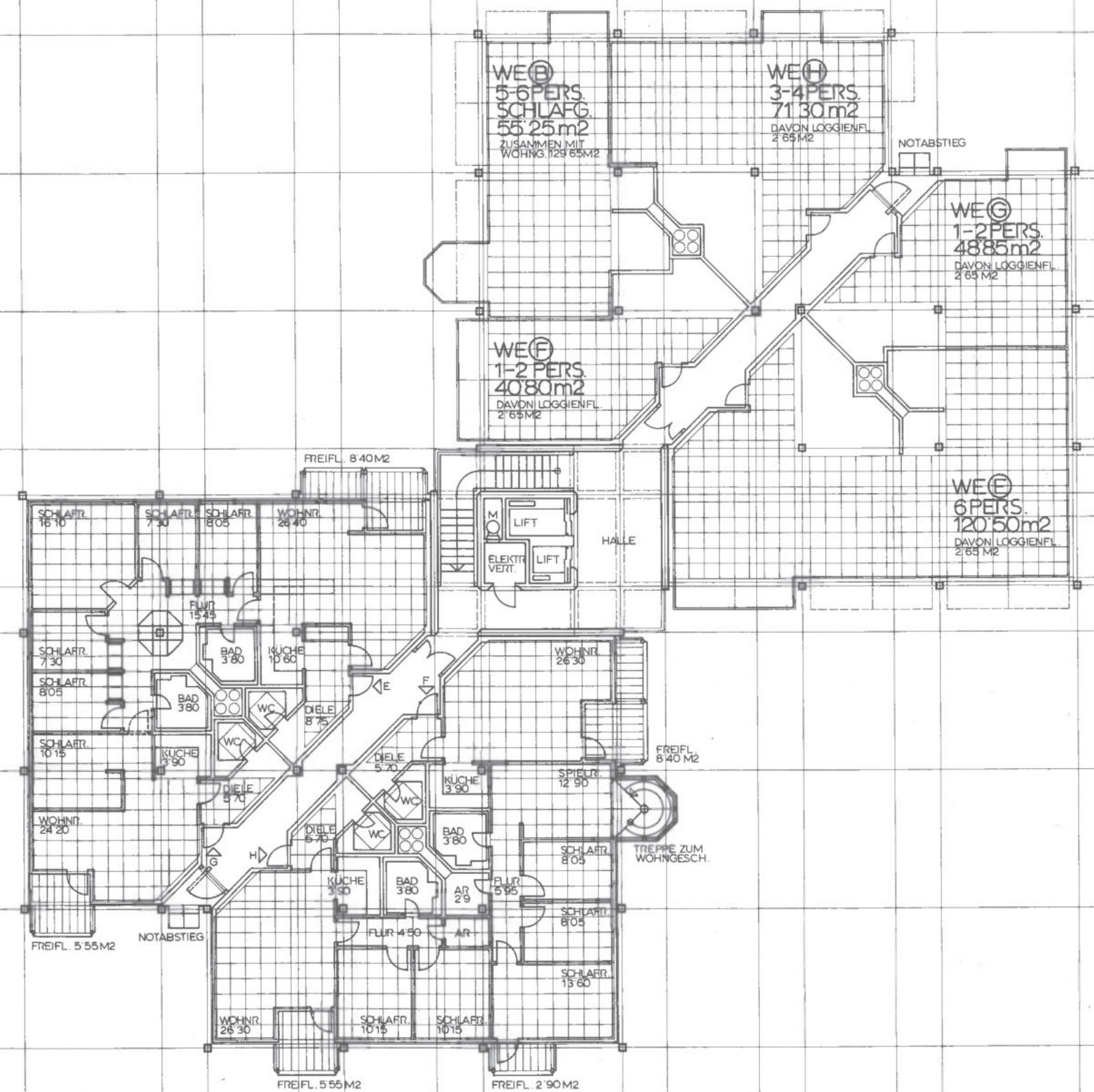
Die Architekten bereiteten die Baubewilligung für den Versuchsbau *Flexibles Wohnen* vor und beantragten ein drittes Forschungsprojekt für die Begleitung der Bauzeit und Evaluierung des Versuchsbaus.

<sup>98</sup> Die Kontaktaufnahme sowohl zwischen Werkgruppe Linz und VÖEST, als auch zwischen Werkgruppe Linz und Genossenschaft Eigenheim waren allerdings nicht nachvollziehbar.  
<sup>99</sup> Flexibles Wohnen II, S. 31.



links: Ein Schnitt mit Teilansicht durch das achtgeschoßige Gebäude. Im linken Teil zeigen die Architekten, wie Wohnungen zusammengeschaltet werden können. Im rechten Teil sieht man eine Teilansicht der Fassade: unregelmäßig angeordnete Fenster, Balkone und Treppenelemente bilden ein lebendiges Fassadenbild.

rechts: Die Westansicht des viergeschoßigen Versuchsbaus in Linz-Haselgraben.



M 1:200

Das «Regelgeschoß b» des baureifen Systems zeigt die Grundform aus zwei Trakten mit dem Stiegenhaus im Zentrum. Vom Stiegenhaus führt der Gang diagonal durch das Gebäude. In dem einen Trakt sind Mustergrundrisse, im anderen freie, gestaltbare Flächen mit Raster dargestellt. Es ist unter anderem eine interessante Wohngemeinschaft mit fünf Schlafzimmern und zwei Wohnzimmern gezeichnet, die sonst aber nirgends erwähnt wird.

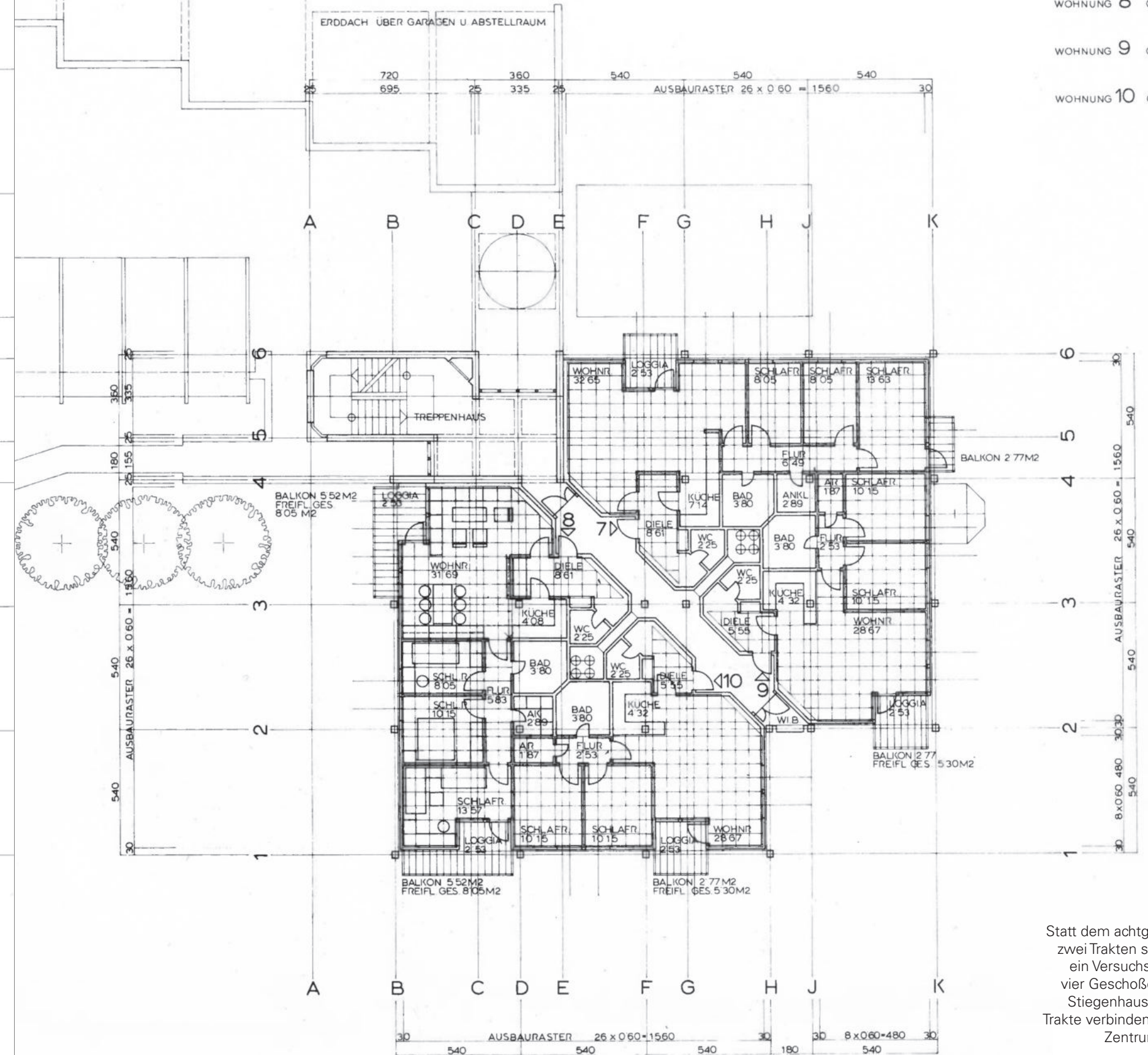
## OBERGESCHOSS

WOHNUNG 7 GES.FL. 96.09M²

WOHNUNG 8 GES.FL. 95.98M²

WOHNUNG 9 GES.FL. 71.92M²

WOHNUNG 10 GES.FL. 71.92M²



M 1:200

Statt dem achtgeschoßigen Entwurf mit zwei Trakten sollte im Norden von Linz ein Versuchsbau mit einem Trakt und vier Geschoßen errichtet werden. Der Stiegenhauskern, der eigentlich zwei Trakte verbinden soll, liegt somit statt im Zentrum am Rand des Hauses.

2.4 Der Versuchsbau (1975–1978)

> Genossenschaft Eigenheim / ein dritter Forschungsauftrag / Elemente in 3 Ordnungen / es bleibt diagonal / 1 Trakt / 4 Geschoße / Einsparungen / Interessentenliste der Wohnungswerber / Wohnungsvergabetreffen im Gasthaus / Besprechungen im Kaminstüberl / die Ordnungsfarbe rot

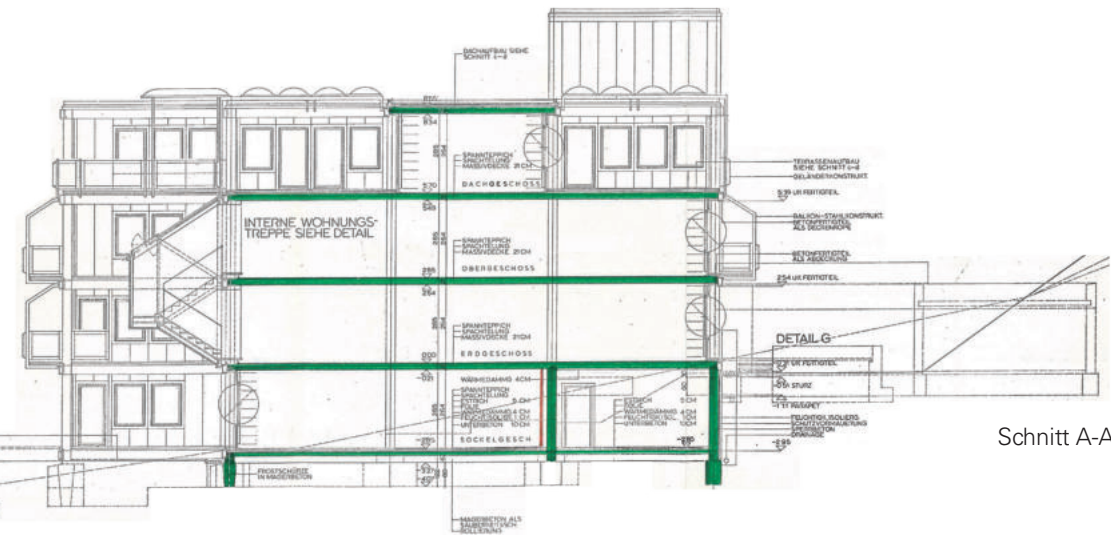
Nun ging es an die Umsetzung des Versuchsbaus. 1975 wurde um eine Baubewilligung angesucht. In der vorhergehenden Phase hatten die Werkgruppe-Architekten bereits geplant, wie sich das System *Flexibles Wohnen* an das Grundstück anpasst, und eine Kombination aus zwölf Wohneinheiten zwischen 40 und 130 m<sup>2</sup> entworfen.

Als Wohnbauforschungsprojekt musste sich das Haus für die Wohnbauförderung qualifizieren. Diese forderte beispielsweise maximale Wohnungsgrößen von 130 m<sup>2</sup> und abgeschlossene Wohneinheiten. Deswegen mussten bei der Baubewilligung bereits fertige Wohnungsgrundrisse eingereicht werden, obwohl die Bewohner\*innen noch nicht feststanden. Der Versuchsbau sollte von der gemeinnützigen Genossenschaft errichtet werden, die dafür Wohnbauförderung des Landes Oberösterreich sowie eine Sonderförderung des Bautenministeriums für Mehrkosten bei Versuchsbauvorhaben beziehen konnte (> 3.3). Nach Fertigstellung würde die Genossenschaft das Haus weiterhin verwalten, die Wohnungen jedoch ins Privateigentum übergehen.

Auch in dieser Phase führte die Werkgruppe Linz ein Forschungsprojekt durch, um die Eignung des Versuchsbaus für größere Bauaufgaben zu evaluieren.

Die Struktur wird gebaut

Wegen der zu geringen Stückzahl in dem kleinen Versuchsbau, kamen beim Bau der Primärtragstruktur kaum vorgefertigte Elemente zum Einsatz. Die Stützen im Achsabstand von 540 cm wurden statt aus Stahl aus Ortbeton errichtet. Auch die Decken wurden statt aus den konzipierten Stahlbetondeckenplatten aus Ortbeton hergestellt. Die Forderung, die seit Beginn gelaute hatte, die Decken unterzugsfrei auszugestalten, wurde somit erfüllt. Einzig die Deckenrandplatten waren vorgefertigte Betonelemente.



Schnitt A-A

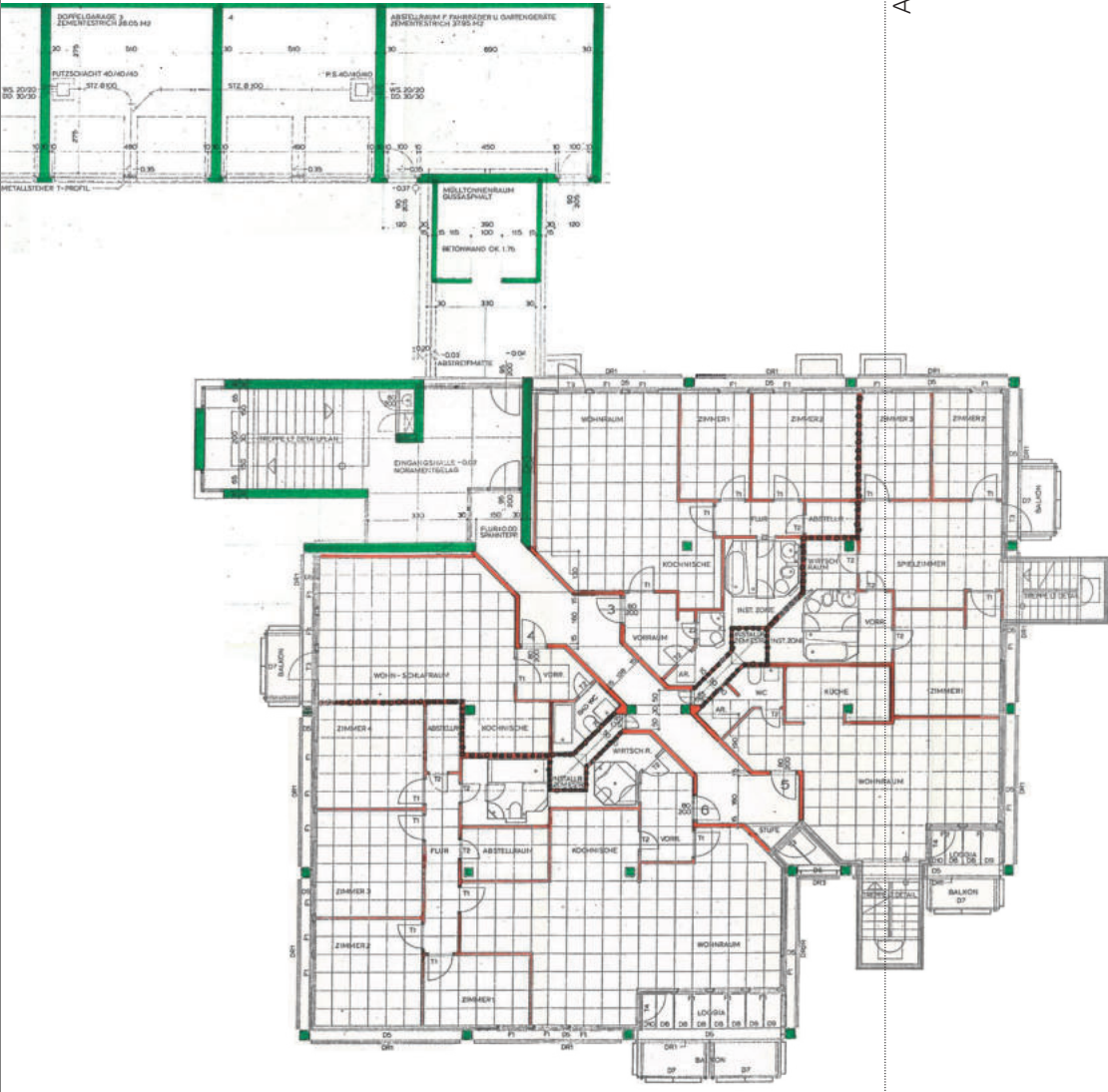
Auch die Wandelemente wurden schlussendlich nicht vorfabriziert. Die «VÖEST-Universalelemente» für die Fassade wurden in ein «Ständerwerk aus Stahlhohlprofilen» übersetzt und die Außenfassade mit hinterlüfteten Weißeternitplatten verkleidet. Statt den drei Fenster- und Türelementen für die Fassade gab es je ein Element zur Auswahl. Aus der Wendeltreppe wurde eine zweiläufige Treppe, die ebenfalls vor Ort gebaut wurde.

Für alle Fassadenelemente der 3. Ordnung – Fenster, Balkontüren, Balkongeländer und die Unterkonstruktion für die Balkondächer – wählten die Architekten die «Ordnungsfarbe» rot. Die Elemente 2. Ordnung, die Fenster und Türen der Erschließungsbereiche und der Installationsschächte, haben die «Ordnungsfarbe» blau. Rot ist also die Farbe der individuellen, blau die der gemeinschaftlichen Bereiche.

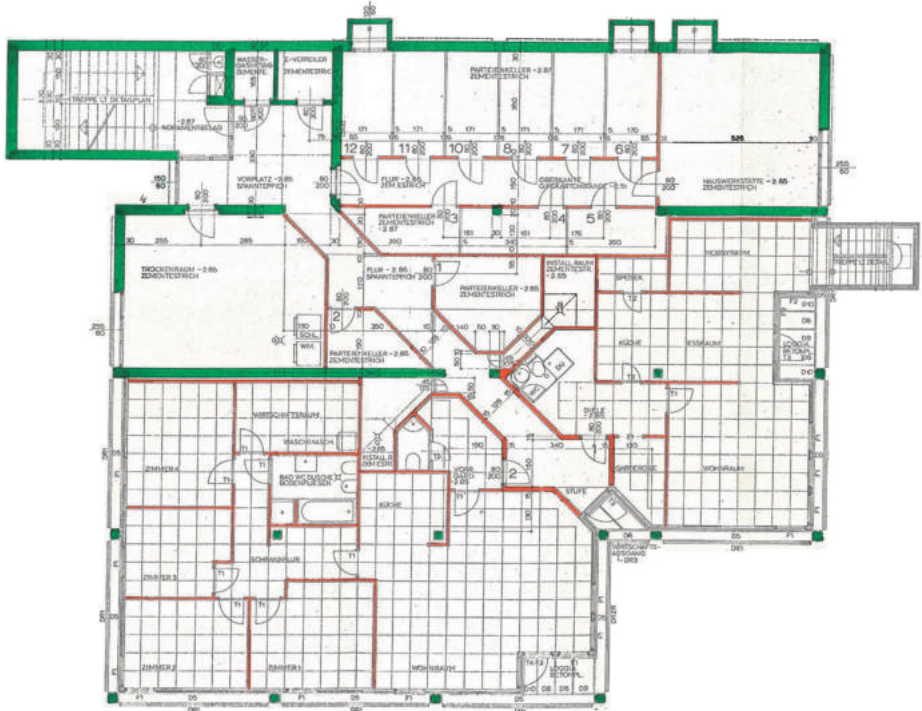
Aus Schallschutzgründen wurde in allen Räumen des Hauses – Wohnräumen, Küchen und Erschließungsfluren – Teppichboden verlegt. Die einzigen Ausnahmen bilden die Badezimmer und das Stiegenhaus mit einem Gumminoppenbelag.

Die Baukosten lagen mit 8270 Schilling pro m<sup>2</sup> Nutzfläche über den angemessenen Gesamtbaukosten (1975: 6150 Schilling pro m<sup>2</sup> = 1486 € inflationsbereinigt; ab 1978: 7620 Schilling pro m<sup>2</sup> = 1570 € inflationsbereinigt) innerhalb der Wohnbauförderung. Das Bautenministerium deckte diese durch ein Förderdarlehen über 1,92 Mio Schilling ab – das waren 17% der veranschlagten Baukosten. Die Architekten merken dazu an, dass der Erschließungskern für die doppelte Geschoßfläche geplant wurde und die Nutzfläche nun überproportional belastet. Zusätzlich ist ein Prototyp «teurer als seine darauf folgende grössere Auflage». Sie schätzten, dass zukünftige Projekte circa 8% Mehrkosten gegenüber den angemessenen Gesamtbaukosten verursachen würden. In den Ausführungen zu Baukosten und Mitbestimmung betonen die Architekten die Eignung des Versuchsbaus. Denn auch wenn *Flexibles Wohnen* in der Erstellung um 10% teurer einzuschätzen ist als ein konventioneller Bau, der ideelle Wert lässt sich nicht bemessen:

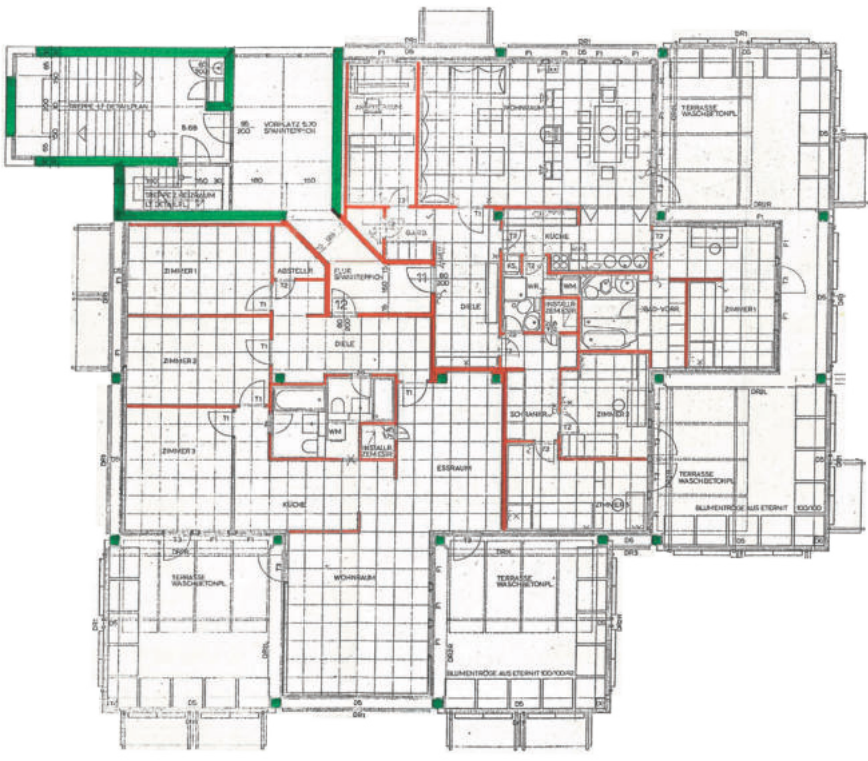
«Wenn man bedenkt, daß neben den realen Vorteilen der Einflußnahme des Nutzers auf seine Wohnung auch potentielle Vorteile der späteren inneren und äußeren Flexibilität (mögliche Anpassung an geändertes Wohnverhalten und geänderte Wohnstandards) und ideelle Vorteile wie z.B. Identifikation durch Partizipation in diesen Kosten enthalten sind, scheinen die errechneten Mehrkosten gegenüber dem herkömmlichen Wohnbau gering.»<sup>100</sup>



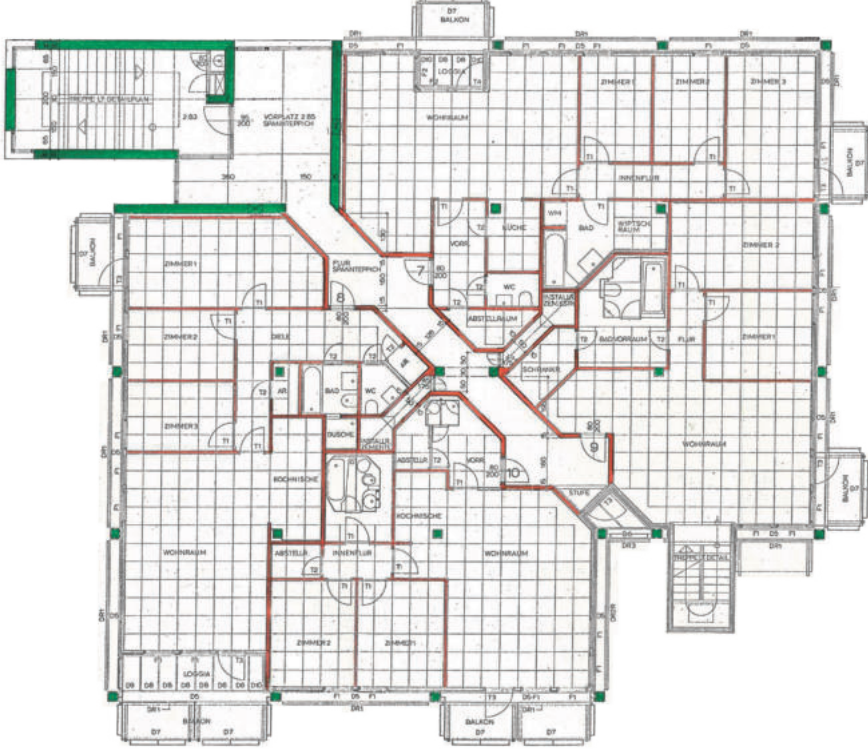
Erdgeschoß



Sockelgeschoß



Dachgeschoß



Obergeschoß

M 1:250  
Die Pläne für alle vier Geschoße des Versuchsbaus.

Die Auswahl der Bewohnerschaft

Nach Erteilung der Baubewilligung 1975 konnten sich Interessent\*innen für den Versuchsbau bei der Genossenschaft Eigenheim Linz melden. Auf der Interessentenliste<sup>101</sup> stehen 26 Namen von (hauptsächlich männlichen) Familienoberhäuptern. Unter anderem auf der Liste – drei von vier Architekten der Werkgruppe Linz und der Ehemann ihrer Sekretärin. Links steht jeweils die Mitgliedsnummer in der Genossenschaft, dann Name und Adresse, und in der zweiten Zeile Position in der VÖEST und Familienstatus. Bei den Architekten und wenigen anderen steht hier «werksfremd», bei einem anderen «befürwortet durch Hr. Dr. Sperl», einem «Kapazunder in der VÖEST».<sup>102</sup>

Nach welchen Kriterien die Genossenschaft die Haushalte auswählte, ist nicht nachvollziehbar. Es dürfte eine Mischung aus Verhandlungsgeschick der Architekten, Mitgliedsnummer, Position in der VÖEST und den Empfehlungen der Kapazunder gewesen sein. Jedenfalls lud die Eigenheim im November 1975 zehn Haushalte für ein erstes Interessententreffen in die Genossenschaft ein. Da es kaum Interesse für die Kleinwohnungen gab, wurde eine der beiden 40 m² großen Garconnieren, die W5, mit der darüberliegenden 75 m² großen W9 mittels Verbindungstreppe zusammengelegt.

Einen Monat später gab es ein weiteres Treffen im Gasthaus. Bei diesem zweiten Treffen wurden die Wohnungen vergeben. Die Wohnungen W1 und W11 für die beiden Architekten Werthgarner und Frohnwieser waren bereits zugeteilt. Die Reihenfolge für die Auswahl der übrigen Wohnungen richtete sich nach der Mitgliedsnummer in der Genossenschaft. Nach der Zuteilung der Wohnungen sprangen noch drei Parteien ab. Die Familie, der die W3 zugeteilt worden war, schrieb, dass sie wegen der hohen Mitgliedsnummer nicht die gewünschte Wohnung bekommen hatten und die Wohnung nach reiflicher Überlegung doch zu klein sei. Auch die Parteien von W10 und W12 traten noch zurück und interessierte Familien konnten nachrücken.

In dem Schreiben über die Zuteilung der Wohnungen zwei Tage vor Weihnachten 1975, wurden alle Parteien aufgefordert, sich bis Ende Jänner 1976 mit den Architekten der Werkgruppe zu treffen, um die Gestaltung der individuellen Wohnungen zu erarbeiten: *«Die Architekten werden mit den einzelnen Wohnungsinhabern Gespräche über die Gestaltung der Außenwände und der Zwischenwände innerhalb der Wohnungen sowie über die Herstellung und Einrichtung der Bäder führen. Diese Gespräche müssen bis 20.1.1976 abgeschlossen sein. Nachträgliche Wünsche der Wohnungsinteressenten hinsichtlich der vorangeführten Arbeiten können nichtmehr [!] berücksichtigt werden. – Das Bauvorhaben wird voraussichtlich bis Mitte 1977 beziehbar sein. Ansuchen um Zuteilung der 8 Garagen sollen sofort gestellt werden. Ende der Sitzung 18 Uhr»*<sup>103</sup>

Der sachliche Tonfall und der kurze Zeitraum von einem Monat für die Überarbeitung der Wohnungen zeugen davon, dass die Genossenschaft mit einem solchen Bauvorhaben noch keinerlei Erfahrung gemacht hatte.

Partizipation, Architektur und Demokratie

Bei den folgenden Treffen änderten sich die Grundrisse teilweise stark, in anderen Fällen kaum. Bei den meisten Wohnungen handelte es sich um geringfügige Versetzungen der Wände, sowie eine andere Fenster- oder Balkonanordnung. Als einzige wurde die W8 von Grund auf neu geplant (> S. 20). Außer den beiden Architekten entschieden sich vier weitere Haushalte für vorgefertigte Sanitärzellen von zwei Firmen, in Deutschland und Italien aus Acrylglas gefertigt. Die anderen Familien zogen konventionelle Bäder vor und ließen einen zusätzlichen Estrich und Fliesen einbauen.

Im November 1977 gab es im Kaminstüberl Reichl eine gemeinsame Besprechung, bei der alle Parteien anwesend waren. Laut Aktenvermerk zur «Siedlerversammlung», besprach man an diesem Abend die Zuteilung der Außenflächen sowie die Nutzung der Gemeinschaftsräume. Die Bewohnerschaft entschied, dass der «Bastelraum» im Keller mit Steckdosen ausgestattet werden sollte. Die gemeinsamen Außenflächen wollten sie für einen Spielplatz mit Sandkiste und einen Wäschetrockenplatz nutzen.

Während der Bauzeit im Herbst 1976 wurden die Sonderwünsche der Parteien abgefragt. Laut dem «Formblatt für Sonderwünsche» konnten die Bewohner\*innen Einfluss nehmen auf: Sanitäre Installation, Elektroinstallation, Malerarbeiten, Tischlerarbeiten, Fußbodenverlegearbeiten, Elektroherd, Heizung, Verglasung und Innenfensterbretter.

Die Bewohner\*innen machten von diesen Möglichkeiten Gebrauch und statteten die Wohnungen sehr individuell aus. In mehreren Gesprächen wurde auf Konflikte mit dem Bauleiter hingewiesen, der «unfähig» und von so vielen Sonderwünschen überfordert war. In den Akten bei der Genossenschaft befinden sich lange Mängellisten und Beschwerdebriefe der Bewohner\*innen nach Einzug. Sehr zum Bedauern der Werkgruppe Linz, war die Bauleitung nicht an sie, sondern an die Abteilung Systembau der VÖEST vergeben worden.

Kurz nach Bezug wurden zwei Hausbewohner gebeten, für den Forschungsbericht Stellungnahmen abzugeben. Beide loben die Vorzüge des flexiblen Wohnens in Bezug auf die individuelle Grundrissgestaltung und die Kombination von vielen unterschiedlichen Wohnungen in einem Haus. Beide kritisieren die wenig flexible Auswahl des Fußbodenbelags. Einer von beiden kritisiert, dass die Auswahl für die Fenster mit nur einem Element nicht zufriedenstellend und das Fensterformat zu klein sei. Der andere bemängelt die wenig flexible Position der Küche. Diese muss laut Baugesetz natürlich belüftet sein, liegt aber durch die Lage am Installationskern im Wohnungsinneren, sodass «aus der Küche notgedrungen eine Kochnische wurde». Die gemeinsamen Räume mit dem Bastelraum und den Plätzen für Zusammenkünfte auf zwei Geschoßen hebt er besonders positiv hervor: «Diese Räume sind für die Bildung einer Hausgemeinschaft äußerst wichtig und sollten in jedem Bau vorgesehen werden.»<sup>104</sup>

Nach den technischen Ausführungen im zweiten Forschungsbericht, formulieren die Architekten in diesem abschließenden, dritten Bericht ihre Ideen wieder leidenschaftlicher und politischer. Das Vorwort ist fast identisch mit dem im ersten Forschungsbericht, nur sind die Bewohner nun nicht mehr «passiv», sondern gar «frustriert».<sup>105</sup> Doch sind die Architekten nun überzeugt, mit ihrem System eine Lösung gefunden zu haben:

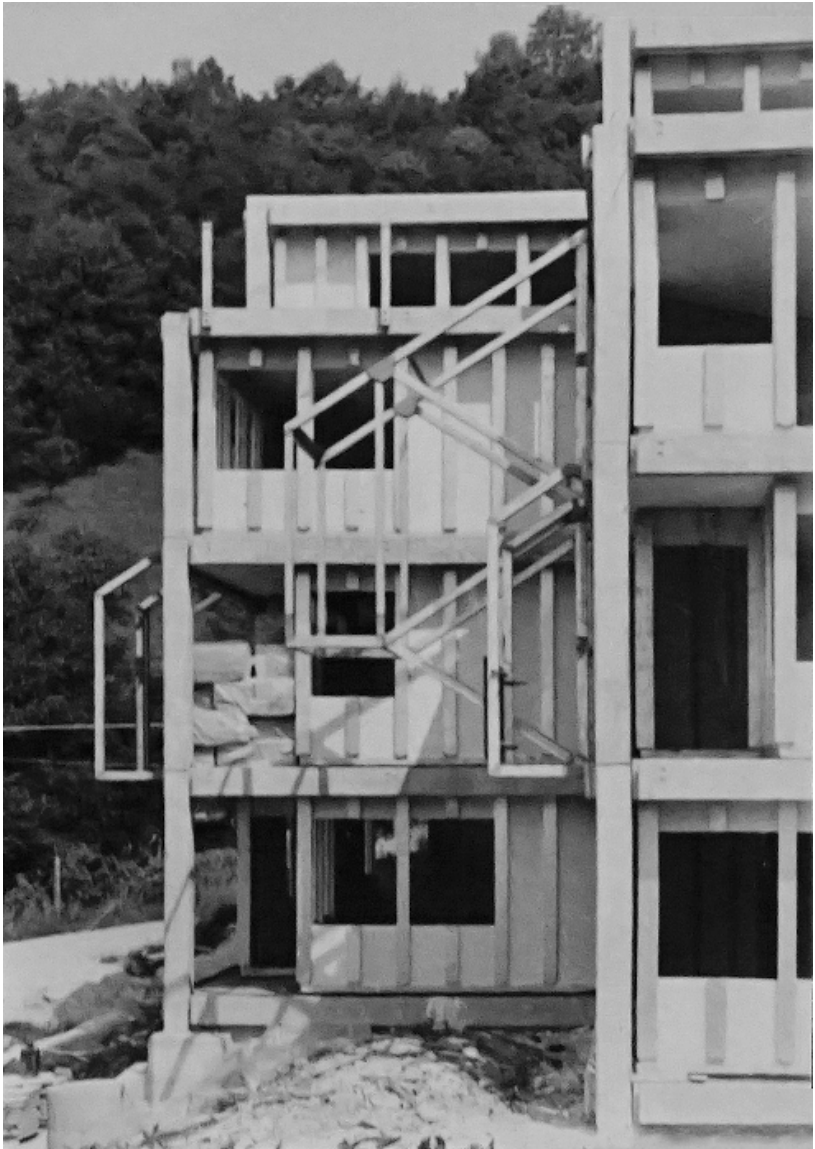
*«Unser Projekt FLEXIBLES WOHNEN beweist die Möglichkeit von interner und externer Flexibilität bei hoher Bebauungsdichte, das heißt, daß die Selbstbestimmung des eigenen Wohnbereiches nicht Privileg einer kleinen Gruppe sein muß, sondern auch im sozialen Wohnungsbau zu verwirklicht ist.»*<sup>106</sup>

«Partizipation» und «Demokratie» sind in diesem letzten Forschungsbericht neue, zentrale Schlagworte. Das System steht nicht mehr nur für die Flexibilität der eigenen Wohneinheit. Laut den Architekten ermöglicht es Partizipation und schafft einen Rahmen für das Zusammenspiel von Architektur und Demokratie. So reicht die Wirkung in die Nachbarschaft und in die Stadt hinaus:

*«Das Streben nach Partizipation geht von der Annahme aus, daß die demokratische Kontrolle durch den Dialog zwischen Bevölkerung, Politiker und Planer zur Problemminderung oder gar zur Problemverhinderung führt. Ein neues Demokratieverständnis und Engagement für die Sache ist bei allen Beteiligten, vor allem auch bei den überdurchschnittlich Informierten Voraussetzung, daß die Partizipationsbereitschaft wächst.»*<sup>107</sup> Und weiter: *«Nur wer bereits im kleinen Bereich Wohnen – mitzuentcheiden gewohnt ist – wird für die Bereiche Nachbarschaft, Quartier, Interesse entwickeln.»*<sup>108</sup>

Zehn Jahre lang hatten die Architekten ihr flexibles Bausystem entworfen. Die zentralen Forderungen für eine Verbesserung der des sozialen Wohnungsbaus waren die Kostenreduktion durch modulare Vorfabrikation, Dichte im Städtebau und vor allem die aktive Gestaltung der eigenen Wohnsituation. Die ersten beiden Forderungen konnten im Versuchsbau aus unterschiedlichen Gründen kaum umgesetzt werden. Die wichtigste Forderung, die Möglichkeiten zur Gestaltung der eigenen Wohnsituation, wurden allerdings verwirklicht – jede der elf Wohnungen entspricht den Bedürfnissen der Bewohner\*innen. Der Versuchsbau war in den Augen der Architekten also ein voller Erfolg.

Die Genossenschaft war jedoch nicht für ein Folgeprojekt bereit, auch von anderen Bauträgern kam keine Rückmeldung. Die Zeit verging, die Architekten waren mit anderen Projekten befasst und lösten 1984 die Werkgruppe Linz auf. So blieb es bei dem Versuchsbau und das Bausystem und die Ideen des *Flexiblen Wohnens* wurden nicht mehr weiterverfolgt.

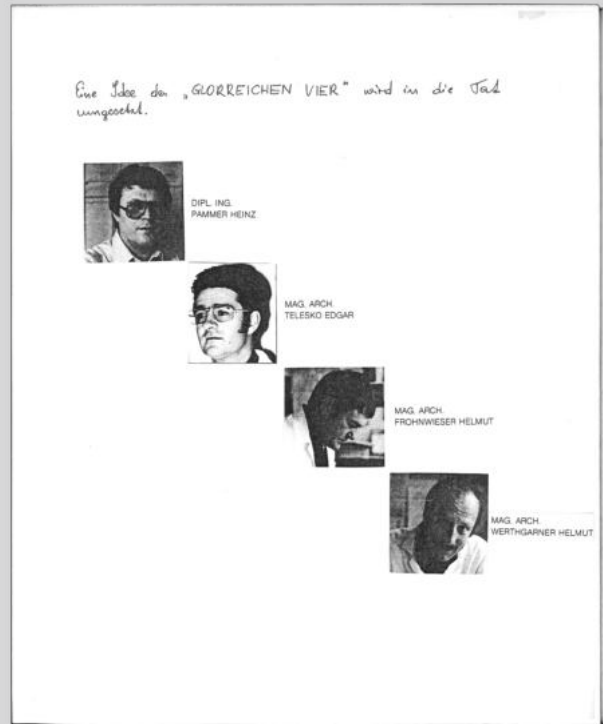


Aufnahme während der Bauzeit. Im Vordergrund ist die Unterkonstruktion für die Verbindungstreppe der W5+9 zu sehen.

100 Flexibles Wohnen III, S. 83.  
101 Hausakt der Genossenschaft Eigenheim  
102 Interview mit Hausverwalter Lang und Geschäftsführer Johann Schieffermair, 29.7.2020, Linz Auwiesen  
103 Aktenvermerk 2. Interessentenbesprechung am 18.12.1975, Hausakt, Archiv Genossenschaft Eigenheim Linz  
104 Flexibles Wohnen III, S. 64-67.  
105 Flexibles Wohnen III, S. 1.  
106 Flexibles Wohnen III, S. 1.  
107 Flexibles Wohnen III, S. 39.  
108 Flexibles Wohnen III, S. 46.

Der Blick vom Parkplatz auf die Nordfassade. Das blaue Fensterband unterhalb des Balkons gehört zum «Partykeller».





Eine Idee der «glorreichen Vier»



Faschingsball



ORF-Drehtag



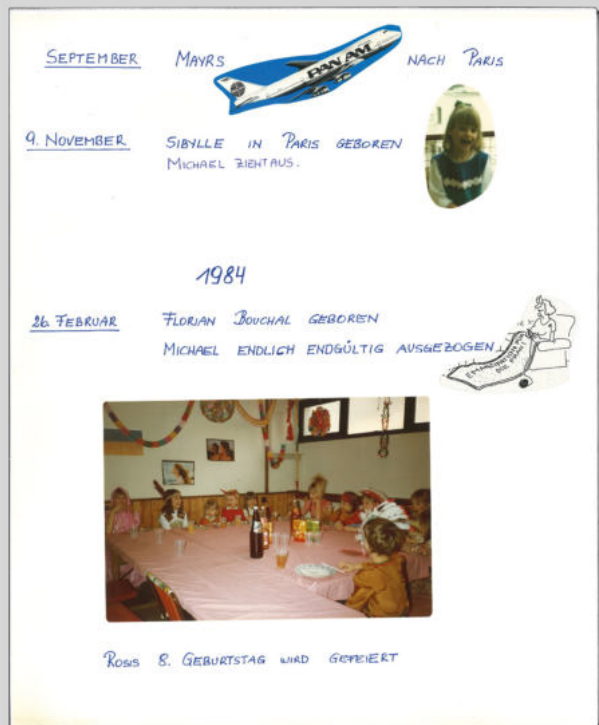
Silvester 1980



Begehung für die Wohnbauförderung 1981



Tag der offenen Tür



Umgzug & Kindergeburtstag



10 Jahre Hausgemeinschaft



Fassadenrenovation & Adventsingun

### Die Hausleute

Die «Hausleute», wie sie sich untereinander nennen, sind die Bewohner\*innen des Versuchsbaus. Zehn Paare und Familien zogen im Frühjahr 1978 am Ödmühlweg 16 ein – insgesamt 20 Erwachsene und 17 Kinder im Alter zwischen ein paar Monaten und 17 Jahren. Schon zwei Monate nach Einzug kam ein weiteres Mädchen auf die Welt. Wolfgang und Margit Mayr (> S. 18), die zu dieser Zeit noch in Algerien lebten, bezogen ihre Wohnung im Winter 1980.

Seit Beginn führt Christl Wasmeyer-Nagl (> S. 44) eine Hauschronik in Form von großformatigen Fotoalben, in denen alles eingeklebt und notiert wird, was im Haus passiert ist.

Im Planungsprozess waren zwei Wohnungen zusammengelegt worden. Durch diese Umplanung und die Streichung des Wäscheraums gab es nun im Keller einen Raum ohne Funktion. Die Hausleute hatten sich schon vor dem Einzug entschieden, diesen Raum als gemeinsamen Hobbyraum zu nutzen. Nach Einzug richteten sie sich hier den viel zitierten, viel genutzten «Partykeller» ein. Eine Wand verkleideten sie mit einer Tapete, die einen Geiger mit einem schwarzen Schnurrbart zeigt.

Wenn man durch die Chronik blättert, beeindrucken vor allem die zahlreichen Feste – Sonnwendfeiern und Faschingsball, runde Geburtstage und Kindergeburtstage, Hochzeiten und Geburten. Gefei­ert wurde am Parkplatz, auf der Nachbarswiese und natürlich im Partykeller. Auf den Fotos sind viele Musikinstrumente, bunte Girlanden und Luftballons, Bierbänke und Kostüme zu sehen.

Im ersten Band der Hauschronik finden sich auch öffentlich wirk-same Ereignisse. Kurz nach Einzug gab es den Tag der offenen Tür. Im zweiten Jahr kam der ORF (Österreichischer Rundfunk), um einen Fernsehbeitrag über *Flexibles Wohnen* zu filmen. Auf den Fotos dieses Drehtages sieht man Nagls in ihrem Wohnzimmer und die Kinder, die im Gang am Boden spielen. 1981 fand eine Besichtigung für die Wohn-bauförderung statt; auf den Fotos sind Herren in schicken Anzügen zu sehen.

1984 kam es zu einem großen Wohnungstausch im Haus. In mehreren Familien gab es Bedarf für räumliche Veränderung: Ehepaar Nagl hatte sich getrennt und Frau Nagl wollte gerne im Haus bleiben, konnte sich die Rückzahlungen für die große Wohnung aber nicht mehr leisten. Familie Halada in der Garconniere W4 hatte ein Kind bekommen und brauchte dringend mehr Platz. Sie hatten mit den Werkgruppe-Architekten sogar schon Pläne gezeichnet, wie man die Garconniere in Richtung Parkplatz erweitern könnte. Familie Mayr suchte eine Wohnung mit mehr direktem Sonnenlicht und hatte sich zunächst für ein Reihenhauses am Nachbargrundstück beworben, denn dort plante die Genossenschaft Eigenheim zu dieser Zeit mit Architekt Helmut Frohnwieser eine Siedlung. Als die Familie aus der W5+9 in ein Einfamilienhaus in der Nähe zog, kam es zur Rotation: Familie Mayr übernahm die frei gewordene W5+9 und zog ihre Bewerbung für das Reihenhauses zurück. Frau Nagl zog in die kleinere und günstigere W8 der Mayrs und Familie Halada zog in die 130 m² große W6 von Frau Nagl.

Neben Mayrs hatte sich noch eine weitere Familie im Haus für ein Reihenhauses beworben. Sie erhielt eine Zusage und zog 1988, als die Siedlung fertig gestellt wurde, aus der W3 aus. Sie hatten das Reihenhauses am Rand ausgewählt, das am nächsten beim Versuchsbaus stand, um den Kontakt zur Hausgemeinschaft nicht zu verlieren. In die nun frei gewordene W3 zog eine neue Nachbarin ein.

1988 wurde das erste Jubiläum «10 Jahre Hausgemeinschaft» groß gefeiert. Zu diesem Anlass malten die Kinder die Hausfahne, die heute noch im Partykeller hängt.

Der zweite Band der Chronik beginnt mit dem Jubiläum «20 Jahre Hausgemeinschaft» im Jahr 1998. Bei den Festen wurden stets Gedichte, Lieder und Sketches vorgetragen. Beim 20-jährigen wurde ein Schwank über den «Park-, Sport- und Kampfplatz» vorgetragen, der alle Parkplatzstreitigkeiten der letzten beiden Jahrzehnte zusammenfasst. Es schließt mit den Worten: «Darum! Erhalten wir uns diesen Zank zum Gaudium der nächsten 20 Jahre.»

Um das Jahr 2000 kleben in der Hauschronik einige Poster und Flyer: Da es unter den Hausleuten neben Wolfgang Mayr, der begnadeter Musiker ist, auch noch einen Dichter gibt, veranstalteten sie viele Konzerte und Lesungen. Den Partykeller nannten sie für diese Anlässe auch «Kulturkeller Ödmühlweg». Einmal spielte zum Beispiel ein Harmonica Quartett Dixieland, ein anderes Konzert trägt den Titel *Gemischter Satz*. Hinter den Musikern ist auf den Fotos stets der schnurrbärtige Geiger zu erspähen.

Je weiter man blättert, umso größer und erwachsener werden die Kinder. Es folgen Hochzeitseinladungen und Hochzeitsfotos, und Geburtsanzeigen von Enkelkindern und Urenkelkindern. Doch auch traurige Ereignisse sind in der Hauschronik festgehalten. 1986 starb die kleine Tochter einer Familie im Alter von elf Monaten an einem schweren Herzfehler. Und 2016 wurden die Hausleute vom plötzlichen Tod des Architekten «Heli» Frohnwieser tief getroffen.

In all den Jahren sind nur zwei der Familien, die seit Beginn dabei waren, ausgezogen. Beide sind bis heute ein noch fixer Bestandteil der Hausgemeinschaft, spielen in der Kartenrunde und sind bei jedem Hausfest eingeladen. Die Kartenrunde trifft sich seit Einzug 1978 jeden zweiten Donnerstagabend im Partykeller. Die anderen neun Familien leben auch heute noch in der ersten Generation dort. Durch den Wohnungswechsel allerdings nicht alle in derselben Wohnung wie zu Beginn.

Die W3 ist die einzige Wohnung, die in den letzten 42 Jahren in den Besitz von Leuten überging, die nicht seit Beginn Teil des Projekts waren. Dafür wurde diese Wohnung zwischen 1984 und 1997 gleich viermal verkauft, das letzte Mal 1997. Familie Halada hatte die Garconniere W4 beim Wohnungswechsel behalten und in der Folge untervermietet. Heute ist es der Zweitwohnsitz des Sohnes.

Das schwarze Brett neben der Hauseingangstüre wird bis heute rege genutzt – wenn die Nachricht eines neugeborenen Enkelkinds verkündet wird, wenn die Parkplatzsituation besprochen werden muss, Werthgarners zu viele Äpfel im Garten haben oder wenn Christl Wasmeyer-Nagl alle daran erinnert, die Fragebögen für diese Arbeit auszufüllen.

Inzwischen hat Christl Wasmeyer-Nagl schon mit dem dritten Band der Hauschronik begonnen.

Die Zeichnung zeigt in der Ordnungsfarbe Blau die gemeinsamen Räume der Hausleute.

In Rot sind die Wohnungen zu sehen, die für diese Arbeit besucht wurden.

● **W12** – 117 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie Plohberger > S. 52

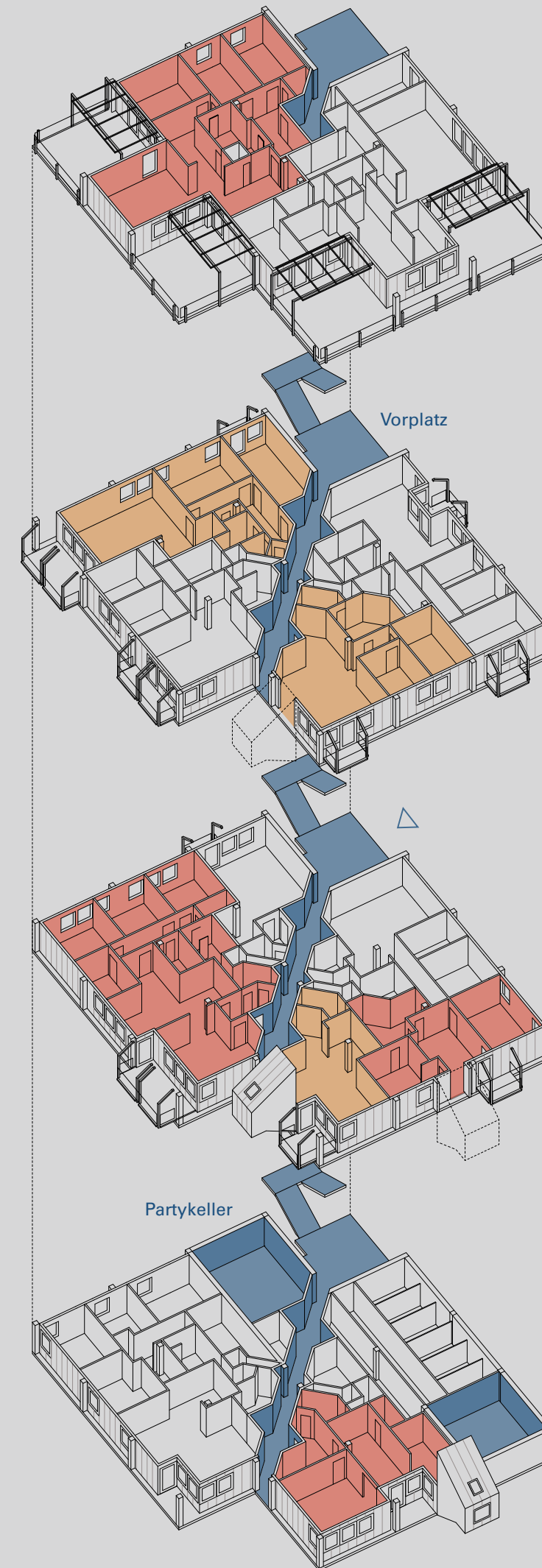
● **W8** – 96 m<sup>2</sup>  
1978–84 Familie Mayr > S. 18  
seit 1984 Frau Wasmeyer-Nagl > S. 44

**W10** – 72 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie K

**W4** – 41 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie Halada

● **W6** – 129 m<sup>2</sup>  
1978–1984 Familie Nagl > S. 44  
seit 1984 Familie Halada

**W2** – 123 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie Guggenberger



**W11** – 130 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie Frohnwieser

**W7** – 96 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie O

● **W5+9** 116 m<sup>2</sup>  
1978–84 Familie B  
seit 1984 Familie Mayr > S. 18

**W3** – 72 m<sup>2</sup>  
1978–1984 Familie K  
1984–1988  
1988–1994  
1994–1997  
seit 1997 Frau S

● **W1** – 127 m<sup>2</sup>  
seit 1978 Familie Werthgarner > S. 10



Christl Wasmeyer-Nagl: «Also das Bildnis war von Anfang an da. Die Architekten haben von der Firma Gewista dieses Poster bekommen, den haben wir da hinauftapeziert. Rundherum, das ist schon erneuert worden. Weil früher haben wir ja immer an den Wänden unterschrieben, und vor allem von den Jungen, die dann Party gefeiert haben, ist das alles bissl desoliert gewesen (lacht). Das haben wir dann mit Platten zugemacht. Aber wir haben vorher Fotos von den Wänden gemacht, die hängen auch im Gemeinschaftsraum.»

Margit Mayr: «Also der Partyraum hat sich voll bewährt. Jeder Kindergeburtstag, Silvester... Der Wolfi ist Musiker und hat viele Musikerfreunde, und im Laufe der Jahre haben wir mehr oder weniger den Kulturkeller Ödmühlweg geschaffen, da haben viele Konzerte im Keller stattgefunden!»

Wolfgang Mayr: «Und die Bar, die jetzt unten ist, die war ursprünglich von unseren Vorgängern hier in der Wohnung eingebaut. Mit einem achteckigen Tisch. Die alte Einrichtung, die ist zu den Schwiegereltern gewandert. Und für diese Bar habe ich mit der Hausgemeinschaft verhandelt, zuerst haben's gesagt da kriegst nix, aber die ist Vollholz und steht ja heute noch dort.»



Helmut Werthgarner: «Feste sind gefeiert worden, bei jeder Gelegenheit! Der Gemeinschaftsraum war notwendig.»

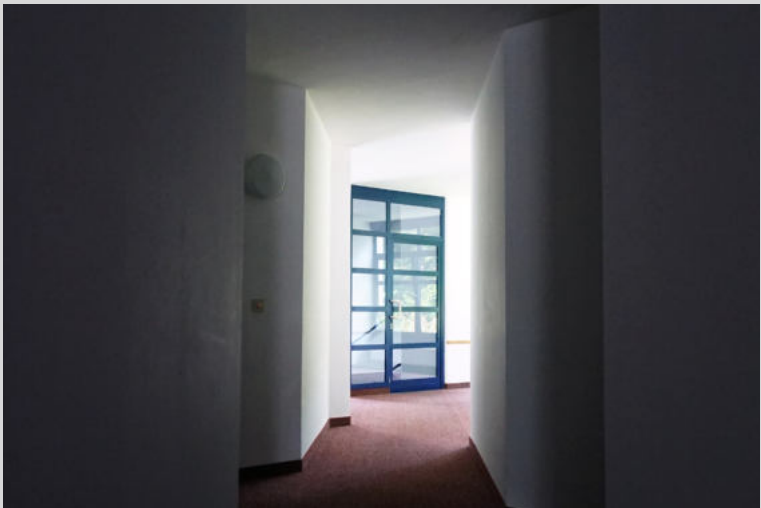
Renée Werthgarner: «Ja, so ein Raum macht schon sehr viel aus. Dann spielt sich nicht alles in der Wohnung ab. Auch bei Kinderfesten zum Beispiel. Dann kann man alles liegenlassen und am nächsten Tag aufräumen und hat die Wirtschaft nicht in der Wohnung.»

Rosi Mayr (Familie Plohberger): «Als Kind geht es dir natürlich weniger um das Gebäude, als um die Leute, die drinnen leben. Die Hausgemeinschaft für uns Kinder war immer extrem lustig. Erstens waren sehr viele Kinder da, mit denen wir zusammengerennt sind und miteinander gespielt haben. Und es gab ja Faschingsfeste, Adventfeste, Sonnwendfeuer, Feiern, Sonstiges, da ist sehr viel passiert zwischen den Familien. Das war immer lustig für uns!»



Renée Werthgarner: «Früher hat's viel mehr Aktivitäten gegeben. Erstens waren die Kinder klein, da hat's Kinderfesteln gegeben. Und wir haben Feste gefeiert. Der Partyraum ist früher sehr ausgenützt worden. Zu Silvester kommen wir eigentlich fast jedes Jahr zusammen. Den Hobbyraum haben wir ein bisschen restauriert. Der Mayr kennt einige Musiker und macht Konzerte da unten. Jetzt ist das ein bissl eingeschlafen. Jetzt müsste wer da sein, der das organisiert. Weil früher haben wir ja viel mehr Energie gehabt als heutzutage. Und jetzt mit Corona, da hat sich ja überhaupt nichts getan. Nur im Garten sind wir zweimal zusammengekommen. Die Geburtstage sind nach wie vor gefeiert worden.»

Ingrid Plohberger: «Der Kulturkeller auf alle Fälle – wie der Wolfi ihn immer nennt – hat sich sehr bewährt! Aber natürlich lauft's ein bissi aus das Ganze... Leider! Weil man einfach den Zug nicht mehr hat. Das ist schade.»



Helmut Werthgarner: *«Was sehr wichtig war, zum Beispiel, wir haben eine eigene Heizanlage. Und diese Erdgasanlage, das macht der Lutz Halada, der ein ausgesprochener Techniker ist, der hat das im Griff. Der hat dann an die Tafel geschrieben ‚Wir brauchen einen neuen Heizkessel!‘ und den hat er dann gekauft. Das ist viel wert, dass er sich da auskennt.»*

Renée Werthgarner: *«Wenn uns zu kalt ist, schreiben wir’s auf die schwarze Tafel, dass bisschen eingeheizt wird.»*

Helmut Werthgarner: *«Also die Betreuung der Haustechnik ist auch im Haus.»*

Christl Wasmeyer-Nagl: *«Wir machen Hausbesprechungen unten im Kellerraum, wann man sie braucht, nichts regelmäßiges. Wenn jemandem etwas einfällt, was repariert oder gemacht gehört. Da gibt es die schwarze Tafel unten, da wird alles aufgeschrieben, was einem passt oder nicht passt. Wenn zum Beispiel jemand zu lange direkt vor der Eingangstüre parkt oder der Fahrradraum wieder einmal aufgeräumt gehört.»*



Rosi Mayr (Tochter Familie Plohberger):  
*«Den ‚warmen Gang‘ haben wir immer gesagt!»*

Helmut Werthgarner: *«Das Lustige war, die Kinder, die hier gewohnt haben, die sind durchs ganze Haus genannt und haben überall offene Türen gefunden.»*

Christl Wasmeyer-Nagl: *«Die Vorräume da draußen waren im Winter die Spielplätze für die Kinder.»*



Renée Werthgarner: «Unter unserem Garten, da gibt's einen Wäscheplatz, da gehen ein paar Stiegerln runter. Da haben wir jetzt auch mit der Hausgemeinschaft ausgemacht, dass ein Geländer hinkommt. Das ist jetzt ganz frisch dort. Wir sind jetzt doch alle in dem Alter, in dem wir uns anhalten müssen.» –

Helmut Werthgarner: «Ohne einen Handlauf – frei über eine Treppe – fühle ich mich nicht mehr sicher.» –

Renée Werthgarner: «Das ist in der Hausgemeinschaft ausgemacht worden und an den Lang [Anm.: der Hausverwalter in der Genossenschaft] weitergegeben worden und der hat das dann organisiert.» –

Helmut Werthgarner: «Also mit dem Herrn Lang haben wir immer guten Kontakt gehabt, ein sehr angenehmer Mensch.»

Renée Werthgarner: «Der hat da seine Firmen und die haben das dann gemacht. Wir haben ja Rücklagen. Jedes Monat werden mit der Miete Rücklagen eingehoben. Und wenn irgendwas zum Richten ist, dann wird das von dem gezahlt. Wie viel wir für Rücklagen zahlen, haben wir uns auch selbst ausgemacht.»



Margit Mayr: «Konflikte? Ja sicher! Ja sicher! Das ist wie in einer Ehe. Ohne Diskussion geht gar nichts. Die berühmteste Diskussion ist die Parkplatzdiskussion. Weil normalerweise bei Genossenschaftsprojekten hat man ja nummerierte Parkplätze. Von Anfang an haben wir gesagt, nein, das wollen wir nicht, wir wollen kein Reglement und jeder soll sich hinstellen, wo halt Platz frei ist. Dann hat's natürlich Konflikte gegeben. Weil die einen sind brav irgendwo gestanden, der andere ist vielleicht irgendwie illuminiert heimgekommen, das war ja damals noch erlaubter als heute.»

Wolfgang Mayr: «Besucher haben sich iiiirgendwo hingestellt.»

Margit Mayr: «Dann gab's Leute, die haben viel Besuch gehabt, andere wenig. Und dann hat einer fünf Besucherautos da und der andere kommt von der Arbeit heim und findet keinen Parkplatz... Aber es ist immer ausdiskutiert worden. Es gab nie einen ernsthaften Streit. Es ist immer diskutiert worden und hat feuchtfröhlich geendet [Sie lacht]. Dafür war der Partyraum da!»

Helmut Werthgarner: «Wenn irgendetwas war, haben wir uns immer getroffen.»

Renée Werthgarner: «Wir haben das immer ausdiskutiert.»

Helmut Werthgarner: «Aber auch die Parkerei war nie ein Problem.»

Renée Werthgarner: «Naja, es hat schon Diskussionen gegeben über die Parkerei, aber die sind halt alle ausgesprochen worden.»

Helmut Werthgarner: «Grundsätzlich ist nie gestritten worden, sondern geredet worden. Das ist mal grundsätzlich was anderes.»

# Erkenntnisse.

## Ein Zwischenbericht nach 42 Jahren

«Es ist ruhiger geworden. Man kommt auch nicht mehr so viel zusammen. Das war ja ein offenes Haus! Die Türen haben ja zum Gang hin eine Schnalle [=Klinke], keiner hat zugesperrt. Das Haus war auch immer offen, weil die Kinder immer draußen waren. Es war angenehm, wenn man zum Beispiel einmal einen Arzttermin hatte, brauchte man nur sagen – kannst du mir zwei Stunden auf die Kinder schauen? Das war ideal.»

Bewohnerin Christl Wasmeyer-Nagl (2020)

Die vier Architekten der Werkgruppe Linz hatten zehn Jahre lang ein System für *Flexibles Wohnen* geplant. Der Versuchsbau entwickelte sich ungeplant zu einem Gemeinschaftshaus. Was ein System der Mitgestaltung außerdem für die Bildung einer Hausgemeinschaft bedeuten kann, haben die Architekten vor lauter Vorfabrikation, Modulen und Systemordnungen zuerst kaum mitbedacht.

Das Forschungsprojekt *Flexibles Wohnen* wurde seit der Fertigstellung 1978 nicht mehr evaluiert. Nun, nach 42 Jahren Bewohnung können in einigen Punkten Erkenntnisse diskutiert werden. Damit kommen wir nun zurück zu den vier zentralen Aspekten, die in der Einleitung besprochen wurden – Flexibilität, Partizipation, Gemeinnützigkeit und Forschung.

Flexibilität und Partizipation sind verwandte Diskurse. Flexible Wohnhäuser implizieren häufig die Partizipation ihrer Bewohner\*innen<sup>109</sup>, wie auch beim Versuchsbau *Flexibles Wohnen*. Im Folgenden liegt der Fokus bei der Flexibilität auf den baulichen Eigenschaften und Veränderungen des Gebäudes; bei der Partizipation auf der Bildung und Organisation der Hausgemeinschaft. Der dritte Aspekt handelt von der Finanzierung des Versuchsbaus, sowie historischen, aktuellen und neuen Formen der Gemeinnützigkeit in Österreich. Der letzte Aspekt handelt von der Bedeutung der Wohnbauforschung, der Förderung von Experimenten und der dringenden Qualitätssicherung im Wohnbauwesen.

3.1 Flexibilität und «Einzelentscheidungen»

«Vielfalt statt Uniformität; Flexibilität und Variabilität statt Determination im Quartier und im Einzelobjekt. Dabei können Übereinkünfte im Sinne von wirtschaftlicher Baudurchführung zur Anwendung von Elementsystemen und Modulordnungen führen, ohne den Spielraum für den Einzelnen unangemessen einzuschränken. Also nicht der große Wurf, sondern die Summe aus vielen Einzelentscheidungen soll die Stadtgestalt bestimmen. Diese Entscheidungen sind ablesbar, nachvollziehbar, einleuchtend und bringen das Maß, das die Identifikation mit der jeweiligen Situation erst ermöglicht.»

Werkgruppe Linz  
Forschungsbericht *Flexibles Wohnen III* (1978)

In den 1950er und 1960er Jahren wurde «Flexibilität» zum Schlagwort in der Architektur. Man sah Flexibilität als eine Art Allheilmittel, um sich aus den Zwängen des funktionalen Städtebaus zu befreien.<sup>110</sup> Auch beim Projekt *Flexibles Wohnen* war Flexibilität die Schlüsselidee zum selbstbestimmten Wohnraum als Alternative zum Massenwohnungsbau der Nachkriegszeit.

Hart und weich, neutral und polyvalent, intern und extern, unfertig und wachsend – zunächst wird ein kurzer Einblick in die unterschiedlichen Ansätze zum Thema Flexibilität unter Architekt\*innen und Architekturtheoretiker\*innen gegeben. Anschließend richten wir den Blick wieder zum Ödmühlweg. Wie haben sich die Entwurfsideen während der Bewohnung bewährt? Welche Entscheidungen haben die Bewohner\*innen für ihren Wohnraum getroffen? Das Kapitel schließt mit einer Betrachtung von Flexibilität im Wohnbau heute und in der Zukunft.

Ansätze zur Flexibilität

Die vermutlich bekannteste Theorie zur Verbesserung des Massenwohnungsbau durch eine flexible Bauweise stammt von John N. Habraken. In «Supports. An Alternative to Mass Housing» beschreibt er ein System aus «supports» und «infill».<sup>111</sup> Der Titel der originalen Ausgabe von 1961 bedeutet übersetzt «Die Träger und die Menschen» – Habraken betont somit die gleichwertige Rolle der Menschen neben der Struktur.

Andere Entwurfsansätze für anpassbaren Wohnraum aus der Zeit war beispielsweise das «growing house» von Jacob Bakema und Johann H. van den Broek. Sie konzipierten eine Typologie von Kernhäusern, die anschließend von den Bewohner\*innen je nach Bedarf und Familienwachstum erweitert werden könnten.<sup>112</sup>

Ebenfalls in den Niederlanden, finden sich die Diagoon Häuser von Herman Hertzberger, mit welchen er den Ansatz des «incomplete building» verfolgte. Die Häuser verfügen über offene Räume und können von den Bewohner\*innen interpretiert und nach ihren Wünschen weiter unterteilt werden. In seiner Theorie setzt Herman Hertzberger Flexibilität mit Neutralität gleich und versteht darunter die Weigerung einen klaren Standpunkt einzunehmen. Flexibilität kann seiner Ansicht nach zwar immer zu einer Lösung, aber nie zur besten Lösung führen. Hertzberger wendet sich aus diesem Grund der «Polyvalenz» zu. Polyvalente Räume müssen in ihrer Grundform nicht verändert werden, um andere Nutzungen zu ermöglichen. Sie schließen eine Vielzahl an Bedeutungen ein, die von jedem Menschen unterschiedlich interpretiert werden können.<sup>113</sup>

Adrian Forty führt die Verwirrung um den Begriff der Flexibilität auf eine zugrundeliegende Ambivalenz zurück: Flexibilität führt einerseits den Funktionalismus fort und will sich gleichzeitig von ihm befreien.<sup>114</sup> Er behauptet, dass Architekt\*innen seit der Moderne, als die Idee erstmals auftauchte, damit ihre Kontrolle über das Gebäude in der Zukunft verlängern wollten.<sup>115</sup> Das steht im Gegensatz zu Hertzbergers Ansatz, für welchen die Neutralität eine Zurücknahme der Architekt\*innen bedeutet und sich somit die Menschen die Räume stärker aneignen können.<sup>116</sup>

Jeremy Till und Tatjana Schneider unterscheiden zwischen «weicher» (soft) und «harter» (hard) Flexibilität – die Gegenüberstellung ist von Software und Hardware abgeleitet. Software ist der Raum, Hardware die technisch-konstruktiven Möglichkeiten. Unter weicher Flexibilität verstehen sie die Unbestimmtheit von Räumen für mehrere Nutzungen, harte Flexibilität bietet vordesignte Möglichkeiten.<sup>117</sup>

Die Architekten der Werkgruppe Linz unterscheiden seit Projektbeginn zwischen «interner» und «externer» Flexibilität. Interne Flexibilität verstehen sie als die Veränderbarkeit innerhalb der eigenen Wohnung, externe Flexibilität als die Möglichkeit die Grundfläche der Wohnung in verschiedene Richtungen zu verkleinern oder zu vergrößern. Das Gegenteil von flexiblen Grundrissen stellen für sie «nutzungsfixierte» Grundrisse dar.<sup>118</sup> Auch wenn sich die Werkgruppe-Architekten nie direkt auf Habraken beziehen, verfolgten sie in ihren Entwürfen zum *Flexiblen Wohnen* ähnliche Ziele: sie konzipierten eine Tragstruktur, die dann von den Menschen selbst «gefüllt» werden sollte.

Der Soziologe Vaskovics, Kooperationspartner der Werkgruppe Linz, unterscheidet in seiner Studie 1970 zwischen «Grundrissflexibilität» und «Nutzungsflexibilität». Grundrissflexibilität ist die «Fähigkeit einer Zustandsänderung im [...] System» durch bauliche Eingriffe. Bei dieser unterscheidet er wie die Architekten der Werkgruppe zwischen interner und externer Flexibilität. Nutzungsflexibilität, die er auch als «Variabilität» bezeichnet, bedeutet für ihn die Vielzahl an Nutzungsmöglichkeiten einer Raumhülle.<sup>119</sup> Das kommt der «weichen Flexibilität» von Till und Schneider, sowie der «Polyvalenz» bei Hertzberger nahe.

Die Architekten der Werkgruppe Linz erwähnen und verfolgen das Konzept der «Variabilität» in ihrer weiteren Forschung nicht. Sie konzentrierten sich auf die «Grundrissflexibilität» und die Entwicklung eines baulich veränderbaren Systems. Flexibilität ist die Eigenschaft dieses Systems. Veränderung entsteht erst durch eine aktive Entscheidung und Handlung der Bewohner\*innen. Wie viel veränderten diese in der Planung und den letzten 42 Jahren Bewohnung?

Lernen vom Versuchsbau: Wohnungswechsel und Einbaumöbel

Keine Wohnung im Versuchsbau gleicht der anderen. Auch wenn der Entwurf zu diesen unterschiedlichen Grundrissen hauptsächlich aus der Feder der Architekten stammt, konnten alle Bewohner\*innen diese in der Planungsphase verändern und an ihre Bedürfnisse anpassen. So wurden die Möglichkeiten der internen und externen Flexibilität bereits vor dem Einzug genutzt.

Die meisten der elf Wohneinheiten wurden während der Planung intern nur geringfügig verändert, mit Ausnahmen der W6 und W8. In der W8 (> S. 20) wurde die Anordnung der Räume komplett umgedreht, in der W6 (> S. 46) wurde unter anderem eine Dunkelkammer eingebaut und der Wohnbereich vergrößert. Die Bewohner\*innen aller Einheiten machten von der Möglichkeit Gebrauch, die Ausstattung und Gestaltung der Küche, Bäder, Maler- und Elektroarbeiten individuell auszuwählen. Auch die externe Flexibilität wurde in der Planungszeit genutzt. Ursprünglich hatten die Architekten zwei Garconnieren entworfen. Doch da sich hauptsächlich Familien für den Versuchsbau beworben hatten, legten sie eine der beiden Kleinwohnungen und die darüberliegende Wohneinheit mittels einer Außentreppe zusammen.

In 42 Jahren Bewohnung wurde die externe Flexibilität (bisher) nur einmal genutzt: Als Familie Nagl (> S. 46) 1980 für drei Jahre nach Deutschland zog, mietete die Nachbarsfamilie ein Zimmer an. Sie

ließen eine Tür zu einem Kinderzimmer der Familie Nagl einbauen und vergrößerten so ihre Garconniere. Wobei man dazu sagen muss, dass Familie Nagl sich dadurch nicht verkleinern musste, sondern eine sinnvolle Lösung für die Zwischennutzung ihrer Wohnung fand.

Die größten Verhinderungsgründe für die externe Flexibilität waren vermutlich die Größe des Versuchsbaus mit nur elf Wohneinheiten, das Wohnungseigentum und die fehlende soziale Durchmischung. In zehn von elf Wohneinheiten leben Hausleute, die bereits 1978 am Ödmühlweg eingezogen und selbst Wohnungseigentümer\*innen sind. Außerdem verliefen die Phasen des Familienzyklus der elf Haushalte ähnlich (> 3.2) und der Platzbedarf hat somit in allen Haushalten seit 1984 parallel abgenommen.

Die interne Flexibilität hingegen wurde während der Bewohnung in mehreren Fällen genutzt. Der häufigste Umbau war die Entfernung von Wänden nach dem Auszug der Kinder. Die Proportionen der Räume erlauben nun vielfältige Nutzungen, wie das Arbeits- und Bastelzimmer bei Frau Wasmeyer-Nagl (W8 > S. 44) oder das «Wohnfernsehlesezimmer» bei Mayrs (W5+9 > S. 18). Es ist also eine Hinwendung zur «weichen Flexibilität» und «Polyvalenz» zu erkennen, um es mit den Begriffen von Schneider, Till und Hertzberger zu umschreiben.

Die Modulbauweise mit vorfabrizierten Elementen, die als ein Schlüssel für die Flexibilität konzipiert war, stellte sich in der Bewohnung als nicht relevant heraus. Die meisten Module wurden für den kleinen Versuchsbau aus Kostengründen gar nicht erst produziert. Auch das Verbindungstreppenelement nicht, das über alle vier Entwurfsphasen ein Symbol für die jederzeit mögliche externe Flexibilität darstellte. Die Treppen wurden vor Ort errichtet, aus Modulelement wurde Maßanfertigung. Eine Standardisierung von Elementen eigens für ein Bauprojekt ist ohnehin zu hinterfragen, da die Wirtschaftlichkeit in kleinen Auflagen schwer gegeben ist und sich die Technik schnell weiterentwickelt. Das Einhalten der Standardmaße von 12, 30, 60 und 90 cm für sämtliche Bauteile ermöglichte beim Versuchsbau an sich schon eine große Auswahl an Elementen und Mobiliar. Die Struktur aus Decken und Stützen ermöglicht, dass alle Wände nicht tragend sind. Das ist vermutlich die wichtigste Eigenschaft für die Flexibilität des Versuchsbaus. Damit einher geht das Wissen der Bewohner\*innen darüber, dass keine Wand dort sein muss, wo sie ist. Dieses Selbstverständnis war für die vorgenommenen Umbauten absolut zentral.

In den Zeichnungen der Wohngeschichten werden die räumlichen Veränderungen ablesbar; eingezeichnet ist alles, was unverrückbar ist. Es handelt sich um mehr als nur interne und externe Veränderungen. Dazu zählt unter anderem die Veränderung der Oberflächen. Acht von elf Haushalten haben im Laufe der Jahre die Teppichbeläge gegen Parkett oder Laminat ausgewechselt. Alle haben mindestens einmal neu tapeziert, ausgemalt oder gefliest.<sup>120</sup>

Eine andere räumliche Veränderung stellen die Einbaumöbel dar. Diese hemmen die Flexibilität in der Zukunft jedoch eher. Denn wenn mit viel gedanklichem und finanziellen Aufwand die vermeintlich beste Lösung für einen Raum eingebaut wurde – und dieser somit in seiner Nutzung fixiert ist – wird dieser nicht mehr leicht verändert. Das

zeigen beispielsweise die Deckenrahmungen im Wohnbereich der Ploh-  
bergers (W12 > S. 52), wo der Tisch genau unterhalb der Sonnenlampe  
steht, und die perfekt eingepassten Tischlermöbel in der Wohnung der  
Werthgarners (W1 > S. 10). Der Architekt Helmut Werthgarner, der  
selbst zehn Jahre lang Ideen für flexibles Wohnen erforscht hat, hat in  
seiner eigenen Wohnung kaum etwas verändert.

Die größte räumliche Veränderung innerhalb des Hauses kam nicht  
durch interne oder externe Flexibilität zustande, sondern durch eine  
Art soziale Flexibilität: 1984 zog eine Familie aus und drei weitere  
Familien rotierten innerhalb des Hauses. In allen Familien hatte es  
Bedarf für eine räumliche Veränderung gegeben. Durch die gute  
Diskussionskultur innerhalb der Hausgemeinschaft, wurde dieser  
Wohnungswechsel als Lösung gefunden, anstatt die Wohnungen  
baulich zu verändern.

Flexibilität heute

Auch heute sind veränderbare Wohnformen wieder ein großes Thema.  
Teilweise sind Ähnlichkeiten zu den in den 1960er Jahren verfolgten  
Ansätzen erkennbar. Elemental entwickelte für einen sozialen  
Wohnungsbau in Chile (2004) eine Form des wachsenden Hauses, bei  
ihnen heißt es auch «incremental housing». Eine  
30 m² große Wohnung mit der wichtigsten Grundausstattung wird  
gebaut, danach bauen die Bewohner\*innen je nach Bedarf und  
Ressourcen weiter.

BeL baute für die IBA in Hamburg das Projekt *Grundbau und Siedler*  
(2011–2012), schon der Titel ist eine eindeutige Anlehnung an  
Habrakens «Träger und Menschen». BeL plante die Grundstruktur  
samt Erschließung und Installationen. Im nächsten Schritt konnten die  
Bewohner\*innen ihre Wohnungen selbst einbauen. Um den Selbstbau  
zu erleichtern entwickelte BeL ein Handbuch mit Anleitungen und  
Tipps.

Eine bis heute flexible Wohnform sind Gründerzeitbauten, die durch  
die polyvalenten Raumproportionen und die Raumhöhe von 3,50 –  
4,50 Metern Wohngemeinschaften, Familienwohnen, Büros, Ordinati-  
onen oder Galeriegeschoße ermöglichen.

Ein Konzept, das Flexibilität in der Flächennutzung ermöglicht sind  
Schalträume, auch Flex- oder Jokerräume genannt. Die genossenschaft-  
lichen Wohnprojekte *Kalkbreite* (2009–2014) und *mehr als wohnen*  
(2009–2015) in Zürich verfügen über gemeinschaftliche Flächen, die  
von einem allgemein zugänglichen Bereich begehbar sind und somit  
für alle Bewohner\*innen gleichermaßen nutzbar sind. Die Schalträume  
werden für einen limitierten Zeitraum vermietet und können somit  
leichter die Nutzer\*innen wechseln. Es sind meist keine oder nur  
geringe Umbauten nötig, um die Räume mit einer anderen Nutzung zu  
belegen. Ein ähnlicher Flächenabtausch passierte auch im Versuchsbau  
*Flexibles Wohnen* für die Dauer von drei Jahren.

109 vgl. Schneider/Till 2005, S. 160.  
110 vgl. Hertzberger 2005 [1991], S. 146.  
111 vgl. Habraken 1970 [1961].  
112 vgl. Joedicke 1963, S. 152.  
113 vgl. Hertzberger 2005 [1991], S. 146–147.  
114 vgl. Forty 2000, S. 148.  
115 vgl. Forty 2000, S. 143.  
116 vgl. Schneider/Till 2005, S. 159.  
117 vgl. Schneider/Till 2005, S. 289.  
118 vgl. Werkgruppe Linz 1972, S. 1–6.  
119 vgl. Vaskovics 1972, S. 63.  
120 vgl. Fragebögen 2020  
121 Alexander 1975, S. 39–41.

3.2 Partizipation und «Einweisungspolitik»

«Das Streben nach Partizipation geht von der Annahme  
aus, daß die demokratische Kontrolle durch den Dialog  
zwischen Bevölkerung, Politiker und Planer zur Problem-  
minderung oder gar zur Problemverhinderung führt.  
Ein neues Demokratieverständnis und Engagement für  
die Sache ist bei allen Beteiligten, vor allem auch bei den  
überdurchschnittlich Informierten Voraussetzung, daß die  
Partizipationsbereitschaft wächst.»

Werkgruppe Linz  
Forschungsbericht *Flexibles Wohnen III* (1978)

Eigentlich waren die Möglichkeiten der Flexibilität beim Versuchsbau  
vor allem für die individuelle Gestaltung der Wohnungen geplant.  
Das System des *Flexiblen Wohnens* führte aber dazu, dass sich die  
Bewohner\*innen auch in anderen Punkten einbrachten. Die zukünf-  
tigen Bewohner\*innen kamen ab Winter 1975 alle paar Monate in  
Planungsbesprechungen zusammen, bei denen sie gemeinsam Entschei-  
dungen trafen. Diese Phase vor dem Einzug schuf die Basis für die  
Bildung der stabilen Hausgemeinschaft. Seit 42 Jahren werden viele  
Aufgaben zur Gestaltung und Verwaltung des Hauses geteilt. Es hat  
kaum Wechsel im Haus gegeben, nur zwei Familien sind je ausgezogen.  
Zehn von elf Wohneinheiten befinden sich heute im Eigentum von  
Hausleuten, die bereits seit 1976 im Projekt dabei sind.

Es folgt ein Blick auf unterschiedliche Perspektiven und Bedeutungen  
von Partizipation, bevor wir betrachten, in welchem Ausmaß sie im  
Ödmühlweg stattgefunden hat und bis heute passiert. Im letzten Punkt  
wieder ein Blick in die Gegenwart, wie sich aktuelle selbstverwaltete  
Wohnprojekte organisieren.

Gedanken zur Partizipation

Für Christopher Alexander bedeutet Partizipation jegliche Anteilnahme  
an der Gestaltung der Umwelt. Er unterscheidet unterschiedliche  
Facetten der Partizipation – die aktive Handlung und die psycholo-  
gische Partizipation, in Form von Verbundenheit und Identifikation.  
Seiner Meinung nach weiß niemand so viel über die Gestaltung eines  
Ortes wie die täglichen Nutzer\*innen.<sup>121</sup> Die «Mischung der Haus-  
halte» ist ein von ihm definiertes Entwurfsmuster für das Zusammen-  
leben von Menschen; er betont dabei: «Keine Stufe im Lebenszyklus  
genügt sich selbst.»<sup>122</sup>

Giancarlo di Carlo schreibt, dass Architektur zu wichtig ist, um sie  
nur den Architekt\*innen zu überlassen. Die Barrieren zwischen den  
Planer\*innen und Nutzer\*innen sollten überwunden werden, und  
«Bauen» und «Nutzen» verschiedene Teile ein- und desselben Planungs-  
prozesses sein.<sup>123</sup>

Für John Turner ist die alles entscheidende Frage in der Partizipation,  
wer an wessen Entscheidungen teilhat. Er unterscheidet außerdem sehr  
klar zwischen selbstorganisierten bottom-up und zentralgesteuerten  
top-down Strukturen. Öffentliche und private Interessen erfüllen die  
Verwaltung und Erhaltung von Wohnraum seiner Meinung nach oft  
nicht zufriedenstellend. Für den Erhalt kritischer Ressourcen, sind für  
Turner die persönlichen Interessen – Fähigkeiten, Initiative, Koopera-  
tion, Fantasie und Engagement – von größter Bedeutung.<sup>124</sup>

Die Architekten der Werkgruppe Linz verwenden den Begriff der  
«Partizipation» erst im letzten Forschungsbericht, davor sprechen sie  
meist von «Mitgestaltung». Sie sind davon überzeugt, dass man für  
Nachbarschaft, Quartier und Stadt nur dann Interesse entwickeln  
wird, wenn man auch im Kleinen – im Bereich der eigenen Wohnung  
– gewohnt ist, selbst zu entscheiden. Als Gruppe war es ihnen immer  
wichtig, die Bevölkerung in Planungsprozesse miteinzubinden, «zumin-  
dest durch gute Information»<sup>125</sup>.

Lernen vom Versuchsbau:  
Wohnungszuteilung und «Willensbildung»

*Flexibles Wohnen* war ursprünglich als Generationenhaus geplant.  
Ein Haus, in dem Familien je nach Phase im Familienzyklus Flächen  
untereinander umverteilen. Wenn diese Umverteilung durch externe  
Flexibilität erreicht werden sollte, müssten die Nachbarn angrenzender  
Wohneinheiten zeitlich versetzte Raumbedürfnisse haben. «Wer wohnt  
neben, ober oder unter mir?»<sup>126</sup> lautete eine zentrale Frage zu Projektbe-  
ginn.

Soziologe Vaskovics nannte die Zusammenstellung der Bewohnerschaft  
«Einweisungspolitik». Die Entscheidungshoheit für diese Einweisungs-  
politik lag bei der Genossenschaft Eigenheim, der Werksgenossenschaft  
der VÖEST. Vaskovics empfahl der Genossenschaft in einem Gespräch,  
dass die Haushalte in Bezug auf Alter und Phasen im Familienzyklus  
durchmischt sein sollten, um die Demografie der Stadt abzubilden.<sup>127</sup>  
Diese Empfehlungen wurden bei der Wohnungsvergabe kaum befolgt.

Die Bewohner\*innen waren alle in einer ähnlichen Phase im Familienzyklus, der Altersunterschied zwischen dem ältesten und jüngsten erwachsenen Hausbewohner betrug 21 Jahre. Alle Haushalte waren Familien oder junge Paare, die in den ersten Jahren im Haus Familien gründeten. Das Resultat ist, dass der Altersschnitt heute sehr hoch ist. 1984 lebten am Höhepunkt 42 Menschen im Haus am Ödmühlweg, heute sind es noch 16, der Altersschnitt liegt bei Ende 70.

Die Bewohner\*innen im *Flexiblen Wohnen* wurden relativ spät in das Projekt eingebunden. Das hatte vor allem bürokratische Gründe, da die Baubewilligung schon vorliegen musste bevor die Genossenschaft Interessent\*innen für das Projekt suchte. So gab es schon fertige Grundrisse, als die Interessent\*innen das erste Mal zusammenkamen. Das System Flexibles Wohnen würde es ermöglichen, die Flächen mit der Bewohnerschaft zu verteilen und von Beginn an im Entwurf einzubinden. Beim Versuchsbau wurden keine Flächen ausgehandelt, sondern bereits entworfene Wohnungen zugeteilt, die dann noch verändert werden konnten (> 3.1). Die Wohnungszuteilung verlief ziemlich pragmatisch. Die Interessent\*innen wählten nach der Reihenfolge ihrer Mitgliedsnummer aus. Die Architekten Werthgarnier und Frohnwieser durften ihre Wohnungen schon vorab aussuchen.

Eines haben alle Bewohner\*innen gemeinsam – sie haben irgendeinen Bezug zur VÖEST. In acht von elf Haushalten war zumindest ein Elternteil als Verkäufer, Projektleiter, Fernfahrer, Monteur oder Sekretärin in der VÖEST tätig. Eine Familie hatte persönliche Bezüge zur VÖEST, die zwei Architekten der Werkgruppe Linz planten zur selben Zeit das Direktionshochhaus der VÖEST.

Die Wohnungen befinden sich im Wohnungseigentum und werden auch von den Eigentümer\*innen selbst bewohnt. Die offizielle Verwaltung für das Haus liegt bis heute bei der Genossenschaft Eigenheim. Alle finanziellen Angelegenheiten werden über die Genossenschaft abgewickelt. Dazu zählt die Finanzierung des Baus, die Abrechnung der monatlichen Kosten und die Rückzahlung der Darlehen. Die Genossenschaft verwaltet die Rücklagen und koordiniert größere Reparaturen. Über die Höhe der Rücklagen entscheiden die Bewohner\*innen selbst und passen den Beitrag je nach Reparaturbedarf alle paar Jahre an.

Die Hausgemeinschaft verwaltet sich allerdings in vielen Punkten selbst. Schon in den ersten Jahren haben sie zusammengelegt, um die Putzfrau gemeinsam zu bezahlen. Auch die Pflege des Gartens haben sie selbst übernommen und inzwischen einen Gärtner beschäftigt. Die Kosten, welche die Genossenschaft für diesen Posten verrechnete, waren ihrer Ansicht nach zu hoch. Viele Aufgaben und Expertisen sind innerhalb der Hausgemeinschaft abgedeckt: Ein Elektriker und ein Techniker kümmern sich um Reparaturen und die Wartung der Heizanlage. Die Architekten berieten bei Umbau- oder Sanierungsfragen, ein Bewohner malte das gesamte Stiegenhaus aus. Andere nahmen die Organisation von Festen, Konzerten oder Lesungen in die Hand. Christl Wasmeyer-Nagl führt seit Beginn die Hauschronik und hält alle diese Ereignisse fest. Wenn es Themen gibt, die besprochen werden müssen, stehen diese am schwarzen Brett neben dem Eingang. Die Person, die das Anliegen geäußert hat, organisiert dann auch die Hausbesprechung im Partykeller.

«Für kein Projekt habe ich so wenig zu tun, die Willensbildung passiert sowieso dort», erzählt Martin Lang, seit 1999 der Hausverwalter am Ödmühlweg. Die Hausgemeinschaft ist meist mit einem klaren Auftrag an ihn herangetreten, der bereits intern gemeinsam entschieden worden war. Das ist im Vergleich zu anderen Siedlungen und Wohnhäusern die absolute Ausnahme.<sup>128</sup>

**Lernen vom Versuchsbau: Partykeller und Vorplatz**

Vieles an dem Versuchsbau und seinem System wurde penibel durchgeplant. Die gemeinsamen Räume, die für die Bildung der Hausgemeinschaft am wichtigsten waren, wurden jedoch eigentlich nicht als solche geplant und sind erst im Prozess entstanden.

Das ist einerseits der viel erwähnte «Partykeller», auch «Kulturkeller» genannt. Durch die Wohnungszusammenlegung und die Streichung des Wäscherraums, gab es im Keller einen Raum ohne Funktion. Die Hausleute entschieden sich für einen Gemeinschafts- oder Hobbyraum. Zwischenzeitlich stand auch eine Sauna zur Diskussion, aber da hatten die Hausleute Bedenken, ob diese von allen gleichwertig genutzt werden würde. Von einem neutraleren Gemeinschaftsraum könnten alle profitieren. Im Partykeller fanden in den letzten 42 Jahren unzählige Feste – Geburtstage, Silvester und Fasching – sowie Hausbesprechungen, Konzerte, Lesungen, Sprach- und Nähkurse (auch für Externe), gemeinsames Turnen und die Kartenrunde statt. Silvester und Geburtstage werden auch heute noch im Partykeller gefeiert, auch wenn man deutlich weniger zusammenkommt. In den Schilderungen benutzen die Bewohner\*innen häufig die Vergangenheitsform. Alle Hausleute, mit denen ich gesprochen habe, haben am meisten von den gemeinsamen Feiern im Partykeller erzählt. Der Partykeller ist ein gewöhnlicher Raum mit Maßen von 5 x 7 Metern und einem kleinen Kellerfenster Richtung Norden. Es ist beeindruckend zu sehen, wie wenig es eigentlich braucht, um einen bedeutenden Unterschied für das Zusammenleben zu machen.

Der «Vorplatz» liegt am Ende des Ganges neben dem Treppenhausturm mit Blick in den Wald. Der Vorplatz entstand, da das Gebäude nicht – wie ursprünglich geplant – gespiegelt wurde. Eigentlich wäre das Gebäude hier mit dem zweiten Trakt verbunden. Der Vorplatz war bei Schlechtwetter und im Winter der Spielplatz der Kinder, durch den warmen Teppich konnten sie dort am Boden spielen. Der Teppichboden, der ursprünglich als Schallschutzmaßnahme geplant war, erzeugt im Flur und am Vorplatz eine wohnliche Atmosphäre. Auch die vielen Bilder an den Wänden tragen dazu bei. Wenn man in dem Gang geht, vergisst man manchmal, dass man sich nicht in einer Wohnung befindet.

**Tendenzen zu Gruppenbildung heute**

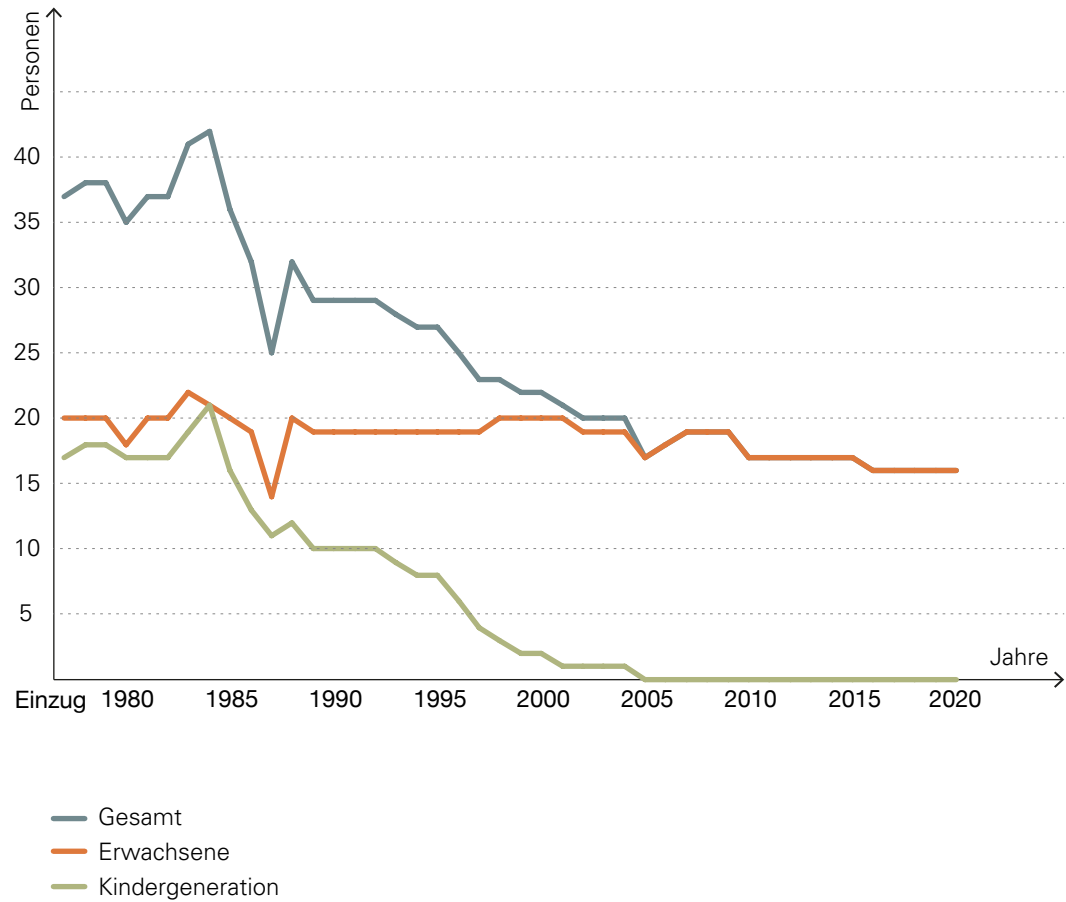
Die Frage, wie sich die Bewohnerschaft zusammensetzt, ist auch heute bei gemeinschaftlichen Wohnprojekten ein großes Thema. Viele Wohnprojekte haben den Anspruch die Demografie der Stadt oder eines Dorfes abzubilden, wie es auch Soziologe Vaskovics gefordert hatte. Die gemeinschaftliche Siedlung *KooWo* (Kooperatives Wohnen, 2019) bei Graz musste beispielsweise einige Familien abweisen, obwohl noch Wohnungen frei waren. Auch sie hatten sich zum Ziel gesetzt, auch Ältere und Alleinstehende in ihr Projekt zu holen. Bei der Durchmischung geht es nicht nur um die Phasen im Familienzyklus. Manche Wohnprojekte stellen solidarisch Flüchtlingswohnungen zur Verfügung, wie beispielsweise das Baugruppenhaus *Gleis21* (2019) in Wien.

In vielen Projekten initiiert eine Kerngruppe ein Wohnprojekt und ist von Beginn an der Entwicklung beteiligt. Während des Planungsprozesses sucht die Baugruppe weitere Mitglieder. Die Bauträger haben in der Regel keine Mitsprache bei der Auswahl der Bewohner\*innen. Gruppen- und Visionsfindung werden häufig extern begleitet und moderiert. Viele Baugruppen, wie auch *KooWo* und *Gleis21*, arbeiten mit den Methoden der Soziokratie.<sup>129</sup>

*KooWo* und *Gleis21* erproben und zeigen nachhaltige, gesellschaftspolitisch relevante, gemeinschaftliche Modelle des Zusammenlebens. Sie sind die Versuchsbauten von heute. Gleichzeitig fordern gemeinschaftliche Wohnprojekte dieser Art, neben den finanziellen Aufwendungen, enorme zeitliche Ressourcen der einzelnen Bewohner\*innen. So kommt Bewohnung eines Bauprojekts für den Großteil unserer Bevölkerung nicht in Frage. Viele Menschen wollen und können nicht so viel Zeit in die Entwicklung eines Wohnprojekts investieren. Es stellt sich also die Frage, wie ähnliche Modelle des Zusammenlebens mehr Menschen ermöglicht werden können?

Beim *Flexiblen Wohnen* standen gewisse Rahmenbedingungen bereits fest, als sich die Bewohner\*innen für das Projekt bewarben: der Grundentwurf der Architekten war geplant, die Baubewilligung bereits erteilt und die rechtliche und finanzielle Abwicklung durch die gemeinnützige Genossenschaft Eigenheim als Bauträgerin gesichert. Die Bewohner\*innen mussten dadurch weniger Themen gemeinsam erarbeiten und haben auch weniger Zeit in die Entwicklung des Hauses gesteckt, als das heute oft üblich ist. *Flexibles Wohnen* zeigt, dass mit stabilen Rahmenbedingungen die Vorteile gemeinschaftlichen Wohnens – wie geteilte Ressourcen, ein sicheres soziales Umfeld, nachbarliche Unterstützung (um nur einige zu nennen) – auch für eine breitere Bevölkerung möglich sind.

*Flexibles Wohnen* ist eine interessante Mischform aus top-down und bottom-up. Die Projektidee kam von den Architekten, rechtliche und finanzielle Verantwortung lag bei der Genossenschaft und die Organisation zur Wartung und Erhaltung des Hauses wurde selbstbestimmt von der Hausgemeinschaft übernommen. Die Hausgemeinschaft stellt die Konstante im *Flexiblen Wohnen* und bildet so die Basis für das Zusammenleben.



Die Grafik zeigt, wie viele Menschen während der letzten 42 Jahre am Ödmühlweg lebten. Die Informationen für diese Grafik wurden in Fragebögen, Interviews und der Hauschronik gesammelt. (Genauigkeit ± 2 Jahre)

122 Alexander 1995 [1977], S. 203.  
123 di Carlo 2005 [1970], S.13  
124 Turner 1977, S. 134–136.  
125 vgl. Müller 2013, S. 15.  
126 vgl. Flexibles Wohnen I 1972, S. 9.  
127 vgl. Interview mit Laszlo Vaskovics, geführt von Rebekka Hirschberg per Telefon, 13.10.2020.  
128 Interview mit Martin Lang und Johann Schiefermair, Linz Auwiesen, 29.7.2020.  
129 Zu den Grundprinzipien der Soziokratie zählen die Organisation der Arbeit in verbundenen Kreisen anstatt einer pyramidenförmigen Hierarchie, sowie die Beschlussfassung im Konsent: Entscheidungen werden nicht nach Mehrheitsprinzip gefällt, sondern erst, wenn es für einen Lösungsvorschlag keine schwerwiegenden Widerstände gibt, und die Entscheidung somit von allen getragen werden kann.

3.3 Gemeinnützigkeit und «ideelle Vorteile»

«Wenn man bedenkt, daß neben den realen Vorteilen der Einflußnahme des Nutzers auf seine Wohnung auch potentielle Vorteile der späteren inneren und äußeren Flexibilität (mögliche Anpassung an geändertes Wohnverhalten und geänderte Wohnstandards) und ideelle Vorteile wie z.B. Identifikation durch Partizipation in diesen Kosten enthalten sind, scheinen die errechneten Mehrkosten gegenüber dem herkömmlichen Wohnbau gering.»

Werkgruppe Linz  
Forschungsbericht *Flexibles Wohnen III* (1978)

Das Wort «Gemeinnützigkeit» drückt aus, dass eine Sache dem Gemeinwohl dient. Es hat aber auch eine rechtliche Bedeutung: Gemeinnützige Organisationen erfüllen einen gesellschaftlich wichtigen Zweck und wirtschaften mit geringer Rendite, im Gegenzug erhalten sie Steuervorteile. Gemeinnützige Bauvereinigungen können in Österreich für ihren Zweck, preisgünstigen Wohnraum zu errichten, Wohnbauförderung beziehen. Viele gemeinnützig errichtete Liegenschaften bleiben allerdings nicht langfristig an die Gemeinnützigkeit gebunden. Wenn die Förderdarlehen zurückgezahlt sind, können Wohnobjekte in Privateigentum übergehen und zu Marktpreisen verkauft werden. In diesem Punkt zeichnet sich ein Widerspruch hinsichtlich der Gemeinnützigkeit ab.

Flexibles Wohnen wurde durch eine gemeinnützige Genossenschaft mit Förderdarlehen errichtet und nach Fertigstellung an die Bewohner\*innen verkauft. Sobald die Förderdarlehen zurückgezahlt sind, könnten die Wohnungen theoretisch an den Höchstbietenden verkauft werden, ohne jegliches Mitspracherecht der anderen Hausbewohner\*innen oder der Genossenschaft. Dabei steht das Interesse des Einzelnen unter Umständen im Konflikt mit dem der Gemeinschaft. Im Gegensatz dazu wählen die meisten Wohnprojekte heute die Form des kollektiven Eigentums, um sich ein Mitspracherecht in der Zukunft zu bewahren und den Wohnraum langfristig der Spekulation zu entziehen. Zum Abschluss des Kapitels werden drei aktuelle Wohnprojekte diskutiert, die neue Formen und Interpretationen der Gemeinnützigkeit erproben.

Gemeinnütziger Wohnungsbau in Österreich

Es kann zwischen drei Wurzeln des gemeinnützigen Wohnungsbaus in Österreich unterschieden werden: Eine erste Form des gemeinnützigen Wirtschaftens war die Genossenschaftsbewegung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Genossenschaften, reine Zweck- oder Interessensgemeinschaften, stellten Kooperation vor Hierarchie und die Interessen ihrer Mitglieder vor die Gewinnerzielung.<sup>130</sup> Die zweite Wurzel ist der Werkwohnungsbau, der parallel mit der Industriali-

sierung entstanden ist, um die Wohnungsversorgung für die Arbeiterschaft zu sichern. An dritter Stelle steht der ausgelagerte öffentliche Wohnungsbau. Diese Form des gemeinnützigen Wohnungsbaus wurde vor allem durch den Nationalsozialismus nach Österreich gebracht (> 1.1). In Österreich war der öffentliche Wohnungsbau bis dahin ein Gegenkonzept zum genossenschaftlichen Wohnungsbau. Der ausgelagerte öffentliche Wohnungsbau ist eine Zwischenform aus öffentlicher und privatwirtschaftlicher Dienstleistung: Unternehmen im Sinne des WGG (Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz) errichten von öffentlicher Hand geförderten Wohnungsbau.<sup>131</sup> Von der ursprünglichen Genossenschaftsbewegung mit der demokratischen Mitbestimmung der einzelnen Mitglieder ist dabei nicht mehr viel erhalten geblieben.

Gemeinnützigkeit und Wohnbauförderung sind zwei staatliche Instrumente, um leistbaren Wohnraum zu fördern. Das WGG gilt österreichweit, die einzelnen WFG (Wohnbauförderungsgesetze) werden von den neun Bundesländern geregelt.<sup>132</sup>

Laut WGG können gemeinnützige Bauvereinigungen (GBV) als Genossenschaft, AG oder GmbH gegründet werden. Die Unternehmen müssen ihren Sitz in Österreich haben und Mitglieder im Revisionsverband gemeinnütziger Bauvereinigungen sein. Das Stammkapital für die Gründung einer GBV beträgt 3 Millionen Euro und muss zur Gänze eingezahlt werden. Durch den Status der Gemeinnützigkeit werden die Unternehmen steuerbegünstigt. Das Vermögen ist zweckgebunden und muss wieder in die Errichtung von gemeinnützigem Wohnraum fließen.<sup>133</sup> Die Verzinsung der Eigenmittel darf 3,5% nicht übersteigen.<sup>134</sup>

Das Vertrauen in den gemeinnützigen Wohnungsbau wurde in Österreich in den letzten 20 Jahren erschüttert. In einer Gesetzesnovelle des WGG unter der ÖVP-FPÖ-Regierung im Jahr 2001 wurde allen gemeinnützigen Bauvereinigungen in der Rechtsform einer Kapitalgesellschaft, die sich im ausschließlichen Eigentum «von Gebietskörperschaften» befanden, der Status der Gemeinnützigkeit entzogen. Dazu zählte auch die Linzer WAG, die 1938 als Werksgenossenschaft der

*Hermann-Göring-Werke* (heute voestalpine) gegründet und nach dem Krieg an die Republik Österreich übergeben worden war (> 1.1). Durch diese Novellierung wurden mit einem Schlag über 60'000 gemeinnützige Wohnungen zu gewerblichen Wohnungen umgewidmet.<sup>135</sup>

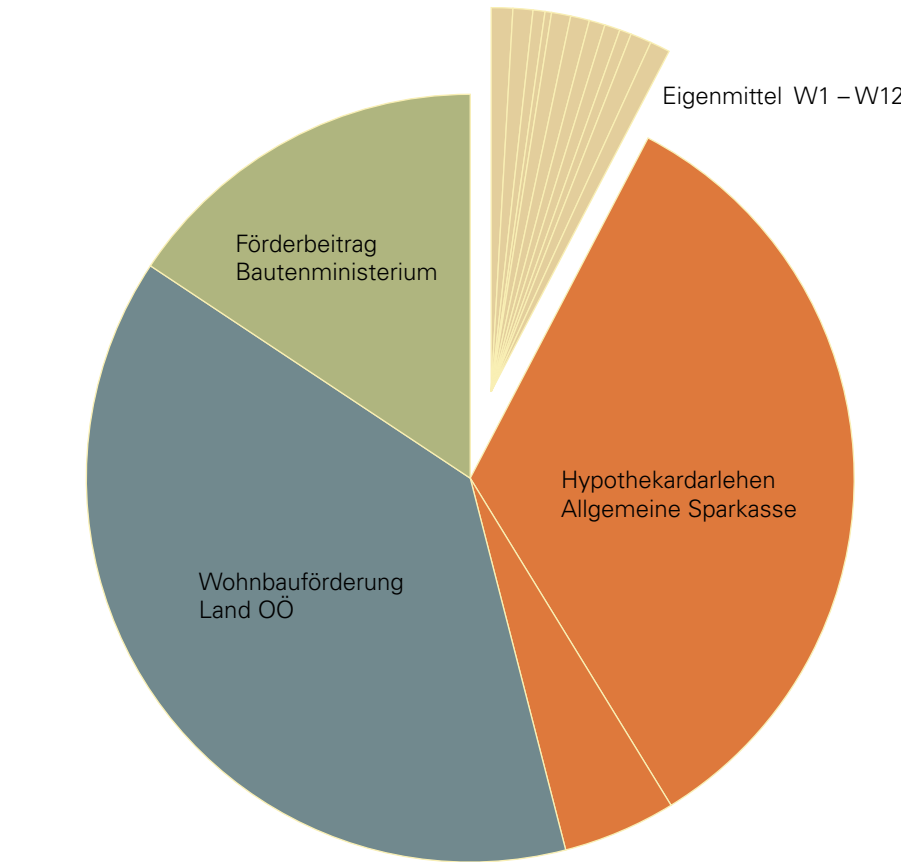
Der gemeinnützige Wohnungsbau in Österreich erfüllt seine zentrale Aufgabe, preisgünstigen Wohnraum zu schaffen und leistet somit einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag. Jedoch sind die Gesetzgebungen wie das WGG vor allem für große Wohnbauträger gemacht. Das Stammkapital wurde 2016 von 726'000 auf 3 Millionen Euro angehoben.<sup>136</sup> Die Anzahl der GBV ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zurückgegangen. 1985 waren es 252, Ende 2019 nur noch 185 Bauvereinigungen. Von diesen 185 waren 98 Genossenschaften und 87 Kapitalgesellschaften.<sup>137</sup> Zum Vergleich: allein im Kanton Zürich, mit circa einem Sechstel der Einwohner\*innen von Österreich, gibt es 339 gemeinnützige Wohnbaugenossenschaften.<sup>138</sup>

Lernen vom Versuchsbau: VÖEST, Eigenheim und Mehrkosten

Der Versuchsbau wurde gemeinsam mit der gemeinnützigen Genossenschaft Eigenheim Linz<sup>139</sup> als Bauträgerin und der Abteilung Systembau VÖEST als Bauleitung gebaut. Die Genossenschaft konnte für das Bauvorhaben die Wohnbauförderung des Landes Oberösterreich in der Höhe von 38% der Baukosten beziehen. Die Wohnbauförderung war auch die Voraussetzung für den das Förderdarlehen des Bauenministeriums: Mit Sondermitteln der Wohnbauforschung konnten die 17% Mehrkosten gegenüber einem konventionellen Bau abgedeckt werden. Die Bewohnerschaft brachte gemeinsam knapp 10% Eigenkapital ein, aufgeteilt nach Quadratmetern. Der Rest der Kosten wurde durch Bankdarlehen in gleicher Höhe wie die Wohnbauförderung abgedeckt. Nach der Errichtung wurden die Wohnungen an die Bewohner\*innen verkauft.

Soziologe Vaskovics erinnert sich, dass sie damals die beiden Optionen Miete oder Eigentum diskutierten. Miet- oder Eigentumsgenossenschaften als Bauträger sahen sie als die zwei möglichen Wege, um im Rahmen der Wohnbauförderung und somit mit Mitteln der Wohnbauforschung zu planen. Das entscheidende Argument für das Wohnungseigentum war schließlich, dass sich in diesem Fall bei Bedarf der externen Flexibilität nur zwei Parteien einigen müssen und die Flächenverschiebung ohne die Genossenschaft abgewickelt werden kann.<sup>140</sup>

Seitdem die Bankdarlehen seit circa 2003 zurückgezahlt sind, werden aktuell noch die beiden Förderdarlehen mit einer Laufzeit von 48 Jahren getilgt, beide laufen Ende 2025 aus. In manchen Wohnungen sind diese Darlehen schon komplett abbezahlt, in anderen sind noch kleinere Restbeträge offen. Die monatlichen Wohnkosten umfassen Betriebskosten, Heizung, Verwaltung, Rücklagen und Rückzahlung der Darlehen. Im Jahr 2020 lagen die monatlichen Kosten zwischen 2,20 € und 12 € pro Quadratmeter, je nachdem ob für die Wohnung aktuell noch Darlehen getilgt werden müssen. Die meisten Wohnungseigentümer\*innen haben das Darlehen der Oberösterreichischen Wohnbauförderung bereits zurückgezahlt und tilgen nur noch die Sondermittel des Bauenministeriums; für sie belaufen sich die monatlichen Kosten auf 5,60 € pro Quadratmeter.<sup>141</sup>



Die Finanzierung des Versuchsbaus: Die Bewohner\*innen der elf Wohneinheiten zahlten ca. 10% Eigenmittel ein, das waren gesamt 913'180 Schilling (inflationsbereinigt: circa 205'000 €). Die beiden größten Posten wurden durch Wohnbauförderung und Bankdarlehen abgedeckt. Die Mehrkosten gegenüber einem konventionellen Bau deckte die Bauenministerium mit einer Sonderförderung ab.

Keine der Wohnungen wird aktuell untervermietet. Die Wohnungen, auf die keine Förderdarlehen mehr laufen, könnten zu frei bestimmbaren Preisen verkauft werden. Bisher wurde nur die W3 zu Marktpreisen verkauft. Nachdem der Kaufpreis 1978 bei 828'000 Schilling lag, wurde sie 1988 bereits für 1,6 Millionen Schilling verkauft.<sup>142</sup>

Die VÖEST als tragende Institution für die Realisierung des Versuchsbaus ist in jedem Kapitel des Projekts Flexibles Wohnen präsent. Die Bauträgerschaft lag bei der werkseigenen gemeinnützigen Baugenossenschaft Eigenheim. Die Bauleitung wurde von der Abteilung Systembau der VÖEST übernommen. Gleichzeitig war die VÖEST Arbeitgeber der Mehrheit der Bewohnerschaft und der größte Auftraggeber der Werkgruppe-Architekten.

Eine zu große Abhängigkeit von einer Institution oder einem Partner kann in der Zukunft eines gemeinschaftlichen Projekts Hindernisse darstellen, wie Flexibles Wohnen zeigt. Vor allem, wenn diese Institution das langfristige Interesse an den Projektthemen verliert. Einerseits stellte die VÖEST die Abteilung für Systembau ein und hatte somit kein Interesse an einer Weiterentwicklung der vorfabrizierten Module aus Stahl. Andererseits konnten die Architekten sehr zu ihrem Bedauern nicht die Bauleitung für den Versuchsbau übernehmen. Die Probleme zwischen Bauleiter, Architekten und Bewohner\*innen während der Bauzeit hatten zur Folge, dass die Genossenschaft nicht

für ein Folgeprojekt bereit war. Auch andere Genossenschaften reagierten nicht auf die Schreiben der Architekten. So ist es, zur großen Enttäuschung der Werkgruppe-Architekten, bei dem Versuchsbau geblieben. Renée Werthgarner fügt hinzu: «Die Werkgruppe hätte einen Manager gebraucht, der das publik macht. Sie selbst haben alle zu viel gearbeitet.»<sup>143</sup>

Der Linzer Architekt Fritz Matzinger, bekannt für die Atriumhäuser Les Palétuviers, hat in den 1970er Jahren in der Nähe des Versuchsbaus sein erstes Atriumhaus gebaut. Und zwar ohne Wohnbauförderung und -forschung, da sein Antrag damals mit der Begründung abgelehnt wurde, es handle sich nicht um abgeschlossene Wohneinheiten, was allerdings nicht stimmte. Matzinger und die Bewohner\*innen konnten das Projekt schließlich mit Eigenkapital und Bankkrediten finanzieren. Inzwischen konnte er seine Atriumhäuser in vielen Bundesländern Österreichs und in Süddeutschland 42 mal bauen.<sup>144</sup> «Der hat das gescheiter gemacht», sagt Helmut Werthgarner im Interview.<sup>145</sup>

### Neue Formen der Gemeinnützigkeit

Aktuelle gemeinschaftliche Wohnprojekte erproben andere Rechts- und Eigentumsformen, um leistbaren und selbstbestimmten Wohnraum zu realisieren. In ihren Grundsätzen zur demokratischen und solidarischen Selbstverwaltung knüpfen sie an die ursprüngliche Genossenschaftsidee an. Es folgen drei aktuelle Beispiele österreichischer Wohnprojekte in der Rechtsform des Vereins, der Genossenschaft oder der GmbH.

Viele Wiener Baugruppen gründen Vereine, die ihre Häuser als Wohnheime betreiben, um als solche Wohnbauförderung zu erhalten – wie zum Beispiel das Wohnprojekt *Gleis21* von einzueins architektur. Die Gruppe hatte 2015 einen Konzeptwettbewerb der Stadt Wien für ein Grundstück beim neuen Hauptbahnhof für sich entschieden. Das Haus wurde von der GBV Schwarzatal errichtet und nach Fertigstellung vom Verein erworben. Es gibt kein individuelles Wohnungseigentum, das Haus befindet sich im kollektiven Eigentum des Vereins, in dem alle Bewohner\*innen Mitglieder sind. Die Bewohner\*innen zahlen eine Einlage und Nutzungsgebühr je nach Quadratmeter.<sup>146</sup>

Eine weitere Variante ist das Genossenschaftseigentum. Die Wohnprojekte-Genossenschaft WoGen wurde 2016 gegründet und unterstützt ausschließlich gemeinschaftliche Wohnprojekte. Sie fungiert dabei als Bauträgerin und/oder als beratende Plattform. Unter den Gründungsmitgliedern sind Wohnbauexpert\*innen und Bewohner\*innen der bekannten Wiener Sargfabrik. Da das WGG ein «enges Korsett schnürt» und wenig Selbstbestimmung zulässt und die zu leistenden Einlagen sehr hoch sind, ist die WoGen keine Genossenschaft laut WGG.<sup>147</sup> Das 2019 fertig gestellte *KooWo* war das erste Wohnprojekt der WoGen. Alle Mitglieder zahlen einen Genossenschaftsanteil nach einem Quadratmeterschlüssel, sowie einen monatlichen Nutzungsbeitrag. Als Genossenschafter\*innen haben sie ein Stimmrecht und sind Miteigentümer\*innen aller Liegenschaften der WoGen. Die Liegenschaften sind so langfristig dem freien Markt entzogen.<sup>148</sup>

Einen anderen Weg, Häuser langfristig dem freien Markt zu entziehen und den Bewohner\*innen Mitsprache zu ermöglichen, geht habiTAT. Die Hausprojektinitiative unterstützt selbstverwaltete und solidarische

Wohnformen und orientiert sich dabei am deutschen Mietshäuser Syndikat, das seit seiner Gründung 1996 schon 159 Hausprojekte umfasst.<sup>149</sup> In Österreich gibt es bisher vier habiTAT-Projekte. Als erstes ist *Willy\*Fred* 2015 in der Altstadt von Linz entstanden. Die Organisation der Hausprojektinitiative sieht folgendermaßen aus: Der Dachverband habiTAT und ein Hausprojekt gründen gemeinsam eine GmbH mit asymmetrischer Machtverteilung. Das Hausprojekt mit 51% der Anteile erhält weitgehende Selbstbestimmung, der Dachverband mit 49% könnte von seinem Vetorecht gegen Verkauf und Gewinnausschüttung Gebrauch machen.<sup>150</sup>

Heute werden experimentelle Wohnprojekte selten mit Mitteln aus der Wohnbauförderung unterstützt – Wien stellt diesbezüglich eine Ausnahme dar. Die genannten Wohnprojekte haben gezeigt, dass es auch andere Wege gibt, wenn der Wille groß genug ist. Doch stellen diese immer noch die absolute Ausnahme dar und wurden mit enormem Einsatz der Gruppen verwirklicht. Eine verstärkte Zusammenarbeit mit Bauträgern und leichterem Zugang zu Fördermitteln für experimentelle Ansätze sind notwendig, damit gemeinschaftliche Wohnprojekte nicht die Ausnahme bleiben.

130 vgl. Bauer 2006, S. 21.  
131 vgl. Bauer 2006, S. 22–23.  
132 In den meisten Bundesländern erhalten überhaupt nur Bauträger nach WGG Wohnbauförderung für Neubauten im Geschoßwohnungsbau, Wien ist eine der wenigen Ausnahmen.  
133 vgl. Schopper/Walch 2017, S. 90–91.  
134 vgl. WGG §14 (1)  
135 2003 wurden diese über 60'000 Wohnungen in der sogenannten BUWOG-Affäre an das «Austro-Konsortium» aus österreichischen Versicherungen und Banken verkauft. vgl. Der Buwog-Krimi, «Die Presse» 21.07.2016, <https://www.diepresse.com/5053288/der-buwog-krimi> (abgerufen am 10.12.2020)  
136 vgl. Schopper/Walch 2017, S. 91.  
137 GBV-Verbandsstatistik 2020 (Stand 31.12.2019), [https://www.gbv.at/Fakten\\_Analysen/Verbandstatistik/](https://www.gbv.at/Fakten_Analysen/Verbandstatistik/) (abgerufen am 13.12.2020).  
138 Auskunft auf schriftliche Anfrage bei wbg Schweiz (Regionalverband Zürich), 18.11. 2020.  
139 Die Eigenheim wurde von der VÖEST in der Tradition des Werkswohnungsbaus gegründet und erfüllt seit der Loslösung von der VÖEST die Zwecke des ausgelagerten, öffentlichen Wohnungsbaus.  
140 vgl. Interview mit Laszlo Vaskovics, geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 13.10.2020.  
141 vgl. Auskunft von Andreas Mayer, Buchhalter der Genossenschaft Eigenheim, Telefon, 20.1.2021.  
142 Inflationsbereinigt bedeutet das einen Preisanstieg von über 30% – von 170'000 € auf 225'000 € – in 10 Jahren.  
143 vgl. Interview mit Helmut und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27.1.2020.  
144 vgl. Interview mit Fritz Matzinger, geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 3.12.2020.  
145 vgl. Interview mit Helmut und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27.1.2020.  
146 vgl. wohnlabor 2020, S. 147–149.  
147 vgl. schriftliche Auskunft von Heinz Feldmann (Geschäftsführer der WoGen), 10.11.2020.  
148 vgl. wohnlabor 2020, S. 149–151.  
149 vgl. Mietshäuser Syndikat, online unter: <https://www.syndikat.org/de/projekte/> (Stand: 11.1.2020).  
150 vgl. wohnlabor 2020, S. 144–147.

## 3.4 Forschung und Experiment

*«Um das bestmögliche Ergebnis in qualitativer und quantitativer Hinsicht zu erzielen, sollen alle Erkenntnisse, Möglichkeiten und Entwicklungen von Bedeutung für den Wohnbau erfaßt und anwendbar gemacht werden. Dies sowohl in humaner (soziologischer und kultureller) Hinsicht als auch in technisch wirtschaftlichen Belangen. Die dabei unumgängliche Forschungs- und Entwicklungsarbeit übersteigt jedoch jene Möglichkeiten, die einzelnen Personen, Institutionen, Unternehmungen, Bauträgern und Gebietskörperschaften zugemutet werden können. Daher hat der Gesetzgeber [...] die Förderung der Wohnbauforschung, soweit sie im öffentlichen Interesse liegt, gesetzlich geregelt.»*

Gruppe Forschungsplan  
Entwurf eines Forschungsplans (1970)

Bei der Wohnbauforschung handelt es sich um eine politische Fördermaßnahme des österreichischen Bauteministeriums ab 1968, mit dem Ziel den sozialen Wohnungsbau zu verbessern. Das Aufgabenfeld reichte von Grundlagenforschung, über die Entwicklung von neuen Baumethoden und Baumaterialien, bis hin zur Errichtung von Versuchsbauten für die Erprobung experimenteller Wohnformen. Ein wichtiger Bestandteil der österreichischen Architektur der letzten 50 Jahre konnte maßgeblich durch das Instrument der Wohnbauforschung entstehen. Auch Flexibles Wohnen wurde in erster Linie durch die Wohnbauforschung ermöglicht.

1987 wurde das Bautenministerium im Zuge der sogenannten «Verländerung» aufgelöst. Die gesamten Kompetenzen für die Wohnbauförderung wurden den Bundesländern übertragen. Mit der Verländerung wurde auch die Zweckbindung der Wohnbauforschungsmittel aufgehoben und dadurch das Forschungsgeschehen quasi eingestellt.<sup>151</sup> Der Diskurs rund ums Wohnen nahm seitdem ab, ist aber in den letzten Jahren durch öffentliche und private Initiativen wieder erwacht. So lautet das Thema der aktuellen Internationalen Bauausstellung in Wien 2020–2022 etwa Neues soziales Wohnen.

Dieses Kapitel handelt von der österreichischen Wohnbauforschung zwischen 1968 und 1987, ihrer Bedeutung für die Architekturpraxis und schließt mit einer Forderung für eine Wiederaufnahme der Wohnbauforschung, und mehr Kooperationen und Qualitätssicherung im Wohnbau.

### Bedeutung der Wohnbauforschung

Zwischen 1968 und 1987 war jährlich ein prozentualer Teil der österreichischen Wohnbaufördermittel an Forschungszwecke gebunden.<sup>152</sup> In dieser Zeit wurden 742 Forschungsprojekte gefördert, darunter 37 Versuchsbauten (> 1.3).

Das ISW (Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften) führte 1988 und 1993 ein groß angelegtes, zweiteiliges Forschungsprojekt durch, um die Ergebnisse der Wohnbauforschung zu evaluieren. Laut ihrer Auswertung waren 11% der erhobenen Forschungsergebnisse vollständig, und weitere 45% teilweise in den sozialen Wohnungsbau eingeflossen. Eine weitere interessante Erkenntnis dieser Studie war, dass nur 5,8% aller Projekte in Kooperationen mit Bauvereinigungen entstanden sind.<sup>153</sup> Die geringe Bautätigkeit spiegelt einen der größten Kritikpunkte an der Wohnbauforschung wieder. Unter Kritiker\*innen hielt sich die Meinung, dass in erster Linie viel Papier produziert wurde, und das gewonnene Wissen nicht praktisch angewandt wurde.<sup>154</sup> Weiters wurde die Zielgenauigkeit der Forschung bemängelt und die Wohnbauforschung als «Selbstbedienungsladen» bezeichnet: Dem Forschungsapparat wurde unterstellt, dass er dem Erhalt existierender Institutionen diene und zu wenig innovative Ansätze verfolge.<sup>155</sup>

Dass die Mittel für die Forschung mit der Verländerung weggefallen sind, bezeichnete das ISW als «Fehlentscheidung» und empfahl dringend eine Reaktivierung der bundesweiten Wohnbauforschung.<sup>156</sup> Ihre Begründung dazu lautete: «Gerade im Wohnbau, der nie ausschließliche Sache des Marktes ist, sondern immer auch ein gehöriges Maß an politischer Steuerung erforderlich macht, liegt die Unabdingbarkeit einer einschlägigen Forschung auf der Hand.»<sup>157</sup>

«Trotz der zweifellos vorhandenen Schwächen der Bundeswohnbaufor-  
schung überwogen doch eindeutig die Stärken.», meint auch Wohn-  
bauexperte Robert Temel.<sup>158</sup> Besonders im Bereich der Partizipation im  
Wohnungsbau konnte Österreich durch die Wohnbauforschung eine  
Vorreiterrolle einnehmen.<sup>159</sup> Die Projekte hatten eine Strahlkraft über  
Österreich hinaus. Zu den wichtigsten Pionieren zählen Eilfried Huth  
und Ottokar Uhl, beide sind bis heute Vorbilder vieler Architekt\*innen  
und gemeinschaftlicher Wohnprojekte.<sup>160</sup> Huth ließ die Entwicklung  
der *Eschensiedlung* in Deutschlandsberg, eine seiner frühen partizi-  
pativen Siedlungen, von einem Forschungsprojekt begleiten. Später  
brachte er sein Wissen an der Universität der Künste in Berlin einer  
jungen Architektengeneration näher. Dazu gehörte auch Jesko Fezer,  
der Student und Assistent bei Huth war, und durch ihn erste Berüh-  
rungspunkte zur Partizipation bekam. Fezer hat 2013 mit ifau und  
Heide & van Beckerath das viel beachtete Baugruppenhaus *R50* konzi-  
piert. Uhl führte zahlreiche Forschungsprojekte zu Mitbestimmung  
und integrativem Wohnen durch und lehrte anschließend über 20  
Jahre an der Universität Karlsruhe. Der Architekt Markus Zilker von  
einszueins architektur, die in Wien zahlreiche Baugruppenprojekte wie  
*Wohnprojekt Wien* (2013) oder *Gleis21* (2019) realisiert haben, beruft  
sich heute auf die Vorarbeit von Uhl.<sup>161</sup>

Ab 1979 stand «Demokratisierung im Wohnungsbau» im Schwer-  
punktprogramm der Wohnbauforschung. Der Verband gemeinnütziger  
Bauvereinigungen nahm die «Mitbestimmung» in die Leitlinien auf  
und in den 1980er Jahren wurde die Partizipation auch in politischen  
Programmen, wie beispielsweise dem *Modell Steiermark* der ÖVP,  
gefördert.<sup>162</sup> Der Wille der öffentlichen Hand zur Planungsbeteiligung  
von künftigen Bewohner\*innen war zwischenzeitlich da, nahm aller-  
dings nach der Auflösung des Bautenministeriums und Einstellung der  
Wohnbauforschung stetig ab.

**Lernen vom Versuchsbau:  
Forschen in der Beethovenstraße**

Die Wohnbauforschung bot für Architekt\*innen außergewöhnliche  
Möglichkeiten. In der Architektur werden Honorare in der Regel  
prozentuell nach den «Herstellungskosten» sowie dem Schwierig-  
keitsgrad der Bauaufgabe berechnet. Wohnbauten haben laut Hono-  
rarordnung einen geringeren Schwierigkeitsgrad als beispielsweise  
Bildungs- oder Kirchenbauten. Für komplexe Entwurfsaufgaben  
mit gleichzeitiger Anforderung an niedrige Baukosten, erhalten  
Architekt\*innen demnach kein angemessenes Honorar. Setzt man sich  
als Architekt\*in das Ziel, für einen preiswerten Wohnbau ein experi-  
mentelles Konzept zu entwickeln, das über den normalen Planungsauf-  
wand hinausgeht, so muss dieser Mehraufwand meist durch zusätzliche  
Eigenleistungen erbracht werden.

Die Wohnbauforschung war in diesem Punkt eine Ergänzung zur  
Honorarordnung der österreichischen Ziviltechnikerkammer. Sie  
ermöglichte, dass die Entwicklung von komplexen Ideen zwischen  
1968 und 1987 durch Fördermittel getragen wurde. Zusätzlich vergab  
das Bautenministerium Sonderdarlehen für die Mehrkosten bei der  
Errichtung von Versuchsbauten. Die Wohnbauforschung unterstützte  
auf diese Weise die Erarbeitung und Erbauung von einem Mehrwert  
im österreichischen Wohnungsbau der 1960er bis 1980er Jahre.

Auch die jungen Architekten der Werkgruppe Linz arbeiteten mit der  
Unterstützung der Wohnbauforschung an ihren Ideen. In ihrem Linzer  
Büro in der Beethovenstraße konnten sie dadurch Forschung und  
Praxis, außerhalb des universitären Kontexts, miteinander verbinden.  
Im Forschungsprozess arbeiteten sie eng mit Experten aus anderen  
Fachrichtungen zusammen, sowohl aus dem Bauwesen als auch von  
der sozialwissenschaftlichen Johannes Kepler Universität. Mit ihren  
Projektideen nach *Flexiblen Wohnen* konnten die Architekten am inter-  
nationalen Diskurs teilnehmen; sie publizierten in Fachzeitschriften  
und präsentierten unter anderem beim Werkbund Kongress 1981. Im  
Jahr 1978 erhielten sie für *Flexibles Wohnen* den Oberösterreichischen  
Landespreis für Architektur, als dieser zum ersten Mal verliehen wurde.

Die Autoren des Forschungsplans sprachen in ihrem Vorwort über das  
Streben nach «quantitativen und qualitativen» Ergebnissen für den  
sozialen Wohnungsbau. Dieses Wortpaar ist von großer Bedeutung, da  
in der Architektur nicht alles quantitativ gemessen werden kann. Das  
haben auch die Architekten der Werkgruppe Linz festgestellt, als sie  
von den «realen» und «ideellen Vorteilen» gesprochen haben, um die  
Mehrkosten des Versuchsbaus zu rechtfertigen (> S. 74). Sie verstanden  
darunter die baulichen Eigenschaften der Veränderung und die Identi-  
fikation durch Partizipation. Nach meiner Untersuchung des Versuchs-  
baus, bezeichne ich auch den Zusammenhalt der Hausgemeinschaft,  
die weitgehende Selbstverwaltung und die hohe Wohnzufriedenheit als  
reale und ideelle Vorteile. In den Gesprächen mit den Bewohner\*innen  
hat sich gezeigt, dass sie diese Qualitäten als klaren Mehrwert wahr-  
nehmen.

**Wohnbauforschung heute**

In mancher Hinsicht befinden wir uns heute an einem ähnlichen  
Punkt wie vor 50 Jahren: Wohnbauten werden größtenteils standar-  
disiert gebaut und die Zersiedelung<sup>163</sup> schreitet weiter ungeordnet  
voran. Gleichzeitig fordern gesellschaftlich aktuelle Themen wie soziale  
Vereinsamung, wirtschaftliche Ungleichheit und die Klimakrise zu  
einem Umdenken in der gegenwärtigen Wohnbauproduktion auf.

Das österreichische Bautenministerium existierte von 1966 bis 1987.  
Heute sind die Zuständigkeiten im (Wohn-)Bauwesen und der  
Raumplanung in Österreich sehr komplex: Im Kompetenzbereich  
des Bundesstaats liegen verteilt auf vier Ministerien zivilrechtliche  
Fragen – dazu zählen das Mietrecht, das Wohnungseigentumsrecht,  
das Wohnungsgemeinnützigkeitsrecht sowie die Steuereinhebung. In  
der Verantwortung der neun Bundesländer liegen unter anderem die  
Wohnbauförderung, die Raumplanung und das Baurecht. Zudem  
haben auch Gemeinden weitgreifende Kompetenzen in der Raumpla-  
nung.<sup>164</sup> Die Verantwortung für das Bauen ist in Österreich auf viele  
Stellen verteilt. Es gibt seit der Auflösung des Bautenministeriums  
keine übergeordnete Instanz im Bauwesen mehr, welche die gesell-  
schaftlichen Anforderungen an die nachhaltige Gestaltung unserer  
Umwelt und des Wohnungsbaus einfordern und fördern könnte.

Wie das ISW in ihrer oben genannten Begründung für eine Reaktivie-  
rung der Wohnbauforschung und auch die Gruppe Forschungsplan  
im Eingangszitat festgestellt haben, können sich einzelne Personen  
oder Organisationen der Entwicklungs- und Forschungsarbeit im

Wohnungsbau nicht alleine stellen. Erstens, da die Problemstellung  
sehr komplex ist und interdisziplinäre Kooperationen erfordert. Und  
zweitens, da die Erarbeitung von entsprechenden Lösungen aufwendig  
und finanziell für Einzelne nicht tragbar ist. Denn die Lösungsansätze  
sollten auf eine langfristige positive Entwicklung abzielen, und müssen  
somit als gesamtgesellschaftliche und politische Aufgabe verstanden  
werden.

In der Architektur gibt es viele numerische Werte, deren Einhaltung  
bei einem Bauvorhaben durch unterschiedliche Instanzen kontrolliert  
wird. Dazu zählen Normen und Mindestmaße, die dafür gedacht  
sind, leistbaren Wohnraum bei zufriedenstellender Raumqualität  
sicherzustellen. Gleichzeitig entwickeln sich diese Normen leider oft  
vom Minimum zum Maximum. Ein Beispiel dafür ist die Raumhöhe:  
Die Mindestraumhöhe liegt laut OIB-Richtlinien bei 2,40–2,50  
Metern, inzwischen hat sie sich aber praktisch zum Standard etabliert.  
Wohnungen klassischer Gründerzeitbauten hingegen können durch  
die entsprechende Raumhöhe und Proportionen als vielseitiger Wohn-  
oder Arbeitsraum genutzt werden. Es ist davon auszugehen, dass eine  
höhere Räume auch in Neubauten mehr Lebensqualität und Polyvalenz  
bieten würden.

Ein Bauvorhaben muss, um förderungswürdig zu sein, die «angemes-  
senen Gesamtbaukosten» des jeweiligen Wohnbauförderungsgesetzes  
einhalten. Leider hat dieser Kostendeckel nicht nur leistbare Mieten  
zur Folge. Aufgrund des Kostendrucks wird in der Planung oft auf  
uninspirierte Lösungen zurückgegriffen, auch die Verwendung nach-  
haltiger Baumaterialien wird grob vernachlässigt. Leistbarer Wohnraum  
in Österreich wird (dadurch) leider oft mit standardisierten Siedlungen  
ohne großem architektonischen Anspruch in Verbindung gebracht.  
Zudem lassen die maximalen angemessenen Gesamtbaukosten im  
Rahmen der Wohnbauförderung die Entwicklung von experimentellen  
Wohnbauten kaum zu. Eine Wiedereinführung von Zusatzdarlehen für  
Mehrkosten, wie sie das Bautenministerium auch an *Flexibles Wohnen*  
vergab, wäre ein Ansatz dafür, das Experimentieren im geförderten  
Wohnungsbau heute wieder zu ermöglichen.

Das Einhalten von planerischen, kulturellen und sozialen Qualitäten  
wird in aktuellen Bauvorhaben zu wenig eingefordert. Wie kann  
eine öffentliche Qualitätssicherung im Wohnungsbau ganz allgemein  
geschaffen werden?

Ein Ansatz zur Qualitätssicherung sind Architekturwettbewerbe im  
Ring um die besten Ideen. Auch die Wohnbauforschung hatte  
Wettbewerbe (mit der Wettbewerbsserie *Wohnen morgen*) als ein Inst-  
rument für Qualitätssicherung erkannt. In der Erarbeitung des Wettbe-  
werbsprogramms sollte dabei bereits ein Augenmerk auf Partizipation  
und Kooperation zwischen Bauherren, Nutzer\*innen und Stadt oder  
Gemeinde gelegt werden. Ein positives Beispiel für Wettbewerbskultur  
heute stellt die Stadt Zürich dar. Seit der Einführung von verpflich-  
tenden Architekturwettbewerben für Wohnbaugenossenschaften  
durch das Hochbauamt in den 1990er Jahren sind bemerkenswerte  
Wohnexperimente in Kooperation zwischen Genossenschaften und  
Stadt entstanden. Architekturwettbewerbe haben sich in Zürich in der  
Baukultur etabliert und werden mittlerweile auch von privaten Inves-  
toren ausgeschrieben, die dazu nicht verpflichtet wären.<sup>165</sup>

Ein weiteres Beispiel sind Konzeptvergabeverfahren, wie sie in  
Wien vom wohnfonds\_wien ausgeschrieben werden. Dabei geht es  
darum, dass ein Grundstück nicht an das höchste Gebot, sondern  
an die vielversprechendste Idee vergeben wird. Eine Besonderheit  
dieser Verfahren ist die geforderte Kooperation zwischen Bauträgern,  
Architekt\*innen und künftigen Bewohner\*innen. Die bemerkens-  
werten Ergebnisse dieser Wettbewerbsverfahren, wie das Wohnprojekt  
*Gleis21* (2019), zeigen, dass bundesweite Anreize geschaffen werden  
sollten, diese kooperativen Verfahren auch außerhalb Wiens zu etab-  
lieren. Eine Wiederaufnahme der Wohnbauforschung könnte dafür als  
passendes Instrument gesehen werden.

Für eine Wiederaufnahme sollte aus den Erfahrungen der Wohnbau-  
forschung zwischen 1968 und 1987 gelernt werden. Die fehlende  
Kooperation mit der Baupraxis war in der ersten Auflage der Wohn-  
bauforschung einer der Hauptkritikpunkte. Ein weiteres Versäumnis  
der Wohnbauforschung war, dass die Versuchsbauten in der Bewoh-  
nung nicht mehr evaluiert wurden. Die Wohnbauforschung bietet die  
Möglichkeit des Erprobens von neuen Wohnformen, die Forschungs-  
ergebnisse können nach einer Evaluierung gegebenenfalls im sozialen  
Wohnungsbau in größerem Maßstab angewandt werden.

Versuchsbauten, wie *Flexibles Wohnen* aber auch aktuelle Beispiele wie  
*Gleis21*, sind gebaute Architekturvermittlung. In ihrer Entwicklung  
bieten sie wichtige Experimentierfelder zum Erproben neuer Wohnmo-  
delle. Als gebauter Raum erweitern sie den öffentlichen Diskurs über  
die Vielfalt des Wohnens. Sie bieten Antworten auf gesellschaftlich  
aktuelle Themen wie soziale Vereinsamung, wirtschaftliche Ungleich-  
heit und die Klimakrise, und regen ein Umdenken in der gegenwärtigen  
Wohnbauproduktion an. Sie zeigen: Gemeinsam können wir  
zeitgemäße und zugleich zukunftsweisende Wohnformen erforschen,  
erproben und diskutieren.

151 In Niederösterreich und Wien gibt es heute noch kleinere Wohnbaufor-  
schungsprogramme.  
152 Von 1968 bis 1979 1%; von 1979 bis 1987 0,5%.  
153 Freisitzer/Gamerith et.al. 1993, S. 109.  
154 Wohnbauforschung 1978, S. 11–12.  
155 vgl. Amann 1999, S. 65.  
156 vgl. Freisitzer/Gamerith et.al. 1993, S. 141–143.  
157 Freisitzer/Gamerith et.al. 1993, S. 80.  
158 vgl. Temel 2008, S. 19.  
159 vgl. Temel 2008, S. 7.  
160 vgl. Veranstaltung im Forum Stadtpark «Mein Traumhaus sind Luft-  
schlösser», Vortrag von Jesko Fezer, 5.9.2019.  
161 Markus Zilker hat uns beim wohnlabor-Workshop im Juli 2018 in Graz  
einen Tag lang besucht und über seine frühen Inspirationen erzählt.  
162 Interview mit Robert Koch, geführt von Rebekka Hirschberg, Wien,  
12.11.2020.  
163 Das Architekturzentrum Wien hat in der Ausstellung «Boden für Alle!»  
(2020) erhoben, dass es bereits genug Einfamilienhäuser in Österreich  
gibt. Die gesamte Bevölkerung könnte in Haushalten zu viert auf alle  
Einfamilienhäuser verteilt werden!  
164 vgl. Amann 2011, S. 11.  
165 vgl. Forschungsprojekt «Cooperative Conditions» (2020) von Anne  
Kockelkorn und Susanne Schindler mit dem MAS GTA, ETH Zürich

# Rückblick und Ausblick

«Das war immer die große Frage – wie funktioniert das dann tatsächlich in der Praxis?», erinnert sich der Soziologe Laszlo Vaskovics, der am Forschungsprojekt *Flexibles Wohnen* beteiligt war.<sup>166</sup> Trotz des langen vorangegangenen Forschungsprojekts im Rahmen der Wohnbauforschung wurde diese Frage in den letzten Jahrzehnten nie mehr gestellt. In der vorliegenden Arbeit habe ich sie nun nochmals aufgegriffen. Mit der Methode der Architekturethnografie habe ich den Versuchsbau nach 42 Jahren Bewohnung untersucht. In diesem Sinne knüpft meine Arbeit an die Tradition der Wohnbauforschung an.

Das Bausystem *Flexibles Wohnen* war ursprünglich für ein Generationenhaus konzipiert, in dem die Flächenausdehnung der Wohnungen je nach Phase im Familienzyklus veränderbar sein sollte. Die Empfehlungen für die Zusammensetzung einer durchmischten Hausgemeinschaft wurden von der Genossenschaft 1975 allerdings kaum berücksichtigt. Die Phasen im Familienzyklus verliefen in allen elf Haushalten relativ parallel und der Altersschnitt liegt heute bei Ende 70. Außerdem hat es wenige Wechsel in der Hausgemeinschaft gegeben; nur zwei Familien sind weggezogen, in zwei anderen Familien kam es zu Scheidungen. Die Entwicklung der Hausgemeinschaft während der nächsten fünf bis zehn Jahre bietet die Vorlage für ein weiteres interessantes Forschungsprojekt. Vielleicht kann der Versuchsbau ja nun doch noch zum Generationenhaus werden?

In Bezug auf die Flexibilität haben sich die nichttragenden Wände als essentiell erwiesen. Bei internen Umbauten zeigte sich ein Trend zur Polyvalenz. Die Räume wurden vergrößert, um für mehrere Nutzungen zur Verfügung zu stehen. Die externen Möglichkeiten zu Vergrößerung und Verkleinerung der Wohnungen wurden bis auf eine Ausnahme nicht wahrgenommen.

Während die Mitgestaltung ursprünglich für die individuellen Wohnungen geplant war, erweiterte sie sich schließlich auf eine grundlegende Partizipation in der Gestaltung und Erhaltung des gesamten Hauses. Die Treffen während des Planungsprozesses trugen dazu bei, dass sich die Hausgemeinschaft schon vor dem Einzug bilden und eine gemeinsame Entscheidungs- und Diskussionskultur etablieren konnte. Die Bewohner\*innen haben den Versuchsbau *Flexibles Wohnen* zu einem Gemeinschaftshaus gemacht. Sinnbildlich dafür war der «Partykeller» der wichtigste Raum für die Gemeinschaft – für Feiern, gemeinsame Aktivitäten und Besprechungen.

Der Versuchsbau ist ein Beispiel für gemeinnützig finanzierten Wohnraum. Die Genossenschaft konnte für die Errichtung Wohnbauförderung und zusätzliche Förderdarlehen des Bautenministeriums, speziell für Mehrkosten bei Versuchsbauvorhaben, akquirieren. Nach

der Fertigstellung sind die Wohnungen ins Eigentum übergegangen. Die monatlichen Kosten pro Haushalt bestehen aus der Rückzahlung der Darlehen mit einer Laufzeit bis 2025, sowie Verwaltungs- und Betriebskosten plus Rücklagen. Aktuell belaufen sich diese Kosten auf circa 5,60 Euro pro Quadratmeter, wenn die Darlehen bereits getilgt sind sogar nur 2,20 Euro pro Quadratmeter.

Während die Preise für Immobilien steigen und die Unzufriedenheit mit dem Wohnungsangebot wächst, bilden sich immer mehr Initiativen und Gruppen, um leistbaren und selbstbestimmten Wohnraum in Gemeinschaft zu schaffen. Viele dieser aktuellen Wohnprojekte erproben interessante Experimente als Alternative zum geförderten Wohnbau. Gleichzeitig werden diese Projekte dafür kritisiert, dass sie durch und für die gebildete Mittelschicht entstehen. Der Prozess erfordert viel Zeit und Einsatz der Gruppenmitglieder, den nicht jede\*r leisten kann. So bleiben diese Modelle des Zusammenlebens bisher die Ausnahme.

Das Bausystem *Flexibles Wohnen* hat gezeigt, dass auch ein System mit bereits erstellten Rahmenbedingungen unter geringerer Mitwirkung der Bewohnerschaft zu einem erfolgreichen Gemeinschaftshaus werden kann. So könnten die Vorteile gemeinschaftlichen Wohnens – wie geteilte Ressourcen, Mitbestimmung, ein sicheres soziales Umfeld und nachbarliche Unterstützung – einem größeren Anteil der Bevölkerung ermöglicht werden.

Damit die aktuellen gemeinschaftlichen Wohnprojekte nicht weiterhin die Ausnahme bleiben, braucht es eine Wiederaufnahme der Wohnbauforschung. Diese sollte erstens das Erproben experimenteller Wohnformen unterstützen, damit deren Ergebnisse nach anschließender Evaluierung in den geförderten Wohnungsbau übernommen werden können. Dieser Schritt ist beim Versuchsbau *Flexibles Wohnen* ausgeblieben. Zweitens braucht es Anreize und Förderungen für Kooperationen zwischen Bauvereinigungen, Planer\*innen und Nutzer\*innen. Und drittens eine verstärkte Architekturvermittlung, welche die Ideen im Wohnbau mit einer breiten Öffentlichkeit diskutiert. Die Wiederaufnahme der Wohnbauforschung könnte ein wichtiges Instrument zur Entwicklung zukunftsweisender Wohnbauten in Österreich sein.

<sup>166</sup> vgl. Interview mit Laszlo Vaskovics, geführt von Rebekka Hirschberg per Telefon, 13.10.2020.

# Literatur und Quellen

## Kapitel 1

### Linz und der gemeinnützige Wohnungsbau

Arlt, Peter/Voegeli, Jonas, *Linz Atlas. Zur Lebensqualität hier und anderswo*, Wien 2009.

Fitz, Angelika/Heller, Martin, *Linz Texas. Eine Stadt mit Beziehungen*, Ausst.-Kat. Architekturzentrum Wien, Wien 2008.

Harvey, David, *The condition of postmodernity. An enquiry into the origins of cultural change*, 2. Aufl., Cambridge MA 1992.

Judt, Tony, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2006.

Kepplinger, Brigitte, «Wohnbau mit gesellschaftspolischem Auftrag», in: *linz aktiv*. Kommunale Vierteljahresschrift der Stadt Linz, Sonderausgabe 70 Jahre GWG, Linz 2011, <https://docplayer.org/30864868-70-jahre-gwg-das-team-der-gwg-im-sommer-2011.html> (abgerufen am 20.10.2020).

Knall-Brsovsky, Ulrike, «NS-Siedlungen und Wohnanlagen in Linz», in: »Hitlerbauten« in Linz. Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart, hg. von Sylvia Necker und Elisabeth Kramer, Ausst.-Kat. Museen der Stadt Linz, Linz 2012, S. 80–95.

Necker, Sylvia/Kramer, Elisabeth, »Hitlerbauten« in Linz. Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart, Ausst.-Kat. Museen der Stadt Linz, Linz 2012.

Necker, Sylvia, *Wohn(ge)schichten 1938–2013. 75 Jahre WAG*, hg. von der Wohnungsanlagen Ges.m.b.H., Linz 2013, [http://issuu.com/wag-linz/docs/wohngeschichten.75\\_jahre\\_wag](http://issuu.com/wag-linz/docs/wohngeschichten.75_jahre_wag) (abgerufen am 25.10.2020).

Neuwirth, Pamela/Brandmayr, Tanja, *Genossenschaftliches Wohnen. Auf den Spuren des Isidor Karl Theodor Demant*, Wien 2015.

Saxenhuber, Hedwig/Schöllhammer, Georg/Porsch, Johannes (Hg.), *Wer war 1968? Kunst Architektur Gesellschaft*, und *Schluss mit Wirklichkeit! Avantgarde, Architektur, Revolution*, 1968, Ausst.-Kat. LENTOS Kunstmuseum Linz/NORDICO Stadtmuseum Linz und Landesgalerie Linz, Salzburg 2018.

Architekturavantgarde in der Nachkriegszeit

Architekturzentrum Wien (Hg.), *The Austrian Phenomenon. Architektur Avantgarde Österreich 1956 – 1973*, Ausst.-Kat. Architekturzentrum Wien, Basel 2009.

Czech, Hermann/Hufnagl, Viktor/Windbrechtinger Wolfgang und Traude, *Neue Städtische Wohnformen*, Ausst.-Kat. Österreichische Gesellschaft für Architektur Wien, Wien 1967.

Feuerstein, Günther, *Urban Fiction. Leitbilder für die Stadt der Zukunft – Aktion und Ausstellung*, Ausst.-Kat. Galerie St. Stephan, Wien 2003 (Erstausg. 1966).

Guttmann, Eva/Kaiser, Gabriele, *Werkgruppe Graz, 1959-1989* : Architektur Am Wendepunkt der späten Moderne, Zürich 2013.

Heuvel, Dirk van den/Risselada, *Team 10, 1953-1981. In Search of a Utopia of the Present*. Rotterdam 2005.

Hundertwasser, Friedensreich, *verschimmelungs-manifest gegen den rationalismus in der architektur*, Wiesbaden 1958.

Kamleithner, Christa, «Konsum und Kritik», in: *Wer war 1968?* und *Schluss mit Wirklichkeit!*, Ausst.-Kat. Linz 2018, S. 441–446.

Kaiser, Gabriele, *BLATTLINIEN. Die österreichischen Architekturzeitschriften „Der Aufbau“ und „Der Bau“ als Leitmedien des institutionellen Fachdiskurses 1946–1971*, Diss. Universität Wien 2017.

Kaiser, Gabriele, «Poetische Stadtfantasien als Kritik am Funktionalismus?», in: *Wer war 1968?* und *Schluss mit Wirklichkeit!*, Ausst.-Kat. Linz 2018, S. 432–440.

Steiner, Dietmar, «Experimentelle Architektur in Österreich», in: *Bauen + Wohnen* 4, 30 (1976), S. 117–120.

Steiner, Dietmar, «Vorwort», in: *The Austrian Phenomenon. Architektur Avantgarde Österreich 1956 – 1973*, Ausst.-Kat. Architekturzentrum Wien, Basel 2009.

Ronneberger, Klaus, «1968 und die urbane Revolte», in: *Wer war 1968?* und *Schluss mit Wirklichkeit!*, Ausst.-Kat. Linz 2018, S. 52–63.

Wohnbauforschung

Amann, Wolfgang, Kompetenzverlagerungen im Wohnungswesen, Wien 1999 (*FGW – Schriftenreihe* 132).

Bundesministerium für Bauten und Technik, *Wohnbauforschung. Bericht über die Förderungsmaßnahmen des Bundesministeriums für Bauten und Technik und über die Forschungsergebnisse im Jahre ... / Jahresbericht ...*, Wien 1970–1990.

Freisitzer, Kurt/Gamerith, Horst et.al., *Wohnbauforschung in Österreich. Zusammenfassender Projektbericht und Hauptergebnisse*, F 971 und F 1237, Linz 1993 [1988].

Gruppe Forschungsplan (Fehringer, Feuerstein, Prader, Uhl), *Entwurf eines Forschungsplans für die Wohnbauforschung in Österreich beim Bundesministerium für Bauten und Technik* (Endgültige Fassung), Wien 1970.

Koziol, Franz, «Die österreichische Bundeswohnbauforschung», Referat vor dem Baukulturbeirat, Wien 2012.

Temel, Robert, *Wohnbauforschung in Österreich*, Wien 2008 (Manuskript).

ISW (Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich), *Möglichkeiten und Grenzen der demokratischen Mitbestimmung im sozialen Wohnungsbau. Zusammenfassender Schlussbericht*, Wohnbauforschung Projekt F 635, Linz 1981.

Werkgruppe Linz

Achleitner, Friedrich, Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. *Ein Führer in vier Bänden*, Salzburg/Wien/St. Pölten 1981 (Band 1: Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg).

Achleitner, Friedrich, «Romantischer Realismus», in: *Clemens Holzmeister*, hg. von Monika Knofler, Wilhelm Holzbauer und Gustav Peichl, Ausst.-Kat. Akademie der Bildenden Künste, Wien 1982 (Wiener Akademie-Reihe 9), S. 7–11.

Grüning, Michael, *Der Architekt Konrad Wachsmann. Erinnerungen und Selbstauskünfte*, Wien 1986.

Knofler, Monika/Holzbauer, Wilhelm/Peichl, Gustav (Hg.), *Clemens Holzmeister*, Ausst.-Kat. Akademie der Bildenden Künste, Wien 1982 (Wiener Akademie-Reihe 9).

Lehmbrock, Josef/Fischer, Wend, *Profitopolis oder Der Mensch braucht eine andere Stadt. Eine Ausstellung über den miserablen Zustand unserer Städte und über die Notwendigkeit, diesen Zustand zu ändern, damit der Mensch wieder menschenwürdig in seiner Stadt leben kann*, Ausst.-Kat. Die Neue Sammlung, München 1972.

Mitscherlich, Alexander: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Sonderausgabe edition suhrkamp 3311, Frankfurt/Main 1996 (Erstausg. *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden* Frankfurt/Main 1965).

Müller, Veronika, «Interviews mit den Preisträgerinnen. 1978 Werkgruppe Linz», in: *ausgezeichnet. ÖÖ Landeskulturpreis Architektur 1978-2012*, Ausst.-Kat. afo architekturforum oberösterreich, Salzburg 2013, S. 12–19.

Wachsmann, Konrad, *Wendepunkt im Bauen*, 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1962 (Erstausg. 1959).

Werkgruppe Linz, *Werkgruppe Linz 1969–1984*, [Selbstverlag] 2012.

Interviews

Interview mit Edgar Telesko (Architekt der Werkgruppe Linz), geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27. Januar 2020.

Interview mit Helmut Werthgarner (Architekt der Werkgruppe Linz) und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27. Januar 2020.

Interview mit Helmut Werthgarner (Architekt der Werkgruppe Linz) und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 2. Oktober 2020.

Interview mit Laszlo Vaskovics, geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 13. Oktober 2020.

Interview mit Robert Koch (u.a. ehem. Pressesprecher im Bautenministerium; Herausgeber der Zeitschrift *Wohnbauforschung*), geführt von Rebekka Hirschberg, Wien, 12. November 2020.

Interview mit Fritz Matzinger (Architekt), geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 3. Dezember 2020.

Interview mit Eilfried Huth (Architekt), geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 9. Dezember 2020.

Kapitel 2

Primärquellen

Vaskovics, Laszlo, «Familienzyklus und Wohnungsflexibilität. Soziologische Marktanalyse zum Projekt Flexibles Wohnen», in: *Flexibles Wohnen*, Arbeitsbericht, Linz 1972, S. 47–132.

Werkgruppe Linz, *Flexibles Wohnen*, Arbeitsbericht, Linz 1972.

Werkgruppe Linz, *Flexibles Wohnen II*, Arbeitsbericht, Linz 1975.

Werkgruppe Linz, *Flexibles Wohnen 3. Teil*, Arbeitsbericht, Linz 1979.

Einreichpläne des umgesetzten Entwurfs 1976–78 (Bauamt Linz)

Hausakt und Wohnungsakten (Archiv Genossenschaft *Eigenheim Linz*)

## Sekundärquellen

Achleitner, Friedrich, «Jäger im Tal, Ödmühlweg 16» in: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. *Ein Führer in vier Bänden*, Salzburg /Wien/St. Pölten 1981 (Band 1: Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg), S. 172–173.

Achleitner, Friedrich, «Wohnhausanlage ‚Flexibles Wohnen‘» in: *Friedrich Achleitners Blick auf Österreichs Architektur nach 1945. Linzer Vorlesungen*, hg. von Roland Gnaiger, Basel 2015, S. 250–255.

Brech, Joachim/Deutscher Werkbund (Hg.), «Projekt: Linz Haselgraben», in: *Beispiele - Experimente – Modelle. Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung*, Lesebuch zum Kongress in Saarbrücken, Darmstadt 1981, S. 208–211.

Freisitzer, Kurt/Koch, Robert/Uhl, Ottokar, «Haus der flexiblen Bewohner», in: *Mitbestimmung im Wohnungsbau. Ein Handbuch*, Wien 1987, S. 130–133.

Werkgruppe Linz, «Aktualität: Flexibles Wohnen», in: *Bauen + Wohnen* 27 (1973), Nr. 4, S. 166–172.

Werkgruppe Linz, «Flexibles Wohnen: Versuchsbau Linz», in: *Bauen + Wohnen* 30 (1976), Nr. 4, S. 148.

Werkgruppe Linz, «Flexibles Wohnen. Versuchsbau in Linz-Haselgraben, Oberösterreich», in: *werk archithese* 64 (1977), Nr. 11–12, S. 19–20.

Werkgruppe Linz, «Flexibel wohnen», in: *Bauwelt* 69 (1978), Nr. 38, S. 1428–1433.

Wilbertz, Georg, «Wohnbau Flexibles Wohnen/Linz», in: *Wer war 1968? und Schluss mit Wirklichkeit!*, Ausst.-Kat. Linz 2018, S. 187.

## Kapitel 3

### Flexibilität & Mitgestaltung

Akcan, Esra, Open Architecture. Migration, Citizenship *and the Urban Renewal of Berlin-Kreuzberg by IBA 1984/1987*, Basel 2018.

Avermaete, Tom/Swernaton, Mark/van den Heuvel, Dirk, *Architecture and the Welfare State*, Abingdon/New York 2014.

Awan, Nishat/Schneider, Tatjana/Till, Jeremy, *Spatial Architecture. Other Ways of Doing Architecture*, London 2011.

Blau, Eve, «From Red Superblock to Green Megastructure: Municipal Socialism as Model and Challenge» in: *Architecture and the Welfare State*, hg. von Mark Swenarton, Dirk van den Heuvel und Tom Avermaete, Abingdon/New York 2014, S. 27–49.

Carlo, Giancarlo de, «Architecture’s Public» (1969), in: *Architecture and Participation*, hg. von Peter Blundell Jones, Doina Petrescu und Jeremy Till, Abingdon/New York 2007, S. 3–22.

Marcuse, Peter und David Madden, «Introduction. The Residential is Political», in: *In Defense of Housing. The Politics of Crisis* 2016, S. 1–13.

Habraken, Nicolaas John, *Supports: an alternative to mass housing*, London 1972 (Erstausg. *De Dragere en de Mensen*, Amsterdam 1961).

Hertzberger, Herman, *Lessons for Students in Architecture*, 6. erw. Aufl., Rotterdam 2005 (Erstausg. 1991).

Joedicke, Jürgen, «Das wachsende Haus», in: *Bauen + Wohnen* 17 (1963), Nr. 4, S. 152–153.

Kockelkorn, Anne/Martin, Reinhold, *Housing after the Neoliberal Turn: A Sample Atlas*, Berlin 2015.

Schneider, Tatjana/Till, Jeremy, «Flexible Housing. Opportunities and Limits», in: *Architectural Research Quarterly* 9, 2 (2005), S. 157–166.

Schneider, Tatjana/Till, Jeremy, «Flexible housing: the means to the end», in: *Architectural Research Quarterly* 9, 3–4 (2005), S. 287–296.

Schneider,Tatjana/Till, Jeremy, *Flexible Housing*, Burlington 2006. Wagner, Anselm, *Was bleibt von der „Grazer Schule“? Architektur-Utopien seit den 1960ern revisited*, Architektur + Analyse, Berlin 2012.

### Gemeinnützigkeit & Forschung

Amann, Wolfgang, Kompetenzverlagerungen im Wohnungswesen, Wien 1999 (*FGW – Schriftenreihe* 132).

Amann, Wolfgang/Komendantova, Nadejda/Mundt, Alexis, *Effizienzpotenziale in der österreichischen Wohnungspolitik*, hg. von IIBW (Institut für Immobilien, Bauen und Wohnen GmbH), Wien 2012.

Bauer, Eva, «Gemeinnütziger Wohnbau in Österreich. Zu Geschichte, Funktion und künftiger Perspektive», in: *Kurswechsel*, 3, 2006, S. 20–27.

Jany, Andrea, *Experiment Wohnbau. Die partizipative Architektur des Modell Steiermark*, Berlin 2019.

wohnlabor, «Let’s live together! Vier Wohnprojekte im kollektiven Eigentum», in: gewohnt: un/common, *GAM* 16 (2020), S. 140–151.

Schopper, Alexander/Walch, Mathias, «Gesellschaftsrechtliche Fragen des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes», in: *ZRB – Zeitschrift für Recht des Bauwesens*, 3 (2017), S. 90–109.

## Wohngeschichten

### Eigene Quellen

Gespräch mit Martin Lang (Hausverwalter Ödmühlweg 16) und Johann Schiefermair (Geschäftsführer *Eigenheim Linz*), geführt von Rebekka Hirschberg, Linz-Auwiesen, 29. Juli 2020.

Fragebögen, ausgefüllt von 10 von 11 Haushalten (Oktober 2020)

Gespräche mit den Bewohner\*innen von 4 Wohnungen:

Interview mit Helmut und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 27. Januar 2020.

Interview mit Helmut und Renée Werthgarner, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 2. Oktober 2020.

Interview mit Christine Wasmeyer-Nagl, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 29. Juli 2020.

Interview mit Christine Wasmeyer-Nagl, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 1. September 2020.

Interview mit Margit und Wolfgang Mayr, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 1. September 2020.

Interview mit Ingrid und Werner Plohberger und Rosemarie Mayr, geführt von Rebekka Hirschberg, Linz, 2. Oktober 2020.

Interview mit Rosemarie Mayr (Tochter der Familie Plohberger), geführt von Rebekka Hirschberg, Telefon, 27. Oktober 2020.

Hauschronik und Fotografien der Bewohnung (1978–2020)

Fotografien der Autorin (2020)

Zeichnungen der Autorin (2020) in Rücksprache mit den Bewohner\*innen

### Methode Architekturethnografie

Boudon, Philippe, *Die Siedlung Pessac. Vierzig Jahre Wohnen à Le Corbusier*, Basel 1971 (Bauwelt Fundamente 28).

Cupers, Kenny, *Use matters. An alternative history of architecture*, London 2013.

Gassner, Robert, «Familienbild mit Haus. Wohnraum als Akteur in den Biografien seiner Bewohner», in: *Candide – Journal for Architectural Knowledge*, 1 (2009), S. 117–140.

Jacobs, Jane M/Strebel, Ignaz, «Die Bewohner ins Bild rücken. Pearl Jephcott und die Wissenschaft vom Leben im Wohnhochhaus», in: *Candide – Journal for Architectural Knowledge*, 7 (2013), S. 13–36.

Kaijima, Momoyo/ Kuroda, Junzo/Tsukamoto, Yoshiharu, *東京製造 Made in Tokyo*, Taipei 2007 (Erstausg. 2001).

Lin, John/Devabhaktuni, Sony, *As Found Houses. Experiments from Self-Builders in Rural China*, Hong Kong/Los Angeles 2021.

Kalpacki, Andreas/Kaijima, Momoyo/Stalder,Laurent, *Architekturethnografie*, ARCH+ 52 (2020), Nr. 238.

Yoshiharu Tsukamoto Laboratory (Hg.), *Windowscape. Window Behaviorology*, Singapore 2011.

# Anhang

## Bildnachweis

- 28 - *Linz Atlas* 2009, S. 162.
- 29 l. - Archiv der Stadt Linz
- 29 r. - Necker/Kramer 2012, S. 83.
- 30 l. - Jubiläumsschrift der WAG 2013, S. 24–25.
- 30 r. - Jubiläumsschrift der Genossenschaft Eigenheim 1998, S. 17
- 33 - *Urban Fiction* Ausstellungskatalog (ergänzte Ausgabe 2003)
- 34 - *Neue Städtische Wohnformen* Ausstellungskatalog (1967)
- 37 - Forschungsplan für die Wohnbauforschung
- 38 l. - Offizieller Forschungsbericht der Wohnbauforschung 1972
- 38 r. - Offizieller Forschungsbericht der Wohnbauforschung 1974
- 39 - Offizieller Forschungsbericht der Wohnbauforschung 1982
- 41 - *deutsche bauzeitung* (01/2010) Foto: Josef Pausch
- 61, 64, 66, 67, 68, 69 - Forschungsbericht Flexibles Wohnen I (1972)
- 70, 72 - Forschungsbericht *Flexibles Wohnen II*, Teil 1 (1975)
- 71, 73 - Forschungsbericht *Flexibles Wohnen II*, Teil 2 (1975)
- 74, 75 - Archiv Bauamt Linz
- 77 - Hausleute Ödmühlweg, Dokumentation der Bauzeit
- 80, 81, 87, 89 - Hauschronik
- 114, 115 - Luftbild bingmaps (abgerufen am: 2.1.2021)

Alle Fotos in den Wohngeschichten sind Fotos der Autorin.  
Alle Axonometrien der Wohnungen wurden von der Autorin in Rück-  
sprache mit den Bewohner\*innen gezeichnet. Die Diagramme  
(Seite 99 und 101) wurden mit Informationen aus Hauschronik, Fra-  
gebögen und Forschungsberichten erstellt.

## Abkürzungen

|       |                                                                                                                             |
|-------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| FPÖ   | Freiheitliche Partei Österreichs                                                                                            |
| GBV   | Gemeinnützige Bauvereinigungen                                                                                              |
| GIWOG | Gemeinnützige Industrie-Wohnungs-AG                                                                                         |
| GWG   | Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft der Stadt Linz GmbH                                                                      |
| ÖVP   | Österreichische Volkspartei                                                                                                 |
| SPÖ   | Sozialdemokratische Partei Österreichs                                                                                      |
| VÖEST | Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke<br>Firmenname ab 1973 VOEST-ALPINE AG<br>Firmenname ab 1996 voestalpine AG |
| WAG   | Wohnungsanlagen Ges.m.b.H.                                                                                                  |
| WFG   | Wohnbauförderungsgesetz                                                                                                     |
| WGG   | Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz                                                                                             |

## Forschungsprojekt «Flexibles Wohnen»

Vorprojekt (1968)  
Architektur: Werkgruppe Linz  
Soziologie: Laszlo Vaskovics  
Statik: Alfred Reichl, Kurz Wenzel

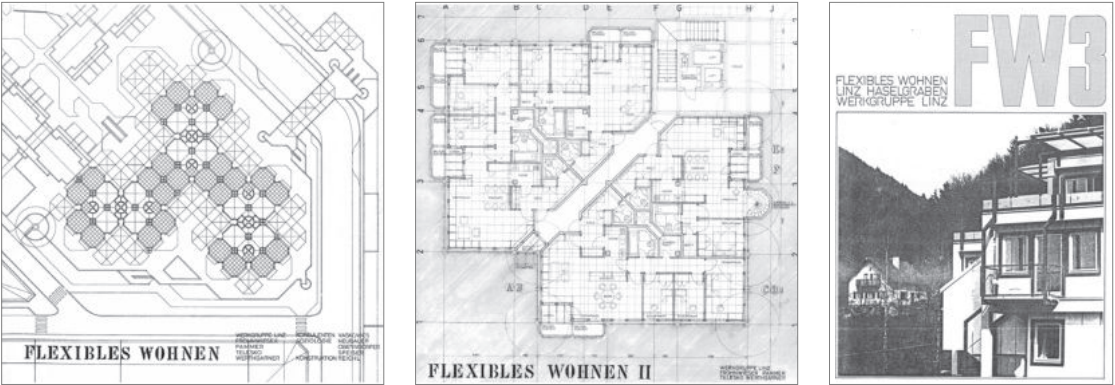
FW 1 (1969–1972)  
Architektur: Werkgruppe Linz  
Arbeitsgruppe Sozialwissenschaften: Laszlo Vaskovics (Soziologie)  
mit W. Neubauer (Psychologie), P. Oberndorfer (Jurist),  
I. Speiser (Mathematik, Soziologie)  
Statik: Alfred Reichl

FW 2 (1972–1975)  
Architektur: Werkgruppe Linz  
Statik: Alfred Reichl

FW 3 (1975–1978)  
Architektur: Werkgruppe Linz  
Bauträger und Förderungswerber: Gemeinnützige WBG Eigenheim  
Statik: Alfred Reichl, Eberhard Feilmayr  
Bauleitung: VÖEST ALPINE AG, Systembau

## Werkgruppe Linz (1968 – 1984)

Helmut Frohnwieser (\*1935 – † 2016)  
Heinz Pammer (\*1941 – † 2018)  
Edgar Telesko (\*1933)  
Helmut Werthgarner (\*1934 – † 2021)





# Danke

an alle Hausleute im Versuchsbau *Flexibles Wohnen* –  
an Frau Wasmeyer-Nagl, die mich auch beim Verteilen und Einsammeln der Fragebögen unterstützt und mir die kostbare Hauschronik anvertraut hat,  
an Ehepaar Mayr,  
an Architekt Helmut Werthgarner\*, der mir in seiner Doppelrolle als Architekt und Bewohner Rede und Antwort gestanden hat, und seiner Frau Renée Werthgarner,  
an Ehepaar Plohberger und ihrer Tochter Rosi Mayr,

an Edgar Telesko, dem zweiten Architekten der Werkgruppe Linz,  
der mir die originalen Forschungsberichte zur Verfügung gestellt hat,

an Susanne und Andreas für die Betreuung dieser Arbeit,

an Laszlo Vaskovics, Robert Koch, Peter Wagner, Franz Koziol,  
Eilfried Huth und Fritz Matzinger für die Gespräche,

an die Genossenschaft Eigenheim Linz für die Einsicht in Haus- und Wohnungsakten,  
sowie an Hausverwalter Martin Lang, Geschäftsführer Johann Schiefermair und Buchhalter Andreas Mayer für ihre Auskünfte,

an das *afo* in Linz, an Franz Koppelstätter und Georg Wilbertz, die den Kontakt zu den Architekten für mich hergestellt haben,

an Anna, Jomo, Dani, Charlotte, Rivka, Eva, Oma und den *Club der Schreibenden* für ihr Feedback,

und natürlich an meine *wohnlabor*-Kolleg\*innen, mit denen ich die Themen, um welche diese Arbeit handelt, regelmäßig diskutiere und bearbeite und vorhabe, dass auch weiterhin zu tun.

\*Nachwort: Herr Werthgarner ist ein paar Tage vor Fertigstellung dieser Arbeit verstorben.  
Mein herzliches Beileid gilt Frau Werthgarner, seiner Familie und den gesamten Hausleuten.

